P. Agostino da Montefeltro

Konferenzreden und Fastenpredigten

I. Band

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Michael Klasen

— 1911 —

P. Agostino da Montefeltro

Konferenzreden und Fastenpredigten

I. Band: Die Wahrheit

Konferenzreden und Fastenpredigten

von

P. Agostino da Montefeltro
O. S. Fr.

I. Band
Die Wahrheit

Mainz 1907
Verlag von Kirchheim & Co.

P. Agostino da Montefeltro

Die Wahrheit

Konferenzreden

von

P. Agostino da Montefeltro O. S. Fr.

gehalten in der St. Carlokirche in Rom

Aus dem Italienischen von

Dr. Joseph Drammer

Sechste Auflage

The Catholic Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

WITHDRAWN

Mainz 1907
Verlag von Kirchheim & Co.

545

Imprimatur.

—

Moguntiae, die 18. Julii 1907.

Dr. Jos. Selbst,
Consil. Eccl., Decan. Eccl. Cathedr. Mogunt.

Druck von Joh. Falk III. Söhne in Mainz

Vorwort

Seit beiläufig zwei Jahren erregt in Italien ein demütiger Franziskaner durch seine gottbegeisterten, tief durchdachten Predigten die allgemeine Aufmerksamkeit. In Bologna, Pisa, Florenz, Genua, Turin, zuletzt in Rom, kurz in den volkreichsten Städten, in welchen er die Kanzel bestieg, wußte er seine Zuhörer in solchem Maße hinzureißen, daß die höheren Schulen, die Universitäten den Unterricht aussetzen mußten, weil alle, Lehrer und Schüler, zu den Füßen des einfachen Sohnes des heiligen Franziskus saßen. Allgemein hieß es, ein zweiter Vinzenz Ferrerius sei erstanden, um in der augenblicklich von so manchen Gefahren bedrohten modernen Welt mit göttlicher Kraft die ewigen Wahrheiten zu verkünden. P. Agostino da Montefeltro hat besonders jene Wahrheiten zum Gegenstande seiner Vorträge genommen, die in der modernen Gesellschaft am meisten angefochten werden. Sie verteidigt er nicht mit rhetorischen Künsteleien, sondern mit überzeugender Kraft, die geschöpft ist aus der Tiefe eines gründlichen Wissens und aus der Fülle eines von wahrer Gottes- und Nächstenliebe

erglühenden Herzens. Ich glaubte daher ein verdienstliches Werk zu tun, wenn ich mich der Mühe unterzog, einen Teil seiner Predigten durch Übersetzung aus dem Italienischen einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Bei Beurteilung der Übersetzung möge man nicht außer Acht lassen, daß derselben ein italienisches Stenogramm zu Grunde gelegt werden mußte, welches in den beiden ersten Predigten die Spuren der Schwierigkeit der Stenographen an der Stirne trägt, einem Kanzelredner nachzuschreiben, der so schnell wie Pater Agostino spricht. Um aber möglichst sicher zu gehen, habe ich mir angelegen sein lassen, außer dem Florentiner Stenogramm auch noch die Turiner Ausgabe dieser Predigten, sowie eine englische, bereits in zweiter Auflage erschienene Übersetzung zu benutzen. Möge das Werkchen auch bei uns den Nutzen stiften, den der Urheber desselben in seiner Heimat in so reichem Maße eingeerntet hat!

Köln, am Feste des heiligen Suitbertus 1889.

Der Übersetzer.

Vorwort zur sechsten Auflage

Die ebenso gehaltvollen, wie eigenartigen Predigten des italienischen Franziskaners, die seiner Zeit in der ganzen gebildeten Welt so viel Aufsehen erregten, haben noch immer nicht ihr Interesse verloren. Da sie im Buchhandel vergriffen waren, konnte sich der Herausgeber darum auch entschließen, eine neue Volksausgabe zu veranstalten, damit die markigen Worte des beredten Verteidigers unseres heiligen Glaubens in immer weiteren Kreisen des katholischen Volkes ihren Segen verbreiten. Möge das dem Buche in reichem Maße gelingen.

Aachen, am Feste der hl. Johannes und Paulus 1907.

Dr. Jos. Drammer,
Oberpfarrer.

Pater Agostino da Montefeltro

Pater Agostino ist der Sohn einer sehr wohlhabenden Familie des toskanischen Städtchens Montefeltro; er wurde daselbst am 1. März 1843 geboren und hieß Luigi Vicini. Den niederen Studien lag er in seiner Heimat ob. Dann begab er sich an die Universität von Urbino, wo er das Zivil- und kanonische Recht mit glänzendem Erfolge absolvierte. Nun war die Zeit da, sich zum Militärdienst zu stellen, doch der körperlich schwache Jüngling entzog sich demselben. Bald aber wurde er aufgegriffen und längere Zeit in Rocca di S. Casciano in Haft gehalten. Darauf wurde er in Florenz zum Militär eingestellt, aber nach kurzer Zeit wegen seiner körperlichen Schwäche und gegen Bezahlung der sogenannten Militärtaxe freigegeben.

Nun studierte er Theologie und wurde 1867 zum Priester geweiht. Seiner ausgezeichneten juristischen Kenntnisse wegen und infolge Familien-Patronates erhielt er bald ein Kanonikat in seiner Vaterstadt Montefeltro. In dieser Stellung hatte er im Jahre 1869 Mißhelligkeiten mit seinem Diözesanbischofe,

welche damit endeten, daß er den Auftrag erhielt, in einem Ordenshause achttägigen Exerzitien sich zu widmen. Zu diesem Behufe wählte sich der junge Kanonikus Luigi Vicini das Franziskanerkloster auf Monte Alvernia, wo einst der heilige Franziskus von Assisi mit den heiligen Wundmalen war begnadigt worden. Als die acht Tage um waren, bat er um Verlängerung dieser Gnadenzeit.

Im Jahre 1871 kehrte er nach Montefeltro zurück. Doch es behagte ihm nicht mehr im Weltgetümmel, und schon nach kurzer Zeit begab er sich mit dem Segen seines Bischofs in den vom heiligen Leonardo da Porto-Maurizio gegründeten, sehr strengen Ritiro der Franziskaner von S. Maria Incontro bei Florenz und bat um Aufnahme in den Orden. Hier war der heiligmäßige Pater Andrea da Quarto Oberer; er stellte sich nun ganz unter die geistliche Leitung des Paters Andrea und begleitete von nun an im Postulanten-Habite diesen Gottesmann als Gehilfe im Predigtamte und im Beichtstuhle auf den vielen Missionen, welche Pater Andrea hielt.

Nachdem Pater Agostino seine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sein Beruf lange genug geprüft worden war, wurde er am 8. September 1874 in den Orden eingekleidet, machte im Ritiro S. Maria Incontro sein Noviziat, legte daselbst dann die Profeß der einfachen Gelübde ab und später die feierliche Profeß in die Hände des Ordensgenerals in der Portiunkula-Kirche zu Assisi.

Am 16. Februar 1879 starb sein väterlicher Freund und geistlicher Führer Pater Andrea da

Quarto im Rufe der Heiligkeit, und von nun an hat Pater Agostino allein sein Predigtamt fortgesetzt im vollständigen Gehorsam gegen seine Oberen, insbesondere gegen seinen Ordensgeneral, ohne dessen spezielle Erlaubnis er weder Fastenpredigten noch eine Mission übernimmt.

Zum Fastenprediger in S. Carlo am Corso zu Rom hat Papst Leo XIII. selbst den Pater Agostino berufen. Es ist unbeschreiblich, wie groß der Zulauf zu diesen Predigten ist. Das Erfreulichste aber sind die vielen schon in dieser kurzen Zeit erfolgten Bekehrungen.

Die Predigtweise des Paters Agostino ist die denkbar einfachste. Seine Sätze sind kurz, ohne oratorischen Schmuck. Er weiß die schwierigsten philosophischen Beweise mit so wenigen Worten und so klar und bündig, so schlagend und allen verständlich zum Ausdrucke zu bringen, daß er mit Recht als der populärste Redner gilt. Seine Haltung auf der Kanzel ist ruhig, niemals eine Spur von Leidenschaftlichkeit; aber er spricht so schnell, obgleich deutlich, daß kein Stenograph seine Predigt vollständig nachzuschreiben vermag. Der gewaltige Eindruck aber, den seine Predigten machen, wird wohl, außer der Gnade Gottes, daher kommen, weil man aus jedem Satze ersieht, daß er aus der Tiefe einer besonders geheiligten Seele hervorgeht, und weil eine wunderbare Salbung über die ganze Rede ausgegossen ist. Dieses aber kommt von seiner Gelehrsamkeit und von seiner Frömmigkeit und Gottesliebe.

Pater Agostino hat sich seit seinem Aufenthalte auf Monte Alvernia, sowie in der Einsamkeit zu Incontro ganz dem Studium der scholastischen Philosophie hingegeben. Der heilige Thomas von Aquin und der heilige Bonaventura sind seine Leitsterne auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie, und von den heiligen Vätern der heilige Augustinus und der heilige Chrysostomus. Was er predigt, ruht auf diesem Grunde, und wie tief er eingedrungen ist, bezeugt die Klarheit und Einfachheit, mit der er die Anschauungen dieser heiligen Lehrer der Kirche wiedergibt. Mit diesem Schatze des Wissens verbindet er eine erstaunliche Belesenheit in allen Fächern moderner Wissenschaften. Und alles dieses ist getragen von ächter Frömmigkeit und Gottesliebe. Pater Agostino ist bei all seinem Wissen und hohen Gaben so einfach, bescheiden und demütig wie ein Kind; im Umgang mit anderen anspruchslos und liebevoll, und wieder kindlich heiter. Wehe tun würde man ihm nur, wenn man ihn ins Gesicht loben würde, weshalb er auch kein Tagblatt in die Hand nimmt, von dem er ahnen könnte, daß es seiner lobend erwähnt. Er ist ein Mann des Gebetes und mit ganz besonderer Andacht und Liebe zur unbefleckten Gottesmutter erfüllt, und nie besteigt er die Kanzel, ohne zuvor zu den Füßen des Gekreuzigten und vor einem Bildnisse der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter sich Segen und Kraft erfleht zu haben.

Einleitung

Die Wahrheit

M. H.! Die menschliche Gesellschaft, mögen wir sie betrachten von oben oder von unten, von der rechten oder von der linken Seite, unter dem politischen oder dem religiösen Gesichtspunkte, die menschliche Gesellschaft ist so tief ins Verderben gesunken, daß sie kaum tiefer sinken kann. Zu anderer Zeit würde ich die Gelegenheit zu Ihnen, Florentiner, zu reden mit Freuden begrüßt haben; aber jetzt — ach! worüber soll man sich freuen, wenn man von allen Seiten unsere heilige Religion verlästert sieht, verspottet von dem Philosophen, verneint von dem Materialisten, verhöhnt von dem Gottesleugner?

Es ist nicht das erste Mal, daß ich das Glück habe, zu Ihnen zu reden. Sie wissen, wer ich bin, und Sie wissen auch, daß ich nur einen Wunsch, einen Zweck habe, und der ist: Ihnen die Wahrheit vorzutragen. Ich stehe nicht hier als Vertreter irgend einer Schule! Nein, ich komme im Namen Gottes, als Bote seiner Erbarmungen. Ich habe nur eine Botschaft für Sie, und ich würde meine Pflicht zu

verraten glauben, wenn ich sie Ihnen nicht mitteilte. Ich komme, um Sie die Wahrheit zu lehren. Es ist jetzt nicht der Augenblick, unsere Fahne, welche doch die Fahne Jesu Christi ist, mit einem Schleier zu verhüllen. Nein, laßt uns sie hoch erheben; auf ihr steht nur ein Wort „die Wahrheit" geschrieben.

Indes, meine Herren, was ist Wahrheit? Die Wahrheit ist für den Menschen der Anfang eines jeden Dinges, der Keim der Schönheit, das Geheimnis der Glückseligkeit und eben darum, weil die Wahrheit so nützlich, so notwendig ist, darum war sie auch von so großer Wichtigkeit während der achtzehn Jahrhunderte, die dem unserigen vorangegangen sind. Doch lassen wir die vergangenen Jahrhunderte ruhen und schauen wir um uns. Auch dieses Jahrhundert hat sich eine Losung gegeben, es ist dieselbe, die sie immer gewesen ist, das Wort „Wahrheit". Aber was ist diese Wahrheit, meine Herren? Das Wort ist auf Aller Lippen, aber wer handelt demgemäß? Es gab eine Zeit, da das Wort „Wahrheit" in des Menschen Herz unauslöschlich eingeschrieben war, aber was ist jetzt der Fall? Die Philosophen, die Vornehmen, die Könige, die Fürsten, die Obrigkeit, das Volk, glauben sie noch an dieses Symbol? Heutigen Tages lehnt man sich gegen das Prinzip der Autorität und des Gehorsams auf. Ist nicht die Autorität nur mehr eine leere Form, und der Gehorsam? Jeder will sein eigener Herr sein und nur seinen eigenen Bedürfnissen sich unterwerfen; das sind aber die Keime der Anarchie. Gleichgiltigkeit ist ein

anderer vorherrschender Zug im Leben der heutigen Zeit. Man sieht die Söhne desselben Vaterlandes sich einer gegen den anderen waffnen, und nur zu oft usurpiert stolzer Haß den Platz der Liebe. Und als wenn dieses noch nicht genüge, tritt noch die Schwäche des Willens hinzu: ein jeder ist wankelmütig und denkt nur an seine eigenen Genüsse. Wo sind denn noch feste Charaktere? Wo sind diejenigen, die noch den Geist der Selbstlosigkeit besitzen? So sind kindliche Liebe und Liebe zum Vaterlande von einem schalen Egoismus verdrängt worden. Wenn aber auf diese Weise die Prinzipien fehlen, dann können wir von dem Menschen gewiß nicht viel mehr erwarten. Ohne Zweifel, Gott bedarf der Menschen nicht, mögen sie noch so groß, noch so weise sein. Aber Gott will, daß die Menschen an der Erfüllung seiner heiligen Absichten mitarbeiten.

Man kann nicht leugnen, daß die Welt gegenwärtig durch eine Krisis hindurchgeht, die eines Tages eine Epoche in der Geschichte bilden wird. Ein jeder befindet sich in einer merkwürdigen Aufregung und wenn er seinen Blick in die Zukunft lenkt, sieht er schwarze Wolken den Horizont verhüllen. Aber großer Gott, wer wird uns da Hilfe senden? Industrie, Gewerbe, Wissenschaften haben große Fortschritte gemacht; aber was fehlt sind Männer, da diejenigen, welche die Gesellschaft retten wollen, tugend- und wahrheitsliebende Männer sein müssen, und diese Männer fehlen!

Nun, welcher Ursache muß man diesen Mangel zuschreiben? Ohne Zweifel zunächst dem immer stärker

werdenden bösen Einflusse und dann noch einer Menge von Gründen, die ich hier nicht alle aufzählen kann; nur einige will ich nennen, z. B. die unbeschränkte Freiheit der Presse, die Ärgernis gebenden Berichte vieler Zeitungen, die Vergnügungssucht und nehmet noch dazu den Glaubensmangel gepaart mit geflissentlicher Bosheit, dann habet ihr so ziemlich die Übel, an denen die Gesellschaft krankt.

Die Menschen glauben heutigen Tages vielfach ihr Glück im Materialismus zu finden; sie finden aber in der Tat nichts als Unglück und zwar ein so schmerzliches, so grausames und unerträgliches, daß sie Erlösung suchen im Selbstmord. Die mit dem Materialismus verbundene Vergnügungssucht hat niemals die Größe oder die Wohlfahrt der Nationen ausgemacht, wie es alle Zeiten und Länder bezeugen.

Ist aber einmal die Ursache des Übels festgestellt, so muß man sofort das Heilmittel aufsuchen. Jeder denkt, er habe eines und bringt es zum Vorschein. Jeder hat ein Rezept und glaubt, daß es untrüglich sei.

Einige sagen: Wofern die Wohlfahrt der Gesellschaft neu gefestigt werden solt, müsse dieselbe auf neuen Grundsätzen aufgebaut werden; es sei besser, die Lehre Jesu Christi als veraltet und nicht mehr passend für unsere Tage aufzugeben. Wir haben indes durch Erfahrung die Frucht dieser Grundsätze kennen gelernt und wenn man auf diesem Wege weiter fortschreitet, wird die Gesellschaft unfehlbar in ihr Verderben stürzen.

Was kann man aber tun, um diesem Zustande

abzuhelfen? Umsonst stehen die modernen Philosophen bereit mit ihren trockenen Theorien von lauter Materialismus oder Rationalismus: Genügen sie bei dieser Gelegenheit? Haben etwa Vernunft oder Logik jemals die Kraft gehabt, mit ihren leeren Worten die Flut der menschlichen Leidenschaft einzudämmen? Diese Philosophen sind freigebig mit ihren Versprechen des Glückes an die Völker, die ihnen Vertrauen schenken, aber steht es wohl in ihrer Macht, dieses Glück zu geben? Gewiß nicht! Dann werden aber die Menschen finden, daß man sie getäuscht hat; sie werden versuchen, mit Gewalt für sich zu erhaschen, was sie können, und dann wird man ihnen mit den Waffen in der Hand entgegentreten müssen. Petroleum und Dynamit, das sind die Früchte der Lehren dieser Philosophen und Atheisten.

Mit der Hilfe und im Namen Jesu Christi will ich in diesen Vorträgen es versuchen, Ihnen das einzige, wirksame Heilmittel zu zeigen gegen die Gefahren, die uns umgeben. Die Hauptsache ist: die Kenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. In der Kenntnis Jesu Christi liegt die Summe und das Wesen aller Wahrheit. Ist dieser Punkt erreicht, dann sind alle Hypothesen zu Ende; klare, deutliche Regeln leiten unsere Handlungen und wir haben nicht mehr nötig, von Trugschluß zu Trugschluß, von Verneinung zu Verneinung, von System zu System zu schwanken. Jesus Christus lehrt uns unsere Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen unsere Nebenmenschen zu erfüllen, die Familie, das Vaterland zu lieben und bereit zu sein, dieselben

bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Man wird vielleicht manchmal in diesen Lehren auf Dunkelheit stoßen; man darf jedoch nicht vergessen, daß wir uns auf der Erde befinden, wo wir das Übernatürliche nur wie in einem Spiegel schauen. Nähern wir uns dem Altare und sehen wir dort Jesum, so fühlen wir alsbald uns zu ihm hingezogen, wir lieben ihn und in ihm lieben wir alles, was schön, edel und gut ist. Wir lieben ihn von Herzen, ohne daß uns dadurch die rechtmäßige Freude genommen werde; denn nur der Egoismus ist das Hindernis der wahren Freude, weil er die wahre Liebe hindert; ihn müssen wir also bekämpfen. Dies ist das Ziel des Christentums. Unter dem Einflusse des Glaubens ist der Mensch zum schwersten Opfer fähig; aber der Glaube zeigt uns auch die Krone, die einst im Himmel oben unsere Stirne schmücken soll; und sollte dies noch kein genügender Beweggrund sein, so erinnert er uns an den höchsten Richter, vor welchem wir alle einmal erscheinen müssen, den Lohn oder die Strafe für unsere Sünden zu empfangen. Ja, das Christentum hat die Macht, die Flamme der brüderlichen Liebe aufs neue in unseren Herzen anzufachen und alle mit einander zu verbinden mit dem einen Bande der Hoffnung und der Liebe. Wenn dies erreicht ist, wird auch die gegenwärtige Krisis aufhören; dann wird der Starke dem Schwachen helfen und Krieg und Aufruhr werden von der Erde verschwinden. Die alte, heidnische Welt hat diesen Einfluß erfahren; als sie unter dem Gewichte des schmachvollsten Verderbens seufzte, ward in sie das Prinzip der Ord-

nung und der wahren Größe hineingesenkt durch die Ausbreitung der christlichen Lehre. Die moderne Welt muß von der alten Geschichte sich belehren lassen und deren Schritte verfolgen; und wenn heute der Glauben vielfach erstorben scheint, aus der Finsternis und der Unordnung wird er alsdann nochmals lebendig. Wenn die dunkeln Schatten der nahenden Gefahr über die Schwelle des Festhauses fallen, in welchem sich die Menschen ergötzen, dann werden diese entsetzt sich erheben und ihre Hände zu Gott dem Herrn emporheben, damit er ihnen helfe. Und sie tun wohl daran, recht laut zu ihm um Hilfe zu rufen. Denn, wenn er sie nicht errettet, können sie auf eine Wiederkehr des früheren glücklichen Zustandes nicht rechnen. Ja, auch wenn der Gedanke an Gott aus dem Herzen und aus dem Leben verbannt worden ist, es kommt immer die Zeit, wo man ihn wieder aufsucht — glücklich der Mensch, der ihn alsdann wieder findet!

I.

Die Existenz Gottes

M. H.! Der gesunde Menschenverstand, die christliche Zivilisation, die Wohlfahrt unseres Vaterlandes sind gegenwärtig einer schweren Prüfung unterworfen; sie alle werden auf gleiche Weise von den gotteslästerlichen Angriffen des Atheismus bedroht. Irregeführte Menschen verachten die allgemein angenommenen Traditionen vieler Jahrhunderte, treten mit Füßen die Lehren der Philosophie, die Interessen der Gesellschaft, die Gesetze des Landes, die Richtschnur des Gewissens, und haben Gott offen den Krieg erklärt. Tag für Tag verfolgen sie ihren ungerechten Feldzug; mit hartnäckiger Rachsucht und mit unerbittlichem Hasse tragen sie ihn in jedes Gebiet des menschlichen Wissens. Sie sagen nicht blos, daß sie Gott nicht kennen, sondern sie verneinen überhaupt seine Existenz; die Existenz Gottes, welcher doch der erste Grund und das notwendige Sein, der höchste Gesetzgeber des Weltalls, der Schöpfer und Berater aller ist, Gottes, der das Ideal aller Vollkommenheit, aller Macht und Weisheit, die Summe der Erkenntnis und das höchste Gut ist. Die Gelehrten forschen nach ihm in ihren Laboratorien; auf gewissen Kathedern der Philo-

sophie streitet man sich über seine heiligsten Rechte herum; die Wissenschaft rühmt ihn nicht mehr, die Dichtkunst verhöhnt ihn nur zu oft. Aber die Stimme der Himmel legt Verwahrung ein gegen diese Verneinung.

Es gibt ja noch einige gewissenhafte Männer, welche die Lehren ihrer großen Vorgänger nicht von sich weisen; und in allen Graden der geistigen Hierarchie führt Gott genaue Rechnung über diejenigen, die stolz darauf sind, jegliche Entweihung zu rächen, die offen für ihn Zeugnis ablegen. Aber hat der Christ nicht anderseits wohl Ursache zur Trauer, wenn er sieht, daß das Kreuz nicht mehr in dem Gerichtssaale zu finden ist, daß es verbannt ist aus der Schule, daß es Krankenhäuser gibt, wo sein Schatten nicht mehr dem Sterbenden im Todeskampfe Trost und Hoffnung spendet, Gräber, auf dem es nicht mehr als Zeichen der sicheren Hoffnung der Toten erscheint?

Heute steht der Atheismus vor uns schamlos und offen. Er versteckt sich nicht mehr unter dem Mantel eines rationalistisch-philosophischen Systems, er tritt öffentlich auf in der gesetzgebenden Versammlung, in der Presse, im Theater, und bald wird er auch in die Familie einziehen und Platz nehmen am häuslichen Herde. Das ist die Gefahr, die uns droht; denn es ist nicht möglich, daß der Atheismus wieder ins Dunkel zurücktritt.

I. Gott — dieses Wort haben wir alle einmal ausgesprochen auf den Knieen und an der Brust unserer Mutter. Dieses eine Wort ist für uns der Inbegriff des Edelsten, was existiert. Die Geschichtsschreiber,

welche die ganze Weltgeschichte von Anfang bis zum Ende durchflogen, geben Zeugnis von dem Glauben an Gott. Die Metaphysiker, die den Geist des Menschen erforschten, fanden dieselbe Idee bei den Gelehrten und Ungelehrten, bei dem gesitteten Staatsbürger und dem Barbaren. Frage den Schäfer auf dem Gebirge, frage ihn, ob er an die Unendlichkeit glaube; er wird dir antworten, daß er dich nicht verstehe. Frage ihn, ob er an Gott glaube, und er wird zur Antwort geben: Ja. Einer, der nicht an Gott glaubt, muß sich selbst Gewalt antun, aber auch den Lebendigen und den Toten.

Man wird mir einwenden, es sei nicht wahr, daß alle Menschen an Gott geglaubt haben und noch daran glauben. Indes, wenn es Menschen gibt, welche die Idee von Gott nicht haben (und dieses ist gewiß noch nicht bewiesen), so sind es doch nur einzelne Ausnahmen. Der Atheismus ist auf einzelne Fälle und auf besondere Schulen beschränkt. Er kann nicht als das Resultat wissenschaftlicher Forschung gelten; im Gegenteil, die Wissenschaft ist es, welche die Idee von Gott erläutert, indem sie dieselbe immer tiefer entwickelt.

Wie aber sollen wir für diesen allgemein sich vorfindenden Glauben an Gott eine Erklärung geben? Man kann das Entstehen dieser Idee nicht der Furcht zuschreiben, weil diese nicht alle Menschen auf gleiche Weise und zu gleicher Zeit beeinflußt; auch nicht der Politik, weil man nur die Gesetzgeber aller Zeiten zu prüfen braucht, um zu sehen, wie alle wenigstens in gewisser Beziehung einen gottesfürchtigen Glauben

voraussetzen. Man kann ihn nicht für eine falsche historische Schlußkette, für einen Irrtum unserer Vorfahren ausgeben, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, weil in so vielen Jahrhunderten der Irrtum wohl berichtigt worden wäre. Nein, das Phänomen des allgemeinen Glaubens an Gott kann nur erklärt werden, wenn wir es betrachten als eine der Natur innewohnende Neigung, als die Folge des Einflusses der Sinne auf die Vernunft, als ein Gesetz, mächtiger als alle anderen, als eine Notwendigkeit, unvermeidlicher als jede andere, weil eben die Verderbtheit des Willens es nicht hat überwinden und auch seinen Einfluß nicht hat lähmen können. Die Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel sind nur bei Menschen von verdorbenen Sitten, von ersterbendem Gewissen zu finden. Darum sagt der heilige Thomas von Aquin mit Cicero und Seneca: „Dasjenige, was alle Menschen behaupten, kann nicht falsch sein.“ Und es ist immer so gehalten worden, daß ein allgemeines Zeugnis in dieser Hinsicht als Beweis des natürlichen Menschenverstandes angenommen wurde. Darum müssen wir schließen: Da die menschliche Natur uns zu dem Glauben führt, daß Gott existiert, so existiert Gott auch.

Der Atheismus ist also die größte Anomalie, weil er seine Erkenntnis einem gebieterischen Zuge der Natur verschließt. Denn entweder müssen wir an Gott glauben und uns so mit der allgemeinen Überzeugung der Menschen und unserem Naturtriebe in Übereinstimmung setzen oder wir müssen Gott leugnen und das allgemeine Zeugnis der Menschen verwerfen

Mit anderen Worten: wir müssen an Gott glauben oder aufhören, Menschen zu sein.

Einige meinen dennoch bemerken zu müssen: Wenn der Glaube an Gott ein charakteristischer Wesensunterschied des Menschen ist, wie kommt es denn, daß es Atheisten gibt? Aber glaubet ihr denn, daß es in Wirklichkeit Atheisten gebe, weil einige Zweifler vorgeben, es zu sein? Glaubet ihr nicht vielmehr, daß gerade die Mühe, die sich einige geben, um sich zu überzeugen, daß es keinen Gott gibt, hinlänglich beweist, daß sie sich der Macht Gottes unterworfen fühlen? Ein alter Dichter fragte einmal einen Philosophen: „Glaubst du an die Götter?" Der Philosoph antwortete: „Ich glaube daran und der Beweis dafür ist: ich hasse sie." Wie viele ähnliche Atheisten gibt es heutigen Tages, welche populär zu werden vermeinen gerade durch die Neuheit ihrer Negation.

Gehen wir zu einem anderen, ebenso wissenschaftlichen als populären Beweise über, zu einer Wahrheit, die durch Verstand und Erfahrung geprüft werden kann. Diese Wahrheit ist immer der Gegenstand der metaphysischen Forschung gewesen; sie wurde von allen Philosophen der Reihe nach behandelt, angefangen von Anaxagoras bis zu Socrates und Cicero, vom heiligen Augustinus ward sie glänzender entwickelt; selbst Kant, obschon er sie nicht annehmen wollte, sprach von ihr mit Sympathie. Sie kann auf folgende Weise abgekürzt dargelegt werden:

1) Die Natur — das ist Himmel, Erde und was auf derselben keimt und sproßt, Pflanzen, Tiere, Menschen — die Natur existiert, ich sehe sie, ich fühle

sie. Nun sagt mir mein Verstand: es gibt keine Arbeit ohne einen Arbeiter; und von diesem Axiom, welches keine Ausnahme gestattet, schließe ich, daß es außerhalb der Natur einen höchsten Arbeiter geben muß, der alle Dinge geschaffen hat; daß dieser Arbeiter ewig sein muß, weil er selbst nicht erschaffen sein konnte.

2) Die Natur hat Leben, Bewegung; aber die Vernunft sagt mir, daß es keine Bewegung gibt ohne einen Beweger; und aus diesem Axiom schließe ich, daß es einen ersten Beweger geben muß, der in sich selbst das Leben hat und es niemals verlieren kann.

3) Die Natur zeigt Regelmäßigkeit in allen ihren Bewegungen; aber die Vernunft sagt mir, es gibt keine Regelmäßigkeit, keine Ordnung ohne einen Ordner; und aus diesem Axiom schließe ich, daß es einen höchsten, vollkommenen, allweisen Ordner geben muß.

Sehen wir nun zu, wie dieses Problem sich des näheren entwickelt: Unsere Sinne liefern uns den unbestreitbaren Beweis dafür, daß etwas existiert. Wenn wir nicht in ausdrückliche Zweifelsucht verfallen wollen, müssen wir die Existenz der sichtbaren Welt anerkennen, der Dinge, die uns umgeben; zum wenigsten müssen wir unsere eigene Existenz bekennen. Wenn aber etwas existiert, so existiert Gott. Denken wir über die logische Ordnung der beiden Vordersätze nach!

Die Existenz kann nur unter zwei Formen gedacht werden: Entweder ein Wesen existiert durch sich selbst oder es hat seine Existenz von einem anderen bekommen. Die Philosophie nennt ersteres ein notwendiges Ding, unwesentlich oder zufällig hingegen dasjenige, welches seine Existenz durch einen anderen hat. Dieses

vorausgeschickt, sehen wir zu, wie die Existenz der Natur die Existenz Gottes beweist.

Dieser Beweis ergibt sich aus folgendem Dilemma: Entweder alle Dinge sind zufällige Wesen oder es gibt ein notwendiges Wesen. Wenn alle Dinge zufällig wären, müßten sie ihre Existenz von einem anderen erhalten haben, aber von wem? Kein zufälliges Wesen kann durch sich selbst existieren, weil es dann zu existieren hätte und nicht zu existieren, da die Voraussetzung der Existenz in einer Tätigkeit liegt und niemand tätig sein kann, wenn er nicht existiert. Es muß darum einer da sein, der aus sich selbst existiert, ein Wesen, das allen anderen Anlaß zur Existenz gegeben hat, ohne selbst seine Existenz von irgend jemand erhalten zu haben — dieses Wesen ist Gott.

Die Materie ist ewig, sagen die Materialisten. Aber hierauf ist diesen Feinden der Religion leicht Antwort zu geben: Die Ewigkeit der Materie setzt voraus, daß sie früher existierte als die Menschen auf der Erde erschienen. Da sie nun erklären, daß keine Tatsachen angenommen werden dürfen, die durch die Sinne nicht wahrnehmbar sind, so frage ich: war diese Materie, welche Millionen Jahre vor uns existierte, etwa durch die Sinne erkennbar? Sie müssen ihre Unwissenheit bekennen oder ihre Grundsätze widerrufen! M. H.! Die materialistische und positivistische Philosophie erklären uns nur einen Teil des Problems. Von Anfang an hat der Mensch sich nämlich drei Fragen gestellt: Wer bin ich? Woher bin ich? Wohin gehe ich? Sie beantworten die erste und die letzte dieser Fragen, aber was sagen sie auf

die zweite? Niemand hat sie beantwortet! Das Menschengeschlecht ist für sie unendlich, nimmt niemals ein Ende, aber welches ist der Ursprung des Menschengeschlechtes? Nach ihrem System wird der Mensch, je näher er sich seinem Ursprunge nähert, um so unbedeutender. Wäre er nur ein Atom, so müßte doch wenigstens die Existenz dieses Atoms zugegeben werden. Wer aber hat dieses Atom geschaffen? Sie sehen sich zu der Annahme veranlaßt, daß von Ewigkeit her in der Materie eine mit Verstand ausgerüstete Kraft existierte, die sich selbst entwickelnd diese schöne Ordnung der Dinge erschuf, die wir vor uns sehen; sie müssen die Existenz einer geistigen Eigenschaft in der Materie annehmen, einen denkenden Stein, den Stein der Weisen. Aber wer gibt sich damit zufrieden?

Die Welt ist keine träge Masse, die Welt ist ein Mittelpunkt der Bewegung und des Lebens. Von den Planeten, die sich auf ihrer Himmelsbahn vorwärts bewegen, bis zu den Krystallen, die sich in dem Schoße der Erde bilden; von dem Schmetterlinge, der sich in dem Sonnenstrahle wiegt, bis zu dem Löwen, der durch die Wüste streift; von dem Wurme, der unter dem Grashälmchen kriecht, bis zu dem Adler, der in den Lüften kreist, durchläuft eine ungeheuere Bewegungsströmung die ganze Welt. Woher kommt diese Bewegung in die Welt? Entweder müssen wir sagen, daß die Welt diese Bewegung von einem von ihr verschiedenen Prinzip erhalte oder daß dieselbe inhärent der Materie und ihr wesentlich sei. Sagen wir, daß die Bewegung der Materie wesentlich ist, so

befinden wir uns im Gegensatz zur Naturlehre und Mechanik. Wir müssen also zugeben, daß die Welt die Bewegung von einem auswärtigen Prinzip erhalte und dieses Prinzip ist Gott.

Diese Bewegung ist aber keine zufällige, sie verliert sich nicht ins Unbestimmte, sie ist regelmäßig und sicher. Und bemerken wir ferner: diese Ordnung zeigt sich nicht blos im allgemeinen, sondern in jedem einzelnen Dinge des Weltalls. Diese Ordnung drängt sich mit Gewalt unserer Aufmerksamkeit auf, sie erscheint nicht blos in der Unermeßlichkeit der Himmelssphäre, sondern in dem niedrigsten Geschöpfe, das auf der Erde kriecht. Sie zeigt sich in allen Phänomenen, nicht nur dem bloßen Auge sichtbar, sondern auch dem Auge bewaffnet mit optischen Instrumenten, die zur höchsten Vollkommenheit gebracht sind. Wie sollen wir diese Ordnung erklären? Einige haben gesagt: Durch die Naturgesetze. Aber diese Gesetze weisen auf Gott hin, sie können seinen Platz nicht einnehmen. M. H.! Wenn wir die Ilias und Odyssee lesen, sind wir überrascht von dem Genie Homers; wenn wir unsere Augen zu jener Kuppel erheben, denken wir an Brunelleschi; und wenn wir die wunderbar schöne Ordnung des gestirnten Himmels erblicken, sollen wir hierin nicht das Werk des Schöpfers finden, sollen wir da nicht Gott anbeten?

Die tiefste Kenntnis der Natur muß uns notwendig zu Gott erheben. Betrachtet die Wissenschaften, ihr werdet sehen, daß alle ihre Experimente ebensoviele Stufen sind, eine auf die andere gebaut, um uns zu dem Altar Gottes zu geleiten. Und wenn

die Wissenschaft es wagen sollte, diesen Altar umzustürzen, dann würden wir fragen: Was hat denn die Wissenschaft durch all ihre Bemühungen bis jetzt erreicht? Der Fortschritt der modernen Wissenschaft, die Wunder der Analyse haben große Resultate ergeben, haben zu großen Entdeckungen geführt, die immer der Ruhm unseres Jahrhunderts bleiben werden; aber ich sage nochmals, bis zu welchem Punkte ist denn die Wissenschaft durch ihre Entdeckungen, durch ihre Analyse gekommen? Wenn die moderne Wissenschaft die verwickelte Zergliederung eines Blattes vollendet hat, wenn sie uns bereits im Winter das Blatt zusammengerollt vorzeigt; wenn sie uns den Saft zeigt, wie er erhitzt von den Sonnenstrahlen im Frühling durch die einzelnen Fasern dringt, überall seinen Einfluß mitteilend bis zu dem Gewebe des innersten Kernes; wenn sie das Blatt analysiert hat, wenn sie uns alle jene Poren zeigt, durch welche es Luft einatmet und Nahrung aufnimmt, sie dann wieder ausdünstet mit heilsamer Wirkung für den es umgebenden Luftkreis; wenn sie uns die ganze Ordnung des wunderbaren Systemes zeigt, durch welches die Erde immer mit Grün bekleidet ist, um Auge und Herz des Menschen zu erfreuen, so frage ich, was hat die Wissenschaft da anders getan, als immer klarer die Existenz Gottes bewiesen? Und weiter, wenn die Wissenschaft ihre Flügel ausbreitet und sich über die Schranke des Raumes erhebt, um die Fernen zu messen, welche die Planeten trennen; wenn sie sagen kann, dieser Planet wird sich in einem jetzt schon bestimmten Augenblick

in unserem Gesichtskreise zeigen, was hat sie anders getan, als einen Beweis der Existenz Gottes geliefert?

Darum müssen wir uns notwendiger Weise zu dem ersten Satze in unserem Kredo bekennen: „Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Denn, wenn schon die allgemeine Überzeugung der Menschen mit dem Araber sagt: „Ich glaube, daß hier ein Mann vorüberging, weil er seine Fußspuren im Sande zurückgelassen hat,“ so können wir weiter gehen und mit Newton sagen: „Ich glaube an die Existenz eines Gottes,“ und mit Linné: „Ich habe Gott gesehen, als er vorüberging; ich habe die Schönheit seiner Schöpfung geschaut und will ein Loblied auf die Gottheit singen!“

II. Indes, suchen wir Gott in uns selbst! Die Gegenwart flieht vor mir; die Vergangenheit gehört mir nicht mehr; die Zukunft steht nicht in meiner Gewalt. Trotz dieses widerstreitenden Zustandes kann ich unzählbare Wunder schauen. Ich kann mir eine Schönheit denken, nicht eine unvollkommene, sondern eine vollkommene, makellose Schönheit. Ich kann mir eine Wahrheit denken, eine unbestrittene, unbedingt gewisse, über jede Untersuchung erhabene Wahrheit. Ich kann mir ein Glück vorstellen, nicht ein flüchtiges und launenhaftes, sondern ein vollkommenes Glück, das im stande ist, all mein Streben, sowie das Streben aller meiner Mitmenschen zu befriedigen. Ich kann mir einen Willen denken, der allmächtig ist; einen Verstand, dem nichts verborgen ist, einen Verstand, der die Tiefen der Wissenschaft ergründet und

Alles in sich aufnimmt. Ich versetze mich erstaunt in die Gegenwart dieser Idee, die mich mit Entzücken und Bewunderung erfüllt. Ich frage, woher kommt diese Idee? M. H.! Das Vorhandensein der Idee des Unendlichen in unserem Geiste kann nur auf eine Weise erklärt werden: Diese Idee ist in mir; ich habe sie von dem Unendlichen, dessen Ebenbild ich bin.

Aber nicht allein die Idee des Unendlichen besitze ich; ich habe noch eine andere Idee in meinem Verstande, die Idee der Liebe, einer Liebe, die uns ewig beseligen will. Ja, Gott existiert: Er ist ein lebendes Wesen, er ist kein Scheinbild, sonst würde ich geschaffen sein, um ein Scheinbild zu lieben, und mein Herz wäre das Opfer eines schändlichen Betruges.

Allein es gibt noch ein anderes Wunder in meinem Inneren; ich finde in mir das Gewissen. Wer hätte noch nicht jene Stimme in seiner Brust gehört: „Du hast Gutes, du hast Böses getan!" Der Mensch muß diesem geheimnisvollen Gast von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten, entfliehen kann er ihm nicht. Wer hat nun das Gewissen in meine Brust gesetzt, diesen Richterstuhl, vor welchem ich erscheinen muß, ich mag wollen oder nicht? Kann es meine Familie, die Gesellschaft, die Erziehung gewesen sein? Aber das Gewissen befindet sich gar oft im Gegensatze zu dem, was im Hause Beifall findet, was in der Gesellschaft sich ereignet, was die Erziehung lehrt. Wir müssen über den Menschen hinausgehen, wollen wir das Gewissen erklären. Das Gewissen ist uns von Gott gegeben worden, den ich anrufe in eifrigem,

innigem Gebete als meine Hoffnung und Zuversicht, als meine stets gegenwärtige Hilfe in der Not!

Es ist wahr, es gibt heutzutage einige, die sagen, sie glaubten nicht an Gott; aber ich denke, daß sie an dem Sterbebette ihres Vaters, an dem Grabe ihrer Mutter oder eines ihrer Kinder ihren Glauben wiederfinden. Ich denke, daß sie wenigstens am Ende ihres Lebens sich vor Gott dem Herrn beugen werden. Das ist die Hoffnung, die mich tröstet, wenn ich an diejenigen meiner Brüder denke, welche sich von der Herde entfernt haben. Und du, o mein Gott, verleihe, daß diese meine Hoffnung nicht zu Schanden werde!

II.

Wesen und Eigenschaften Gottes

M. H.! Gott existiert — die Geschichte lehrt es; alle Nationen vereinigen sich in diesem Glauben; die Philosophen und das Volk stimmen hierin überein. Plato beteuert seinen Glauben an Gott, und Aristoteles, Cicero, Seneca haben diesen Glauben zum Thema ihrer schönsten Werke genommen. Die Völker der Welt haben seit den ältesten Zeiten niemals aufgehört, ihren Glauben an die Gottheit kund zu geben. In den verschiedensten Ländern war die Idee von Gott allgemein das erste Element der Bildung, so daß in Wahrheit gesagt werden kann, die moralische Allgemeinheit des Glaubens an Gott sei eine feststehende historische Tatsache.

Die Ordnung und die Harmonie in der Schöpfung verkünden weiterhin das Dasein Gottes, und der Ausspruch Voltaire's wird immer wahr bleiben: „Gleichwie die Uhr das Dasein eines Uhrmachers beweist, ebenso beweist das Weltall die Existenz eines höchsten Wesens."

Ja, Gott existiert. Dieses sagt uns die Vernunft, die ihn als das höchste Wesen erkennt, dessen Idee sie besitzt und nach dessen Besitz sie strebt. Das Ge-

wissen verkündet die Existenz eines Gottes und wir können in Wahrheit sagen, daß, wenn wir Gott suchen, wir ihn überall finden werden, daß wir ihm niemals entfliehen können. Selbst die Atheisten müssen früher oder später die Existenz Gottes bekennen. Höre die Worte eines unserer größten zeitgenössischen Lehrer: „Es gibt zwei Arten von Atheisten; bewußte und unbewußte. Unbewußte Atheisten sind jene, welche nicht an Gott glauben, weil sie niemals die Idee von Gott erfaßt haben; sie stehen auf der niedrigsten Stufe der Menschheit. Bewußte Atheisten andererseits sind jene, welche Gott gekannt, welche an ihn geglaubt haben, aber diesen Glauben verloren haben: Dies sind die Professoren, Gelehrte, Philosophen, Männer von großem Wissen, die Führer der Menschheit," so daß, wie sonderbar es erscheinen mag, diese großen Männer mit ihren großen, wissenschaftlichen Plänen es dahin gebracht haben, daß sie den niedrigsten, den unwissendsten Menschen gleichen.

I. „Wer ist Gott?" fragte der heilige Thomas von Aquin, als er noch ein Kind war, seinen Lehrer. Und als er eine Antwort erhalten hatte, fragte er nochmals: „Wer ist Gott?" und immer bekam er einen nichtbefriedigenden Bescheid. Wer ist Gott? Heute Morgen sollen Sie es erfahren, m. H., wer Gott ist.

Zwei im Wettstreite befindliche Kräfte stehen diesem Problem mit gerade entgegengesetzter Lösung gegenüber, die Philosophie und die katholische Religion. Die Philosophie bietet uns eine falsche und schlechte Auflösung dar; die katholische Religion hingegen bietet

uns eine Lösung, die wir allein annehmen können, weil sie mit den Regeln der Wissenschaft übereinstimmt.

Beginnen wir mit der Philosophie. Als die Nationen sich von Gott abgewendet hatten, wurden sie sich selbst überlassen. Da die ursprüngliche Tradition nicht mehr wahr in sich selbst, nur ein unbestimmtes flackerndes Licht ergab, zogen sich die Menschen, angefeuert durch die edlen Triebe einer für die Wahrheit erschaffenen Natur, auf sich selbst zurück, nahmen die Beobachtung zu Hilfe und suchten Licht bei der Vernunft -- das ist der Ursprung der Philosophie. Was hat nun die Philosophie erreicht, nachdem sie auf sich selbst angewiesen, in andauernder und unabläßiger Tätigkeit gearbeitet hatte? Sie hat nur einige Bruchstücke der Wahrheit erhalten, die sie noch dazu in durchaus falschen Systemen vergraben hat. Nicht imstande, die Idee eines höchsten Wesens zu fassen und nicht willens, die Lehre der Offenbarung anzunehmen, schuf die Philosophie eine blinde Gottheit — das Schicksal. In dem Gefühle jedoch, daß für die gewöhnlichen Menschen ein höchstes Wesen nötig sei, das ihrer Natur mehr zusagte, rief sie den Polytheismus zu Hilfe, welcher sich zu der Theorie bekennt, daß das Glück in der Befriedigung der Sinne bestehe, und welcher damit alle die Irrtümer der heidnischen Gesellschaft beförderte und verteidigte, und ließ die Ordnung, die wunderbare Ordnung in der Welt nur als das Resultat blinder Kräfte gelten.

Betrachten wir das System der morgenländischen

Philosophie. Im Osten sind Philosophie und Religion ein und dasselbe; denn die morgenländische Philosophie ist voll von Sinnbildern und rituellen Gebräuchen, weil sie sich an Nationen wendet, die sich durch wilden Enthusiasmus leiten lassen. Selbst in jener weit entfernten Epoche verunstalteten die größten Irrtümer, wie Pantheismus und Seelenwanderung, das philosophische System. Nachher erscheinen dieselben Irrtümer wieder in der Götterlehre Griechenlands und Roms. Obgleich sie in jener Periode ihren Gesichtskreis erweiterte, obgleich sie durch den Platonismus einen großen Lichtglanz auf die Welt warf, endete sie doch in dem Zweifel. Und dies war nicht einmal die kleinste oder letzte ihrer bösen Folgen. Auf der Höhe ihres Glanzes war sie das Treibhaus aller rationellen und praktischen Irrtümer und erzeugte dadurch eine furchtbare Verwirrung, aus welchem Chaos die alexandrinische Philosophie hervorging, eine Rückwirkung der Zweifelsucht. Da nun diese zugleich mit der Entstehung des Christentumes als das Erzeugnis einer neuen, heidnischen Idee erschien, verpflichtete sie sich, heidnisch zu bleiben, Christus und die Kirche aber nicht mit den Waffen der Wissenschaft, sondern mit Anklagen und Verleumdungen zu bekämpfen. Aber trotz der großen Wahrheiten, die sich immerhin in ihren hochfahrenden und aufgeblasenen Lehren finden, liegt doch in ihr ein starker Mystizismus verborgen.

Gehen wir weiter zur modernen Philosophie. Die moderne Philosophie, die aus der Zeit der Renaissance datiert, entwickelt sich auf derselben Bahn, wie die

alten Schulen: sie enthält keinen einzigen Lehrsatz, der nicht bei den Freigeistern der alten Zeit zu finden wäre. Die moderne Philosophie proklamiert die Verneinung jeder Religion, die Verneinung des lebendigen Gottes, wie er durch die katholische Kirche gelehrt wird, und wenn Sie nicht vollständig hiervon überzeugt sein sollten, so lesen Sie nur die Geschichtsschreiber, die Novellisten und Dichter unserer Tage. Die moderne Philosophie führt zu einer Revolution, die das Angesicht der Erde verändern wird. Man untersteht sich auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts zu sagen, daß Gott das Chaos sei, daß die Welt sich selbst überlassen sei, daß Gott das Böse repräsentiere, daß das Wort Gottes von unseren Lippen und aus unseren Herzen ausgelöscht werden müsse! Oder glauben Sie vielleicht, daß ich übertreibe? Haben Sie denn nicht gehört, wie von Gott gesprochen wird in gewissen kritischen Zeitschriften, die man in die Hände der Kinder legt; von seiten jener Professoren, die reich besoldet werden mit den Renten unseres armen Vaterlandes; von seiten der Zeitungen, die in aller Hände sind?

Wenn die Idee von Gott, trotz der herrlichsten Vernunftbeweise, ein zu schwieriges Problem ist für viele dieser modernen Philosophen, welche Mahnung ist dies nicht für uns, nur recht fest zur Schule unserer Religion, zur katholischen Kirche zu halten, da sie allein imstande ist, sich eine Idee von Gott in Übereinstimmung mit den Regeln der Wissenschaft zu bilden. Wenn die katholische Religion durch die Stimme der Kirche von Gott spricht, so bringt sie

vor unseren Geist eine Idee von unendlicher Hoheit und doch so einfach in ihrer Größe, daß sowohl die großen Geister als der Verstand des Kindes sie fassen kann. Wir wollen uns darum an unsere heilige Religion wenden und zwar mit rückhaltlosem Vertrauen, um eine Antwort zu erhalten auf die Frage: „Wer ist Gott?“

Wer ist Gott, wenn wir ihn an und für sich betrachten? Wer ist Gott, wenn wir ihn in seinen Eigenschaften betrachten? Wer ist Gott, wenn wir ihn in seinen Werken betrachten? Oeffne das Evangelium, die Quelle der wahren Wissenschaft, und höre die Antwort, wie klar, wie vollständig ist sie nicht; es ist die erste Antwort des Katechismus; es ist der erste Artikel des Glaubensbekenntnisses; es ist das erste Wort, das wir aussprachen, als wir auf den Knieen unserer Mutter saßen und an ihrer Brust ruhten. Komme einmal her, mein liebes Kind, das ich da mir zuhören sehe: komme, du hast ja den Katechismus von deiner Mutter gelernt; komme, mein Kind, und sage mir: „Wer ist Gott?“ Und das Kind wird ohne Zaudern antworten: „Gott ist ein reiner, unendlich vollkommener Geist, der Schöpfer des Himmels und der Erde, der höchste Herr und Regierer aller Dinge.“ Eine herrliche Antwort! Haben Sie sie gehört? „Gott ist ein reiner Geist,“ hierdurch ist die sinnlose Theorie des Pantheismus gerichtet. „Gott ist vollkommen,“ dadurch ist die irreligiöse Behauptung widerlegt, daß Gott der Urheber des Bösen sei. „Der Schöpfer Himmels und der Erde,“ die Annahme, daß die Welt durch sich selbst

von Ewigkeit bestehe, fällt in nichts zusammen. Dieser Begriff von Gott, so erhaben in seiner Einfachheit, durchdringt den Geist des Kindes und erleuchtet seinen Verstand; er ist der Anker seiner Seele und unter dem allsehenden Auge einer immer wachsamen Vorsehung wächst es in der Weisheit, in der Kenntnis der ächten Wahrheit, während es in seinem Herzen jene kindliche Achtung birgt, die dieser lebenspendende Begriff von Gott zuerst ihm einflößt.

Nach dem Katechismus wollen wir das Glaubensbekenntnis fragen. In wenigen Worten beantwortet es alle unsere Fragen. Komme noch einmal her, liebes Kind, wiederhole das Glaubensbekenntnis, das du innerhalb der Wände einer katholischen Schule gelernt hast! Das Kind wird seine Augen zum Himmel erheben und sagen: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels nnd der Erde!" Welch ein Bekenntnis ist dies, m. H.! Und diesen selben Artikel hat die Kirche auf allen ihren Konzilien wiederholt, während alle Traditionen im Zeugnisse für seine Wahrheit übereinstimmen. Dieser Begriff von Gott, den wir im Katechismus und im Kredo finden, ist derselbe, den Gott dem Moses gab; und als er in die heiligen Bücher niedergeschrieben wurde, war zum ersten Male unser Problem mit wenigen Worten gelöst. Wir wollen nun den Katechismus und das Glaubensbekenntnis eine Weile bei Seite lassen und versuchen, unser Herz zu Gott zu erheben.

Wir sind Geschöpfe Gottes, Kinder Gottes; er will sich wie ein Vater seinen Kindern bekannt machen. So blicken wir denn zum Himmel auf und

rufen wir im Gefühle unseres Unvermögens zu Gott, wie Moses in den alten Zeiten es getan hat: „Wir sind deine Kinder, o Herr, und damit wir alle dich, den wahren Gott, erkennen, lehre uns, was wir von dir denken sollen!“

Ego sum, qui sum. „Ich bin, der ich bin.“ Welch eine Definition! Wie sie den Geist mit Licht und Bewunderung erfüllt! Ja, o Herr, du bist nicht, wie die Generationen, die auf einander folgen und dann verschwinden; du bist nicht, wie Himmel und Erde, die eines Tages in sich selbst zusammensinken werden; du bist nicht, wie die Planeten im Himmelsraum, die, da sie einen Anfang hatten, auch ein Ende haben werden. Du bist wesentlich das eine höchste Wesen von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Gehen wir aber jetzt in unserer Auseinandersetzung weiter, damit wir den ganzen Begriff, der in der Antwort Gottes an die Menschen enthalten ist, besser verstehen können. Gott hat gesagt: Ich bin das höchste Wesen, der erste Grund von allem, was existiert; das Wesen, welches in sich den Grund seines Daseins hat; das wesentliche Wesen, darum vollkommen, weil wesentlich in seiner Natur und weil kein Wille seine unbeschränkte Weisheit begrenzen kann; vollkommen, weil die Quelle aller Kreatur, kann es nur als vollkommen gedacht werden. Alle jene Vollkommenheiten, welche in den Geschöpfen mit Fehlern vermischt gefunden werden, müssen in ihm wohnen als dem Mittelpunkte alles Guten in der unverminderten Fülle ihrer Pracht. Um deshalb etwas von diesem vollkommenen Wesen zu begreifen, betrachten

wir die Vollkommenheiten, die, obschon durch vielfache Unvollkommenheiten entstellt, in seinen Geschöpfen existieren und schließen wir alsdann, daß alles dies in ihm selbst sich befinden muß.

Was finden wir denn in den Geschöpfen Gottes? Wir finden bis zu einem gewissen Grade Einheit, Einfachheit, Festigkeit, Beständigkeit, Dauer, Ausdehnung, Intelligenz, Schönheit und Güte. Hieraus müssen wir schließen, daß in Gott vollkommene Einheit, unbeschränkte Einfachheit, vollständige Unveränderlichkeit, unendliche Ausdehnung, ewige Dauer, absolute Intelligenz, die höchste Schönheit, die größte Güte ist. In Gott ist Einheit. Er ist und kann nur eines sein. „Es gibt," sagt der heilige Paulus, „Einen Herr und Einen Glauben." Gott ist ja unendlich und in der Natur des Unendlichen liegt es, wesentlich eins zu sein. — In Gott ist unbeschränkte Einfachheit; es kann in ihm keine Zusammensetzung geben, weil er ein ganz und gar reines Wesen ist. Gott ist der Anfang aller Dinge, die erste aller Ursachen, und da er ganz und gar vollkommen ist, muß er auch notwendig ganz und gar einfach sein. — Gott ist unveränderlich; in der heiligen Schrift hat er dies so ausgedrückt: „Ich bin der Herr, ich verändere mich nicht." Und in der Tat, wenn wir darüber nachdenken, warum sollte Gott sich auch ändern? Um größer, besser zu werden? Wie könnte dies sein, wenn er die unbegrenzte Vollkommenheit ist? Um geringer zu werden? Aber dann würde er nicht mehr unendlich sein. Gott ist die reinste Wirklichkeit; man kann in ihn nichts hineinlegen, was bloß möglich

wäre. Da aber Veränderung den Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ausdrückt, so kann Gott, die reinste Wirklichkeit, nicht veränderlich sein. — Gott ist ewig; er ist ohne Anfang und ohne Ende, denn wenn der Existenz Gottes irgend eine Grenze gesetzt wäre, würde er nicht unendlich sein. — Gott ist unermeßlich; Gott ist überall, weil er unendlich, weil er einfach ist. Der heilige Augustinus sagt: „Stelle dir ihn vor als die Wahrheit, als die Weisheit." Die objektive Wahrheit ist unabhängig von Zeit und Raum. Vor der Erschaffung bestand die Wahrheit in sich selbst; nach der Erschaffung kann kein Wesen gedacht werden, welches nicht von der Wahrheit gedacht würde. So wie wir nach der Schöpfung nicht sagen können, daß die Wahrheit sich von einem Orte zu einem anderen bewege, ebenso können wir auch nicht sagen, daß Gott von einem Orte zum anderen sich bewege. Die Gegenwart Gottes ist überall, wie es der Wahrheit, wie es der Weisheit zukommt. Und was ist das Resultat hiervon? Das Resultat ist, daß Gott entgegengesetzt zu der Lehre der Sophisten, die Gott als ein unpersönliches, unbestimmbares Wesen gelten lassen wollen, sich selbst der Welt offenbart; und indem er sich offenbart, wird er die Quelle, aus der die ganze Schöpfung Leben und Bewegung, Sinn und Intelligenz empfängt. — Gott ist allweise; Gott erkennt sich selbst und erkennt alles andere; wäre es nicht so, so würde ihm eine der schönsten Vollkommenheiten fehlen. Er erkennt sich selbst, sonst ginge ihm die Vollkommenheit der Unendlichkeit ab; er erkennt alles

andere, sonst könnte er vollkommener sein. Darum ist auch bei ihm keine Vergangenheit, bei ihm ist keine Zukunft, bei ihm ist alles Gegenwart. In Gott ist Schönheit; er ist ja die Quelle aller Schönheit seiner Geschöpfe, die Quelle dessen, was wir Harmonie nennen, eine Vereinigung von Schönheit und Pracht, die alle unsere Begriffe übersteigt und von der alle die Wunder der Schöpfung nur ein schwacher Abglanz sind. Jene Schönheit, welche das Ideal war, das ein Raffael in der Tiefe seines Genies erblickte und das er verzweifelnd an der Möglichkeit einer richtigen Wiedergabe auf seine unsterbliche Leinwand brachte; jene Schönheit, welche die Verkörperung der lieblichen Formen, der harmonischen Verhältnisse ist, die die Künstlerseele eines Phidias träumte; die Harmonie, die in süßen, sanften Kadenzen in die Ohren eines Mozart und Rossini fiel; die Poesie der Natur von der Unermeßlichkeit des Ozeans bis zu der Ruhe des gestirnten Himmels — all dieses ist nur ein Schatten im Vergleich zur göttlichen Schönheit, jener Schönheit, zu welcher jede noch unverdorbene Seele hinstrebt, jener Schönheit, die eben die ganze Glückseligkeit Gottes ausmacht, der sie betrachtet. — Gott ist gütig. Gott ist sowohl in sich selbst wesentlich gut als auch gegen seine Geschöpfe, auf die er seinen Segen niederströmen läßt, die er zurückruft, wenn sie vom rechten Wege abirrten, auf die er geduldig wartet, denen er freigebig verzeiht. O, m. H., es würde mir unmöglich sein, alle die Geheimnisse der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit aufzuzählen; die Menschwerdung, die Eucharistie u. s. w.; es genügt, daran

zu erinnern, daß Gott den Menschen erschaffen hat, um ihn teilnehmen zu lassen an der Unermeßlichkeit seiner eigener Glückseligkeit.

Deshalb, m. H., damit Sie ihn verstehen, möchte ich, daß Sie glauben, Gott sei zugleich unsichtbar und allwissend; unbegreiflich und selbst alles umfassend; in sich selbst unveränderlich und dennoch der erste Beweger aller Dinge; ewig, d. h. ohne Anfang und ohne Ende. Wenn ich Ihnen dieses sage, so sage ich nichts als die Wahrheit und doch sind meine Worte noch sehr weit von der Wirklichkeit entfernt. Damit Sie Gott verstehen, möchte ich, daß Sie glauben, Gott existiere durch sich selbst, er lebe und regiere im vollkommenen Genusse seiner ewigen Gottheit; er sei unermeßlich in seiner Pracht, ohne die Möglichkeit einer Verminderung derselben; daß er allen Zeiten angehört und doch unabhängig ist von aller Zeit; daß seine Natur Güte ist, daß sein Wille Allmacht, seine Bewegung Ruhe, seine Dauer ewig ist. Und nun, wenn ich alle Vollkommenheiten, die der Mensch sich zu denken vermag, zusammenfasse und sie weit über das Irdische, bis zur unermeßlichen Ausdehnung des Himmels erheben würde — dann sehen Sie Gott, m. H., ich sage, Sie sehen unseren Gott. Und doch, nach all diesem habe ich nur eine schwache Idee gestammelt, einen schwachen Abglanz von der Größe unseres Gottes gegeben.

Nun, nachdem Gott uns einmal bekannt geworden ist, dämmert das wahre Licht in unserem Geiste, jede Finsternis zerstreuend, gleichwie an dem ersten Morgen der Schöpfung der Geist Gottes auf dem Wasser

schwebend die Finsternis von der Oberfläche der Tiefe zerstreute. Nun, nachdem Gott einmal uns bekannt geworden ist, braucht unser Verstand nicht länger mehr planlos von einer Lehre zur anderen zu schwanken, er hat vielmehr in der Stärke der Kenntnis Gottes die Macht, nicht allein die Wissenschaft auf der Erde auszubreiten, sondern die zerstreuten Elemente zu ordnen, und er kann durch das Licht der ewigen Weisheit den Inbegriff der Gesetze ergründen, die das Weltall regieren.

Gott wird nach dieser Erklärung von seiten der katholischen Religion die Grundlage eines großen Vernunftschlusses, welcher eine ebenso wunderbare als unwiderstehliche Schlußfolgerung ergibt. Die Religion ist nunmehr eine heilige Notwendigkeit für den Menschen, denn während sie ihrerseits die Majestät Gottes erhebt und seine Eigenschaften erläutert, macht sie andrerseits durch den Glauben dem Menschen seine unaussprechlichen Vorrechte bekannt.

Nachdem Gott uns einmal bekannt geworden, ist die gesellschaftliche Lage des Menschengeschlechtes in seiner übernatürlichen Quelle aufgedeckt. Lesen Sie die Geschichte, welche von dem Ursprung des Menschen, seiner Vergangenheit, seiner Gegenwart und seiner Zukunft handelt; die Geschichte, welche von dem Natürlichen und Übernatürlichen, von dem Himmel da oben und der Erde hier unten, den sichtbaren und unsichtbaren Dingen uns erzählt, lesen Sie dieselbe im Lichte der göttlichen Weisheit, wie klar und einfach erscheint da unserem Geiste der verwirrte Bericht der sich folgenden Revolutionen der Staaten und

Reiche! Ein wie weites Feld sehen wir nicht in diesem Lichte der Dichtkunst und den anderen schönen Künsten geöffnet! Kurz, im Lichte des Glaubens ist die Schöpfung nicht mehr ein Rätsel, sie ist keine gefühllose, durch den Zufall ins Dasein gerufene Masse mehr; nein, sie ist der Ausdruck eines großen, wunderbaren Planes. Jedes Wesen hat seinen bestimmten Platz darin angewiesen erhalten; jede Kreatur ist so gestellt, daß sie mit anderen zusammenwirken muß an der Bildung eines schönen Ganzen. Und zeigt nicht die Schöpfung, wenn man sie in diesem Lichte sieht, dem Geiste des Künstlers eine unerschöpfliche Schatzkammer? Die Dichtkunst auf ihren Ursprung zurückgeführt wird wieder der überirdische Ausdruck reiner, zarter Gedanken. Die Musik wird durch himmlische Harmonie ihren heilsamen Einfluß auf unseren entzückten Geist ausüben. Die Malerei wird den Blick durch die Darstellung eines hohen, reinen Ideals bezaubern. Die Baukunst erhebt sich ungehindert in ihrem majestätischen Fluge, und die Beredsamkeit verkündet noch einmal mit goldenem Munde die Wahrheit unserer Seele. Jedes Ding ist erhaben und veredelt in Gott; aber ohne Gott, m. H., wird jedes Ding verderben, es wird dunkel, mangelhaft und vergeht!

II. Ich sagte, daß ohne Gott jedes Ding verderbe, dunkel, mangelhaft werde und vergehe. Bedenken wir, was wird aus der Geschichte ohne Gott? Die Geschichte, jene Entwickelung der Menschen und der Nationen im Laufe der Zeit wird nur ein Katalog unbedeutender Ereignisse, ein Chaos ohne Licht. Ohne

Gott, was wird da aus der Wissenschaft? Gott behüte mich, m. H., daß ich die Bemühungen der modernen Wissenschaft heruntersetze; aber wenn die letztere nicht von den Tatsachen der Offenbarung geführt sein will, was erreicht sie alsdann? Sie behandelt nur äußere Tatsachen, äußere Erscheinungen, die zwar in bewunderungswürdiger Weise die Größe Gottes beschreiben, aber über die Gesetze ihrer Entwickelung, über die Quelle dieser Erscheinungen vermögen sie nichts zu sagen; sie schaut nur auf die Oberfläche und anstatt ein schönes, einheitliches Ganze herzustellen, macht sie ein glänzendes Mosaik, wenn Sie wollen, aber zusammengesetzt aus Teilen, die keine natürliche Gliederung, keine Verbindung haben. Hieraus erklärt sich dann auch die Unzufriedenheit, die in den meisten modernen Wissenschaften gefunden wird; hieraus die Widersprüche, die Erniedrigung der Wissenschaft, die des ersten Lebensprinzipes beraubt, nichts weiter ist als ein Leichnam, von dem als solchen niemals etwas wahrhaft Gutes erwartet werden kann.

Und der Mensch? Was wird aus dem Menschen ohne Gott? Ohne Gott weiß der Mensch nicht, woher er ist, wohin er geht; auch nicht, was er hienieden soll; er wandelt in der Finsternis und bei jedem Schritte findet er einen Stein des Anstoßes auf seinem Wege. Vergebens fragt er seine Vernunft und die Vernunft seiner Mitmenschen — die Antwort ist ihm ein Rätsel. Wenn ein Unglück hereinbricht, wird er zur Verzweiflung getrieben. Der Tod, welchem niemand entfliehen kann, kommt immer näher;

oder was noch schlimmer ist, er droht einem Gegenstand unserer zärtlichsten Liebe, einem Vater, einer Mutter, einem Bruder oder einer Schwester und dann, m. H., kommt die erste bittere Strafe für diejenigen, die ohne Gott leben, denn sie müssen weiter leben ohne Trost in ihrem Elend und schließlich endigen sie wohl in der Verzweiflung. Und das moralische Leben des Menschen, was wird aus ihm ohne Gott? Aber, m. H., wenn es keinen Gott gibt, dann gibt es auch keinen zukünftigen Richter, um das Laster zu strafen, welches auf der Erde überhand nimmt; dann gibt es keinen, der zwischen dem Verfolger und seinem Opfer richte — kein Recht, kein Unrecht mehr! Dann sind Wahrheit und Gerechtigkeit nur Chimäre und nichts weiter! Was wird ferner aus der Einrichtung des sozialen Lebens ohne Gott? Wenn der Mensch allein, ohne Gott, die Grundlage des sozialen Lebens bildet, so zerfällt das soziale Leben in nichts, weil, indem der Autorität, die ohne Stützpunkt ist, offen widersprochen wird, der Gehorsam schwer zu erreichen sein dürfte.

Endlich ohne Gott, was wird da aus dem Volke? M. H., täuschen wir uns nicht! Wenn einmal die Leugnung Gottes unter dem Volke allgemein geworden ist, wie sollen wir da noch hoffen, einen Kern der Ordnung zu finden oder die Möglichkeit einer Harmonie und den Frieden? Ohne Gott ist die Eintracht unter uns nicht mehr möglich und alles wird auseinanderfallen in Unordnung und Verwirrung. Da es ohne Gott keine Einheit des Ursprungs gibt, kann es auch keine Einheit des Zweckes geben. An-

statt einer lebendigen Eintracht, welche von uns Treue und Gehorsam fordert, welche uns einladet, gemeinsam die Geheimnisse der ewigen Harmonie der Schöpfung zu erfüllen, gehen wir getrennte Wege, umhergeblasen wie der Staub auf der Straße, getrieben von dem Winde und umhergeschleudert, bis wir endlich in unbeschreiblicher Verzweiflung in der Ewigkeit landen.

Ohne Gott ist keine brüderliche Liebe bei den Menschen möglich. Trennet den Menschen von Gott und er wird immer tiefer in den Zustand der Feindschaft mit seinen Mitmenschen geraten. Ohne Gott gibt es keine Freiheit; anstatt ihrer regiert die Gewalt, die Feindin der Freiheit. Ohne Gott gibt es keine Festigkeit; denn wie könnten wir feststehen, wenn wir nicht zusammengehalten werden durch den wesentlichen Grundsatz der Einheit? Ohne Gott wird sich die Herrschaft der Gewalt unvermeidlich auf Erden festsetzen, ein sozialer Krieg wird den einen gegen den anderen waffnen und weit entfernt, die friedliche Teilung des Eigentums herbeizuführen, wird er in den heftigsten Streit über jede Rute Landes auslaufen.

Die Welt ohne Gott ist eine öde Wüste, — unter unseren Füßen brennender Sand, der sich ausdehnt bis in unbegrenzte Fernen, und am Himmel über uns keine Hoffnung, sie ist verschwunden, wie die Morgenwolke; ohne Schutz der Mittagsglut ausgesetzt, haben wir keine andere Wahl, als zu brennen und hinzuwelken unter der unerträglichen Hitze!

III.

Die Seele

M. H.! Die Existenz des allmächtigen Gottes ist also eine Wahrheit, welche die Betrachtung unseres Lebens, der Welt und der Geschichte mit einer Gewißheit unserem Geiste aufdrängt, der kein Mensch sich entziehen kann. Wir haben gefragt: „Wer ist Gott?“ und die verschiedenen philosophischen Schulen haben sich bestrebt, uns zu antworten, aber sie haben uns nur einen ganz falschen Begriff von dieser Wahrheit gegeben. Die katholische Religion hingegen hat Gott der Vernunft gezeigt als unendlich in seinen Vollkommenheiten. Der Katechismus, das Glaubensbekenntnis, die Genesis schildern ihn als einen reinen, unendlich vollkommenen Geist, den Schöpfer des Himmels und der Erde, den Herrn und Eigentümer aller Dinge.

Nachdem wir so unserem Geiste den wahren Gottesbegriff vorgeführt haben, müssen wir jetzt den wahren Begriff des Menschen zu erforschen suchen. Und in der Tat, wenn es nach der Erkenntnis Gottes ein Problem gibt, dessen Wichtigkeit dem Geiste einleuchtet, so ist es dasjenige, welches den Menschen zum Gegenstande hat. Es ist gewiß von Interesse,

zu untersuchen, worin die Elektrizität, worin die Hitze bestehe; indes alle diese Probleme sind uns fernliegend, sie haben nur einen relativen Wert; aber wir, wir selbst, was sind wir? Der Mensch hat bei der Philosophie, bei der Wissenschaft Antwort auf diese Frage gesucht; aber sie blieb für ihn ein undurchdringliches Geheimnis, weil der Gelehrte zwar die psychologischen und physiologischen Phänomene kennt, aber über dieselben hinaus sich nicht weiter erheben kann. Das Geheimnis wird für ihn immer ein undurchdringliches bleiben, so lange als der Mensch aus sich selbst heraus ein Problem zu lösen sucht, das ihm nur die Offenbarung entziffern kann. Der Evolutionismus, der Positivismus erklären hierüber nichts; und die epikuräische Philosophie ist nichts anderes als die Verneinung der Seele, die Verneinung Gottes. Die Weltweisen suchen eben von der Stirne des Menschen die königliche Krone zu reißen, so wie sie dieselbe von der Stirne Gottes gerissen haben. Eitler Versuch! Gott sieht alles umher vergehen, aber Er ändert sich nie; Er ist ewig und wird trotz alldem stets in der Mitte der Menschen bleiben, um ihnen ein richtiges Verständnis Seiner selbst zu geben und ihnen alsdann auch einen richtigen Begriff von ihrer eigenen Wesenheit zu erschließen.

Welches nun der richtige Begriff des Menschen sei, das zu erörtern soll der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein, wenn Sie mir Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen.

I. M. H.! Was ist der Mensch? was sollen wir von ihm denken? welche Stellung nimmt er ein in

der weiten Hierarchie der geschaffenen Wesen? Wir wollen zuerst die Antwort der atheistischen Schule hören. Der Mensch ist ein Organismus, welcher weder mehr noch weniger arbeitet, als irgend ein anderer Organismus; alles, was Sie weiter in ihm suchen, ist nur eine Fiktion. Und die Seele? Die Seele ist schon längst aus ihren Berechnungen ausgeschlossen; und in Wahrheit, wie können Sie erwarten, daß Sie deren Dasein anerkennen, wenn ihr Seziermesser, das überall hindringt, das Vorhandensein der Seele noch in keinem Teile des menschlichen Organismus hat konstatieren können? Indes früher, als die Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckte, konnte es von Nutzen sein, die eigene Unwissenheit hinter einer mystischen Sprache zu verbergen; aber heute ist diese mystische Sprache unnütz, denn es ist das Prinzip aufgestellt, nur die Tatsachen anzunehmen, die von der Erfahrung bestätigt werden. Die physiologische Beobachtung zeigt uns nur eine Reihe von Phänomenen, die abwechselnd eines aus dem anderen hervorgehen, so daß keine Unterbrechung in der Kette sich findet, vielmehr alles sich auf das System der Verwandlung und Umgestaltung beschränkt, beinahe ähnlich dem, was wir in der Natur sehen. Wir bemerken, daß von der Kraft, welche anfänglich in der Materie verborgen ist, sobald sie tätig wird, eine Reihe von wunderbaren Wirkungen ausgehen, eine aus der anderen entspringend. Nehmen wir z. B. die Kohle. Die Kohle zersetzt sich in Hitze, die Hitze in Bewegung, die Bewegung in Arbeit. Die Wissenschaft setzt nur die Größe dieser Phänomene fest und

findet in jeder eine vollkommene Erklärung. Gehen wir zum Mechanismus der lebenden Wesen über, so sehen wir hier etwas ähnliches. Die Nahrung enthält Hitze, diese entwickelt Bewegung, aber die Quelle von allem ist der Stoff. Die Materialisten sagen nun: „Wenn ihr wollet, daß wir das Dasein der Seele annehmen, so behaupten wir, daß sie das Resultat der physikalischen Einrichtung des menschlichen Körpers ist.“ Jedoch abgesehen von der Roheit des Ausdrucks, welcher neueren Datums ist, bietet uns das System nichts neues. Als Sokrates den Schierlingsbecher trank, sah er sich von Seiten eines seiner Schüler vor die Frage gestellt: „Kann nicht die Seele auch eine Harmonie sein, welche von körperlichen Eigenschaften verursacht wird, ebenso wie die Harmonie in der Musik hervorgebracht wird durch ätherische Schwingungen, welche durch die Saiten der Zither in Bewegung gesetzt werden?“ Aber ich wende mich an diese Sophisten und sage ihnen: Ihr wollet nur Tatsachen gelten lassen, gut denn! bleiben wir bei diesem Grundsatze und fragen wir die praktische Erfahrung: Was ist der Mensch? welche Kenntnis hast du von ihm? (ich spreche nicht von einer oberflächlichen, äußeren Kenntnis; ich meine Kenntnis im eigentlichen Sinne des Wortes.) M. H.! Damit Sie mich kennen und damit ich Sie kenne, ist es nötig, daß wir gegenseitig unsere Meinungen austauschen, unsere Gedanken, unsere Gesinnung; nur dann kann gesagt werden, daß wir unseresgleichen kennen; denn es gibt im Menschen etwas, was äußerlich erkennbar ist und etwas, was nicht erkennbar ist. Die

Materialisten mögen das innere Spiel des Organismus erkennen, ihm mit ihren Augen folgen, jede seiner Bewegungen zerlegen können; aber sie übersehen, daß die psychologischen Wirkungen nicht das Resultat eines Nervenreizes allein sind, sondern auch von Erscheinungen ganz anderer Ordnung begleitet sind. Die Materialisten dürfen darum ihre falsche Wissenschaft ferner nicht mehr der Jugend vortragen, jene Wissenschaft, welche durch die Erfahrung am ersten verurteilt wird. Unsere Seele fällt nicht unter ihr Seziermesser. Andererseits mißfällt mir aber das Erstaunen einiger darüber, daß sie bei ihren anatomischen Untersuchungen die Seele nicht finden können, durchaus nicht; denn an dem Tage, wo sie in einem Gehirnkügelchen die Seele entdecken würden, an diesem Tage würden wir nicht mehr an die Existenz der Seele glauben.

Gott bewahre Sie vor jenen Ärzten, welche, da sie selbst an das Dasein der Seele nicht glauben, unfähig sind, jene moralischen Anlagen in ihre Berechnung zu ziehen, welche einen so großen Einfluß auf die Gesundheit ausüben! Gott bewahre Sie vor jenen, die systematisch Schlafmittel geben, die unter dem Vorwande, dem Kranken einen vorübergehenden Schmerz zu ersparen, sein Leben aufs Spiel setzen! Sie glauben nicht an die Seele, aber der Kranke glaubt daran und dieser Glaube muß dem Arzte heilig sein. Auf jene Weise indes verletzt der Arzt nicht nur eine heilige Pflicht seines Berufes, sondern er verletzt auch die Pflicht der religiösen Freiheit!

Aber worauf stützen sich denn jene, um zu leugnen,

was unsere Größe, unseren Ruhm ausmacht? Lesen Sie nur ihre Zeitschriften, ihre Zeitungen; hören Sie ihre Reden, sie werden es Ihnen schnell erklären: sie wollen das Dasein der Seele nicht zugeben, weil die Seele ein geistiges Wesen ist, und das Dasein eines geistigen Wesens nicht möglich sei, da sie ein solches nicht verstehen. Ein schöner Grund! Wenn sie nur das annehmen, was sie verstehen, so fragen Sie sie einmal, was sie denn annehmen. Ihr Glaubensbekenntnis muß sich in sehr engen Grenzen bewegen! Wie erklären sie denn den Gedanken?

Allein, fügen sie hinzu, die Seele ist uns niemals sichtbar vorgeführt worden. Indes das ist einfach eine petitio principii, das heißt in einem Kreise sich bewegen. Was soll denn sichtbar vorgeführt werden? Doch nur Gegenstände von körperlicher Beschaffenheit. Verlangen, daß eine Seele sichtbar gemacht werden sollte, heißt behaupten, daß sie körperlich und den Sinnen wahrnehmbar sei. Und sagen, ich glaube nicht an die Seele, weil sie mir niemals vorgeführt wurde, heißt sagen, ich glaube nicht an die Seele, weil eine geistige Seele keine körperliche Seele ist.

Wir haben überall nach der Seele gesucht, sagen sie, aber es ist uns niemals geglückt, sie zu finden. Aber wo habt ihr gesucht? In einem anatomischen Laboratorium, in einem zerschnittenen Leichnam! Da liegt der Fehler! Sie hatten den leeren Käfig in der Hand, aber der Vogel ist entschlüpft und singt im Walde. Diese Leute gleichen jenen Menschen, welche Sie besuchen, wenn Sie nicht zu Hause sind. Nein, im lebendigen Leibe mögen sie die Seele suchen,

nicht in dem leblosen Leichnam? Sie mögen den Künstler aufsuchen, wenn er sein Ideal auf die Leinwand wirft, dann werden sie die Seele finden. Sie mögen zu jemanden hintreten, der im Gewissen beunruhigt ist, der moralische Leiden erduldet, da werden sie die Seele finden. Ein gelehrter Physiologe, welcher seinen kleinen Schülern verständlich machen wollte, daß sie eine Seele und einen Körper hätten, trat eines Tages in das Zimmer, wo sie ihn erwarteten, wandte sich an einen der Schüler, schlug ihn und wies ihm die Türe. Das Kind weinte und ging fort. Er wandte sich alsdann an einen anderen Schüler, reichte ihm einen Brief und zeigte auch ihm nach der Türe. Das Kind schrie und ging ebenfalls weg. Als der Unterricht begann, fragte der Lehrer die anderen Kinder, warum das erste Kind geweint habe und sie antworteten, weil es geschlagen worden, weil ihm gedroht wurde. Er fragte sie weiter, warum das zweite Kind geschrieen habe und niemand konnte ihm antworten. Er sagte darauf, weil dieses auch einen Schlag empfangen, aber einen moralischen, keinen körperlichen Schlag; jener Brief brachte ihm nämlich die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Nun verstanden die Kinder, daß in ihrem Inneren etwas viel Edleres sei, als ein bloß körperliches Wesen.

Wollen Sie Ihre Seele finden? Betrachten Sie, fragen Sie sich selbst; gehen Sie mit sich selbst zu Rate und Sie werden sich mit ihr in einer Beratung überraschen; Sie werden sich finden, wie sie das Dasein der Seele anerkennen. In der Tat,

antworten Sie mir: Sagen Sie nicht oft: „Ich denke?“ Wenn Sie sagen: „Ich denke,“ sagen Sie erfahrungsmäßig: „Ich existiere.“ Sagen Sie nicht: „Ich fühle?“ Wenn Sie sagen: „Ich fühle,“ müssen Sie notwendig hinzufügen: „Ich existiere.“ Sagen Sie nicht: „Ich will?“ Aber wenn Sie sagen: „Ich will,“ sagen Sie wiederum nur in anderen Worten: „Ich bin da.“ Es ist immer ein und dasselbe „Ich,“ welches denkt, welches fühlt, welches will; ein und dasselbe „Ich,“ welches glaubt, welches spricht, welches handelt. Es ist die Seele, welche existiert ohne Ihren Körper, trotz Ihres Körpers. Obgleich die Seele enge mit Ihrem Körper verbunden ist, bleibt sie stets von ihm verschieden. Und wollen Sie sie sehen, sie berühren? Hören Sie: Sagen Sie nicht immer „Ich“ in allen Phasen Ihres Daseins? „Ich“ in der Kindheit, „Ich“ in der Jugend, „Ich“ in dem Mannesalter, „Ich“, in den reiferen Jahren, „Ich“ in dem Greisenalter? Ja, das Kind, dessen Einbildungskraft wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flog, war ich; der Knabe, der sich dem Vergnügen, seinen Neigungen hingab, war ich; der junge Mann, der bald seinen Leidenschaften erlag, bald über dieselben triumphierte, war ich; der gereifte Mann, welcher des Lebens Blendwerk zu verstehen anfing, war ich; der Greis, der über seine Irrtümer zu weinen beginnt, war ich. Immer „Ich!“ Und dabei verändere ich mich täglich, dabei wechselt der Stoff, aus welchem mein Körper zusammengesetzt ist, täglich; er gleicht der Woge, welche einer anderen folgt — und doch sage ich „Ich,“ immer „Ich!“ Aber wie würde

dies möglich sein, wenn es der Stoff wäre, der sagen würde: „Ich?“ „Des Menschen Körper,“ sagt ein Lehrer der zeitgenössischen Wissenschaft, „ist aus Stoffen zusammengesetzt, welche beständig erneuert werden. Alle Teile des menschlichen Körpers sind Gegenstand einer fortwährenden Umgestaltung. Jeden Tag verliert ihr etwas von euerem körperlichen Wesen und durch Nahrung erneuert ihr es. Nach acht Jahren war anderes Fleisch und neue Knochen an die Stelle derjenigen getreten, welche ihr zuerst hattet. Die Hand, mit welcher ihr heute schreibet, ist nicht aus derselben Materie zusammengesetzt, wie diejenige, mit welcher ihr vor acht Jahren geschrieben habet. Ebenso verhält es sich mit euerem Gehirn. Euere Hirnschale enthält jetzt nicht dieselben Stoffe, wie vor acht Jahren.“ Nun gut, da dieses sich so verhält, wie kommt es, daß wir uns der Dinge erinnern, die wir vor acht Jahren gelernt haben? Wenn diese Dinge in die Kügelchen des Gehirnes eingekapselt sind, wie ist es möglich, daß sie deren vollständige Auflösung überdauern? Die Kügelchen werden umgewandelt und inzwischen bewahrt das Gedächtnis die Schätze, welche in ihm aufgespeichert sind. Da existiert denn doch etwas außer der Materie, etwas Beständiges, etwas Lebendiges, welches vor sich den Faden des Lebens sich abwickeln sieht.

Nicht nur auf diese Weise zeigt sich die Seele, sondern noch vielmehr durch ihre Tätigkeiten, welche alle Kräfte der Materie übersteigen. In der Tat, Ihre Seele denkt. Nun, der Gedanke und die Mitteilung des Gedankens sind wesentlich einfach.

Es genügt, diesen Satz aufzustellen, um seine Wahrheit zu fühlen. Bis jetzt hat wenigstens noch niemand ein Maß entdeckt, um daran die Gedanken zu berechnen. Wer könnte den zehnten Teil einer Behauptung messen? den fünfhundertsten einer Wahrnehmung? das mehr oder weniger eines Willensaktes? Gut denn, wie kann dieses Produkt, welches wesentlich einfach ist, aus irgend etwas Zusammengesetztem hervorgehen?

„Warum nicht?" antwortet der Materialist. „Ist nicht der Gedanke ein Erzeugnis des Gehirns? Wenn das Gehirn ungeordnet ist, ist auch der Gedanke ungeordnet; wenn dort kein Phosphor entwickelt wird, ist kein Gedanke da." — Allein der Gedanke bleibt immer ein geometrischer Beweis für die Existenz und die Geistigkeit der Seele. Die Uhr kündet die Zeit an, allein sie macht die Zeit nicht; es ist eben ein großer Unterschied zwischen den Bedingungen, welche die Erscheinungen beeinflussen, und den Ursachen, die sie erzeugen. Bedenken Sie doch, daß der Gedanke sogar da ist, wenn der Mensch schläft. Bedenken Sie, daß er Millionen von Sternen sich vorstellen kann, außer jenen, welche die Astronomie entdeckt hat. Was das Verhältnis betrifft, das man zwischen dem Gehirn und der Intelligenz festsetzen wollte, so bringt es der arme Materialist nicht zu einem ernsten Beweise, denn jenes Verhältnis ist nichts weiter als eine große Annäherung, die sich aus dem Einflusse des Gehirns auf das Denken erklärt. Und dieses Prinzip genügt, um die psychologische Erscheinung des Wahnsinns zu erklären.

Einige mögen mir indes bemerken: „Aber, Pater, man sieht, daß Sie die modernen Entdeckungen nicht kennen!“ Und welche denn? „Die Transfusion des Blutes, die an dem Kopfe der Tiere ausgeführt wurde, wo man die vitalen und psychologischen Erscheinungen auftreten und verschwinden sieht.“ Und was wollet Ihr daraus schließen? Daß möglicher Weise die Intelligenz im Blute, im Gehirn liegt? Die Materialisten selbst sagen: Das Gehirn ist ein Werkzeug für die intellektuellen Kundgebungen; fehlt eine Bedingung, dann findet die Kundgebung nicht statt; sind alle Bedingungen vorhanden, so wird auch die Kundgebung statt haben. Man darf also nicht Ursache und Bedingung einer Erscheinung mit einander verwechseln.

Aber dies genügt nicht, m. H.! Die Seele denkt nicht nur, sie *urteilt* auch. Wir sehen einen Menschen und sagen, dieser Mensch ist gut oder er ist schlecht. Um ein Urteil zu fällen, ist Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit zwischen dem Gegenstande und der Eigenschaft notwendig; und es muß ferner ein Prinzip vorhanden sein, um zwei Ideen zu verbinden. Kann dieses Prinzip der Stoff sein? Nein. Das Prinzip, das in uns vergleicht und urteilt, hat doch wahrhaftig nichts mit dem Stoff gemein.

Indes dies ist noch nicht alles. Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt nicht nur, sie ist *schöpferisch tätig*, und was erschafft sie? Allgemeine, abstrakte Ideen, d. h. Dinge, welche in der Natur keine wirkliche Existenz haben. Nun, wenn die

Materie die Quelle meiner Erkenntnis wäre, müßte sie nur von deren Oberfläche genommene Bilder, nicht allgemeine, abstrakte Ideen zeigen.

Allein noch mehr! Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt nicht nur, sie erschafft nicht nur — sie *will*! M. H.! Wer fühlt nicht, daß er diese schönste Gabe besitzt, die Gott seinem Geschöpfe gegeben hat, den Willen, die Freiheit? Wer hat nicht diesen Ruf aller sich ihrer selbst bewußten Wesen gehört, einen Ruf, der durch keine Macht der Welt niedergehalten werden kann: Ich will! Und man will mir vorreden, daß der Wille nichts anderes als das Fatum, das blinde Schicksal sei, aber ich fühle, daß ich frei bin, ich fühle, daß ich will, weil ich will, daß ich sprechen oder schweigen, mich bewegen oder stillstehen kann; daß ich in einem unterjochten Körper eine freie Seele besitze — und folglich, wenn die Seele nichts als Stoff wäre, würde dieses Zeugnis unseres Selbstbewußtseins töricht sein!

Und dies ist noch nicht alles! Die Seele denkt nicht nur, sie urteilt, erschafft und will nicht nur — sie *befiehlt* dem Körper. Aber wie könnte sie dem Körper befehlen, wenn sie ein Erzeugnis des Stoffes wäre? Dieser Mann hat einen Schlag ins Gesicht erhalten; das Blut kocht in ihm, er erhebt seinen Arm, seine Hand ist im Begriffe, den Schlag zu erwidern. Da plötzlich hält der Arm inne, die Hand fällt nieder. Was ist geschehen? Die Seele hat dem Körper befohlen und dieser hat gehorcht! Jener Mann hat seinem Angreifer verziehen.

M. H.! Erinnern Sie sich an unsere ins Ge-

fängnis geworfenen, geschlagenen, gegeißelten Märtyrer. Sie lächelten unter den Händen des Henkers und während ihr Körper ein Gefangener war, war ihre Seele frei. Und wer von Ihnen sollte niemals gefühlt haben, wie die Seele zum Körper sagte: Erwache, erhebe dich, gebrechliche Gestalt! Höre die Stimme deines Herrn! Wer hat nicht wenigstens eine Stunde in seinem Leben gekannt, wo die Seele Herr des Körpers war? Sollte einer diese Stunde nicht gekannt haben, so würde ich ihn bedauern, und es verstehen, wenn er ein Materialist wäre. Aber wenn er auch nur für einen einzigen Augenblick diesen rebellischen Stoff überwunden hat, so muß er eine Kraft kennen gelernt haben, die nicht auf der Wage gewogen werden kann; eine Kraft, welche die Menschen mit einem Namen bezeichnen, der nichts Materielles hat, die man Seele nennt.

Indes lassen wir diesen verworfenen Materialismus in Ruhe! Befragen wir unsere heilige Religion und lernen wir aus den heiligen Büchern des Evangeliums die Antwort auf unsere Frage: „Was ist der Mensch?“ Was bin ich? Die Religion antwortet: „Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, das aus Leib und Seele besteht.“ Nimm, so sagt die Religion, nimm die heiligen Bücher zur Hand und lies den Schöpfungsbericht: Gott sagte: Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis, denn er soll herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel der Luft und über die Tiere des Waldes und über die ganze Erde. In diesen wenigen Worten liegt unsere Größe. Der Mensch ist ein Kind

der Erde; er ist von ihr genommen, aus dem Staube der Erde gebildet; doch hat er Herrschaft über die Erde. Aber wenn der Mensch über die Erde König ist, so ist er es nur, weil er ein Element in sich trägt, welches nicht von der Erde ist; und auch dies lehrt uns die Religion mit den Worten: „Dann soll der Staub zu der Erde zurückkehren, von der er genommen ist; und die Seele zu Gott, der sie geschaffen hat.“ Schaue und sieh, wie groß das Werk der Schöpfung ist! Und der Geist, woher ist er? Als Gott den Körper des Menschen erschaffen hatte aus dem Staube der Erde, hauchte er ihm ein den Atem des Lebens und der Mensch ward lebendig. Der Geist erhalten und genährt mit einer unsichtbaren Nahrung, erhebt sich über allen irdischen Stoff. Man hat Menschen gefunden, welche für Ehre und Tugend gestorben sind, und nicht nur ihr eigenes Leben dafür hingegeben haben, sondern auch das ihres geliebten Weibes und das ihrer Kinder, weil das Sichtbare dem Unsichtbaren Opfer bringt.

Dieses sind die beiden Elemente, welche in dem Menschen existieren; das eine besteht in dem Körper, das andere, – o, m. H.! fühlen Sie nicht selbst, wie Ihre Seele mit Engelsflügeln nach oben strebt? Und warum hat Gott diese so schöne und wunderbare Vereinigung gewollt? Gott hat dem Menschen eine Seele gegeben, um durch sie die ganze erschaffene Welt aus dem Staube zu erheben.

M. H.! Ist es nicht wahr, daß wir an der Hand dieser Lehre nun auf einmal verstehen, was der Mensch sein muß in der Religion, in der Familie, in der

Gesellschaft? Der Mensch, das Ebenbild und die Weisheit Gottes, tritt mit seinem ganzen Wesen in Gemeinschaft mit Gott dem Herrn. Der Mensch, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, ist mit einem Elemente der Autorität, der Herrschaft bekleidet. Im Namen Gottes herrscht er, nennt er sein eigen das, was ihm gegeben ward oder was er in Besitz genommen durch die Fähigkeiten, die er erhalten hat. Der Mensch, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, muß entweder mit ihm vereinigt oder von ihm getrennt sein, je nachdem er gut oder schlecht gehandelt hat.

An und für sich betrachtet, ist der Mensch nichts bedeutendes. Er ist ohne Zweifel nur ein armer Verbannter, der sich nach der Heimat sehnt; er ist das Opfer mannigfacher Täuschungen. Aber das Christentum, die erhabene Religion Jesu Christi, kann aus ihm einen Helden, einen Heiligen machen. Nehmen Sie das Christentum hinweg, setzen Sie den Materialismus an seine Stelle und Sie werden die Größe und Würde des Menschen schwinden sehen und mit ihr erst die Religion und dann die Sittlichkeit und als natürliche Folge hiervon die soziale Ordnung des Menschengeschlechtes.

II. M. H.! Nehmen Sie das Christentum hinweg, setzen Sie den Materialismus an seine Stelle und Sie werden die Größe und Würde des Menschen schwinden sehen und mit ihr erst die Religion und dann die Sittlichkeit und als natürliche Folge hiervon die soziale Ordnung des Menschengeschlechtes. Zunächst die Religion. Nach der Lehre des

Materialismus kann der Mensch nur durch die Notwendigkeit gezwungen tätig sein, darum zerstört der Materialismus den Einfluß Gottes auf die Menschen, er läßt den Menschen seine Pflichten gegen Gott vergessen und ist darum die absolute Verneinung aller Religion.

Aber der Materialismus ist zu gleicher Zeit die Verneinung aller Sittlichkeit. Wo würde Tugend existieren ohne die Seele, mit der bloßen Sicherheit, welche durch die Gedanken, Wünsche und Triebe gewonnen wird. Was würde aus der Pflicht werden? Die Pflicht und die Tugend würden in einem Leben nach unserer natürlichen Neigung bestehen und alle Mittel würden erlaubt sein, sich jede Art von Vergnügen zu verschaffen. Dies allein zeigt uns, wie der Materialismus die zehn Gebote und jede Sittlichkeit vernichtet. Dieser verächtliche Materialismus ist nur erfunden worden, um die Leidenschaften von jedem Zügel zu befreien — und doch spricht der Materialismus von Pflicht, Freiheit und Verantwortung! Er wagt noch zu sagen: Tue Gutes, hüte dich vor dem Bösen! Aber ich frage, ist dies die Sprache der Vernunft? Ihr sprecht mir von Freiheit und ihr sagt, daß ich den blinden Kräften unterworfen bin, welche den Stoff regeln. Ihr sprecht mir von Gut und Bös und ihr lehrt mich, daß ich nur ein vom Zufall eingerichteter Apparat des Stoffes bin, daß die Seele zu existieren aufhören wird, wenn dieser Apparat in Stücke zerfällt. Aber warum sprecht ihr nicht von Verantwortung, von Pflicht und Freiheit vor einem Stück zerfallenen Granit oder vor einem

losgelassenen Orkan, warum predigt ihr nicht Mäßigung den wilden Tieren der Wüste oder Sorge für das Leben den Pflanzen, die uns vergiften? Ist dies etwas anderes, so frage ich, als das Reich der allgemeinen Knechtschaft? Und wo wollet ihr Sittlichkeit in diesem Reiche zu finden hoffen? ihr werdet keine Tugend finden, wohl aber Vergnügen, nicht das Laster aber wohl den Schmerz. Wenn es dort Rechte gibt, so sind es die des Stärkeren; wenn es dort eine Pflicht gibt, so ist es nur jene, alles der eigenen Laune zu opfern; wenn es da ein Gesetz gibt, so ist es nur das des Orkans, welcher den Seemann und sein Schiff verschlingt, das des Tigers, welcher seine Beute in Stücke reißt. Wenn es dort eine Regierung gibt, so wäre es eine verdorbene, wenn es dort einen Fürst gäbe, so wäre es ein Domitian, der sich an der Todesangst und den Tränen seiner Opfer weidet, der sich im Blute einer Nation wälzt.

Ich sage, dieser Materialismus verursacht die Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung. Die gesellschaftliche Ordnung gründet sich auf die Rechte und Pflichten der einzelnen, auf das Eigentumsrecht, auf die Freiheit: Alle diese Rechte verschwinden vor dem Materialismus, der nur das Recht des Genusses kennt. Seltsames System des Widerspruches, das jedes Element der Zerstörung in seinem Busen birgt! Der Materialismus glaubt etwas Wunderbares vollführt zu haben, indem er die Menschenrechte verkündete; er hat den Menschen unabhängig von Gott zu machen beabsichtigt und die menschliche Gesellschaft ist eine Beute der Leidenschaften geworden

ohne Zügel und ohne Gewissensbisse. Die materialistische Gesellschaft würde einer Höhle von Wilden gleichen; jene der wilden Tiere würde weniger gefährlich sein. Die Bande der Familie, der Gesellschaft würden gelockert werden, Angriffe gegen das Leben, die Ehre, das Vermögen zunehmen, die Verbrechen immer grauenhafter. Die Moralität würde zu einem leeren Namen, die Sucht nach Geld als dem Mittel zur Befriedigung aller Wünsche würde herrschen mit ungeteilter Macht. In dieser materialistischen Gesellschaft würden wir einen doppelten Geist sehen, einen Geist der Auflehnung und einen Geist der Knechtschaft, der Auflehnung gegen alles, was die Leidenschaften hemmen, der Knechtschaft gegen alles, was sie befriedigen kann.

Indes, m. H., was ist zu tun? Wir müssen der materialistischen Lehre das berühmte Wort ins Gesicht schleudern: „Nieder mit dieser erbärmlichen Lehre!" Sie macht alles unmöglich, Tugend, Geistesgröße, selbst die Freiheit des Vaterlandes. Und denjenigen, welche uns den Materialismus lehren wollen, sollten wir fest und würdevoll mit den Worten Napoleons antworten: „Weg mit Euch; ich will nichts mit einem Menschen zu tun haben, der sich für nichts weiter hält als ein wenig Kot und der auch mich überzeugen will, daß ich Kot sei; der sich selbst für ein Tier hält und auch mich überzeugen will, daß ich ein Tier sei." Was ist zu tun? Ich möchte Ihnen raten, es zu machen, wie einst ein exzentrischer Engländer. Er hatte die Gewohnheit, seine Abende mit seinen Freunden zuzubringen, wobei öfters das Gespräch auf den

Materialismus kam. Nachdem er diesen eines Abends Schritt für Schritt widerlegt hatte, zog er plötzlich einen Vorhang zurück, hinter welchem er einen prächtig gekleideten, abscheulichen Orangutang verborgen hatte, und sagte: „Wenn einer von Euch diesen Herrn als seinen Vorfahren anerkennen will, möge er ihm die Hand geben. Ich für meinen Teil will nichts mit ihm zu tun haben."

IV.

Die Geistigkeit der Seele

M. H.! Der Mensch besitzt moralische und intellektuelle Fähigkeiten, die nicht aus dem Stoffe oder irgend einer erschaffenen materiellen Form erklärt werden können und darum braucht man sich nicht viele Mühe zu geben, um die Negation des Materialismus zu widerlegen, der selbst vor den sonderbarsten Theorien nicht zurückschreckt, um uns mitten in die Tierwelt zu versetzen. Eine solche Hypothese, von der Wissenschaft verworfen, entbehrt nicht des Lächerlichen. Urteilen Sie selbst: Wenn wir verpflichtet wären, an die Anthropologie des Materialisten zu glauben, würde der Mensch zum Urahnen einen Affen gehabt haben, welcher seine tierische Haut allmählich verloren, die Wildheit seiner Kinnbacken etwas gemäßigt, eine hohe Stirne entwickelt und jenes erste Prärogativ der freien Menschennatur sich angeeignet haben würde — eine Gestalt so schön, wie die der kaukasischen Race. Dies ist die materialistische Theorie von dem Ursprunge des Menschengeschlechtes. Sie werden vielleicht sagen, ich übertreibe. Nein, ich habe Ihnen die materialistische Lehre richtig dargelegt. Einige deutsche Schriftsteller, die sich selbst Philosophen nennen, waren sogar

zynisch genug, zu schreiben: „Selbst auf die Gefahr hin, den menschlichen Stolz zu verletzen, sagen wir, daß der erste Ursprung des Menschen von einem Tiere ausging.“ Ja wohl, dies ist in Deutschland gesagt und geschrieben worden; es ward in Frankreich wiederholt und in unserem Italien gab es Schriftsteller, welche Geduld genug hatten, die häßliche deutsche Prosa in unsere schöne Sprache einzukleiden. Und diese deutsche Prosa ward und wird noch sehr beklatscht.

Nein, m. H., nicht unser Stolz empört sich gegen diese Verhöhnung unserer Natur, sondern die Seele legt gegen eine Lehre Verwahrung ein, die nur erfunden worden ist, um das Siegel Gottes von unserer Stirne zu wischen. Aber wir lassen nicht ab zu rufen: Weg mit dieser Lehre, denn sie widerspricht der Vernunft und der Wissenschaft; und wir rufen es im Namen des freien Willens des Menschen, im Namen des Herzens, welches liebt; im Namen des Unendlichen, dessen Idee wir besitzen, im Namen des Körpers, dessen Schönheit die Übermacht des Menschen über die Tierwelt offenbart; im Namen jener Augen, welche die heftigen Gemütsbewegungen der Seele wiederstrahlen! Wir verwerfen diese unklare Lehre, welche aus uns Geschwister der Affen machen will. Wir verabscheuen sie, weil sie den gesunden Sinn Lügen straft. Wir verabscheuen sie besonders, weil sie die Wissenschaft, die Wahrheit, die Kunst, die Religion, so heilige Dinge unmöglich macht. Es ist die Seele, welche die Kunst schafft, welche sie eingibt und durch die Kunst den Stoff

verwandelt. Und warum? Weil die Seele sich zu Gott, zur Religion erhebt. Der Gegenstand ist von Wichtigkeit, aber er ist auch schwierig und delikat. Ich befinde mich in dem Herzen einer Stadt, welche sich die Wiege der Wissenschaft, der Kunst, der Tugend nennen kann. Wir können in Florenz keinen Schritt tun, ohne über die Spuren von Gelehrten, Künstlern oder Heiligen zu schreiten und Sie sind ihre Erben. Ihre Anwesenheit muß mich darum begeistern, und selbst wenn ich bei Ihnen keine Begeisterung finden sollte, so bin ich doch wenigstens Ihrer Sympathie gewiß.

I. M. H.! Von Natur aus gibt es ein vierfaches Streben in der Seele: die Seele strebt nach dem Wahren, nach dem Schönen, nach dem Guten und nach Gott, der die Quelle der Wahrheit und Güte ist. Diese Seelenrichtungen bilden ihren geistigen Charakter und durch sie erhebt sich der Mensch zu Gott dem Herrn. Diese Richtungen sind innerlich, es ist wahr: aber sie offenbaren sich mit einer Deutlichkeit, daß kein Platz für den Zweifel bleibt. Es sind gewissermaßen Naturtriebe, sie entspringen aus der regelrechten Entwickelung unserer Fähigkeiten; sie sind die Ursachen der Seelentätigkeit; sie bewirken eine unterbrochene Bewegung, welche sich in die nachstehenden Formen der Tätigkeit übersetzt, die nicht bezweifelt werden können: Wissenschaft, Tugend, Kunst und Religion; vier Beweise für die Geistigkeit unserer Seele.

Beginnen wir mit der Wissenschaft. Die Seele erschafft die Wissenschaft und durch die Wissen-

schaft regiert sie den Stoff. Hier befinden wir uns vor einer Tatsache, welche die Materialisten nicht leugnen können. Prüfen wir den Charakter dieser Tatsache. Was ist die Wissenschaft? Die Wissenschaft ist die Gesamtheit bestimmter Kenntnisse, die von ein und demselben Prinzip zur Einheit gebracht sind. Sie setzt also die Einheit und Gewißheit unserer Kenntnisse voraus; sie ist der klare Begriff derselben Ursache, desselben Gesetzes, das sich in verschiedenen Wirkungen offenbart. Unsere Vernunft weiß die Ursachen und Gesetze dieser Wirkungen zu vereinfachen und zur Einheit zurückzuführen. Darum setzt die Wissenschaft die Einheit unserer Kenntnisse voraus. Nun, durch welche Mittel ist diese Einheit zu erreichen? Welches ist ihr Charakter? Die Verallgemeinerung. Die Seele verallgemeinert und diese Tätigkeit ist eine ganz unerläßliche, weil ohne sie unsere Kenntnisse nur auf das einzelne beschränkt sein würden. Wenn aber das einzelne in der Beobachtungs-Wissenschaft den Ausgangspunkt bilden muß, so kann es nicht ihr Ziel sein. Die Wissenschaft kann sich nicht dem Individuellen anpassen, sie strebt nach dem Unveränderlichen, Allgemeinen. Die Wissenschaft strebt nach dem beständigen, dauernden Elemente in den Dingen; sie sucht nach dem festen Charakterzuge, sie strebt nach dem Allgemeinen. Wer von Wissenschaft spricht, spricht von etwas Dauerndem, Allgemeinem. Sie können sich keinen Begriff von der Wissenschaft bilden, ohne diese beiden Eigenschaften. Jede Wissenschaft, die sich auf das einzelne beschränkt, würde

ungenau und unnütz sein; ungenau, weil das Einzelne stets sich ändert; unnütz, weil man von einzelnen Tatsachen nichts behaupten kann.

Die Wissenschaft kann nicht der Ausgangspunkt der praktischen Übung des Gedankens sein. In der Tat, was würde die Geometrie nützen, wenn sie nichts als eine an die Tafel gezeichnete Figur wäre? Damit die Wissenschaft wahr und fruchtbar sei, muß sie notwendig nach dem Allgemeinen streben.

Wie kann aber diese Verallgemeinerung erreicht werden? Jedes reale wirkliche Wesen zeigt zweierlei charakteristische Eigenschaften: unwesentliche und wesentliche. Die unwesentlichen Eigenschaften machen seine Individualität aus, die wesentlichen sind ihm mit anderen gemeinsam, sie sind gleichsam das Band, welches sie in jede der beiden Klassen vereinigt.

Wie hat der Mensch sich die Idee des Kreises gebildet, welchen wir auf die Tafel gezeichnet sehen? Ist es nicht wahr, daß diese Idee nicht auf eine materielle Figur zurückgeführt werden kann, daß sie außerhalb jeder Figur ist? Könnte man wohl, anstatt eine menschliche Figur zu malen, eine abstrakte Idee des ganzen Menschengeschlechtes malen? Würde es albern sein, Ja oder Nein, zu behaupten, daß diese Begriffe materielle seien? Ganz gewiß! Also sind sie geistig, und weil sie durch die Seele verursacht sind, muß auch die Seele geistig sein.

Ich weiß nicht, wie sich die Materialisten diesem Beweise entziehen können. Es gibt in der Tat für sie keine Wissenschaft, wenn sie sich streng an ihr System halten. Der Materialist kann nur Eines

tun: er kann die Resultate der Beobachtung neben einander stellen, aber sobald er verallgemeinert, widerspricht er sich selbst und zeigt, daß seine Überzeugung keine ernste ist, weil sie keine logische Folge kennt. Wenn die Materialisten zu einem Urteile kommen wollen, sind sie gezwungen, ihren Fundamentalsatz über Bord zu werfen. Darum haben sie Unrecht, erstens, wenn sie das Prinzip aufstellen, nichts anzunehmen, was nicht durch die Erfahrung geprüft worden ist; zweitens, wenn sie von der Wissenschaft sprechen und dabei die Logik außer Kurs setzen. Und wissen Sie, warum? Weil über die Prinzipien der Schule die Prinzipien der Natur gehen, die nicht zu umgehen sind, und auch die Naturwissenschaft, obgleich sie die Materie zum Gegenstande hat, steht selbst außerhalb der Materie. Und darum regiert eben der Mensch durch die Wissenschaft die Materie, weil er die blinden Kräfte der Materie zu seinem Dienste zwingt, und durch diese Kräfte beherrscht er das materielle Weltall. Sein Körper ist nur ein Atom des Weltalls, seine Seele ist die Herrscherin.

Gehen wir zur Kunst über. Die Seele strahlt die Kunst aus und die Kunst hinwiederum verwandelt und erhebt die Materie. Halten wir uns strenge auf dem Boden der Tatsachen, sonst könnte der Materialist unseren Angriff vereiteln. Die Kunst ist eine wirkliche, positive Tatsache, man kann sie nicht wegleugnen; sie offenbart sich in den Meisterwerken, die den Ruhm der Nationen bilden. Betrachten wir diese Meisterwerke, um ihre Ursache und ihre Wirkung aufzusuchen; ihre Ursache in dem Geiste des Künstlers,

der sie schuf; ihre Wirkung auf die Seele dessen, der ihrem Einflusse unterliegt. Wenn wir von dem Künstler sprechen, von seinen Meisterwerken, von der Wirkung, die er hervorbringt, so können wir sagen, daß er eine doppelte Verwandlung bewirkt: zunächst verwandelt er den Stoff durch das Ideal, dann verwandelt er die Seele durch die Idealisierung des Stoffes. Dies sind die beiden Gesichtspunkte, die uns einen Beweis für die Geistigkeit der Seele bieten werden. Der erste wird uns das Wesen, der zweite die erhabene Aufgabe der Kunst darlegen.

Erörtern wir den ersten Gesichtspunkt: Nach der allgemeinen Auffassung besteht die Wissenschaft der Kunst in dem genauen Ausdrucke des Schönen in seiner ganzen Fülle. Was aber ist das Schöne, oder besser, was ist der wahre Begriff des Schönen, dessen Anschauung den Künstler macht? „Das Schöne," sagt Plato mit seiner gewöhnlichen Tiefe und Einfalt, „das Schöne ist der Abglanz des Wahren." Das heißt, es ist das Wahre, eingekleidet in eine solch glänzende Form, in solches Licht, daß es sich nicht nur als eine Idee des Geistes offenbart, sondern auch das Herz als lebendiger Ausdruck der Idee hinreißt, es setzt alle großen Fähigkeiten des Menschen in Bewegung, es zwingt das Herz zur Bewunderung und Liebe. Daher die Erregung, welche wir bei dem Anblick des wahrhaft Schönen empfinden.

Und welches ist das Prinzip des Schönen? Es ist das Prinzip der Ordnung, der Harmonie, des Verhältnisses, welches sich in dem erschaffenen Dinge offenbart, aber doch von ihm unterschieden ist. Und

wie begreifen wir das Schöne? Wir erhalten den Begriff des Schönen durch Abstraktion. Wir müssen uns erheben über den körperlichen Gegenstand, uns der Einbildungskraft anvertrauen und dann kann die Einbildungskraft jenes unvergängliche Modell vorführen, das sich dem Gedanken offenbart: Das Ideal. Das Ideal! Sie werden sagen, der nimmt eine Chimäre für die Wirklichkeit. Nein, fragen Sie Ihre eigene Seele, finden Sie nicht, daß Sie das Streben besitzt, das Ideal aufzufassen, es auszudrücken? Wenn Sie vor einem schönen Gegenstande stehen, können Sie sich da nicht etwas noch Schöneres vorstellen? Fragen Sie den echten Künstler, fragen Sie ihn, ob er seine Inspirationen in den körperlichen Gegenständen sähe; er wird Ihnen zur Antwort geben: viel Höheres! Ist nicht das Genie jene schöpferische Fähigkeit, die sich bemüht, eine Form auszudrücken, die herrlicher ist als das Original? Buonarroti pflegte zu sagen: „Die Seele des Künstlers hält nie in ihrem erhabenen Fluge inne, sondern sie erhebt sich immer höher und sucht den Ursprung des allgemeinen Schönen zu erreichen."

Was hat es zu bedeuten, wenn es heutigen Tages eine Schule gibt, welche gegen diese Traditionen anzukämpfen sucht? Die Schüler derselben werden gute Arbeiter, aber niemals Künstler sein. Wenn der Künstler nur nachbilden müßte, so wären seine Werke zwecklos und ohne Einfluß. Der Künstler muß in seine Werke etwas von dem Seinigen hineinlegen, er muß eine Idee zum Ausdruck bringen, die er selbst gefaßt hat. Was tut es, daß er mit Macht eine

ästhetische Idee ausdrückt? Die Kunst ist nicht dazu da, die Augen zu täuschen, sonst würde der Photograph der größte Künstler sein. In dem Künstler erscheint die Natur wie umgewandelt im Feuer seiner Begeisterung, im Prisma seiner Einbildungskraft.

Die Kunst besteht in dem Ausdrucke der Grundsätze des allgemeinen Schönen. Ein seines Namens würdiger Künstler sucht nicht Begeisterung in der materiellen Schönheit, wie sie ihm die leblose Natur vorführt; nein, er geht über die endliche, die sichtbare Schönheit hinaus, er sucht die unendliche, unsichtbare Schönheit und so erreicht er durch die Abstraktion die erhabenen Formen des Schönen. Je höher er strebt, um so besser sieht er diese sich idealisierenden Formen, die vor seinem Geiste sich aufbauen; getrieben von himmlischer Begeisterung richtet er seinen Flug nach oben und wenn er die erhabenen, lichten Sphären durcheilt, sucht er nicht allein die Herrlichkeiten, die sich seinem Blicke enthüllen, zu betrachten, sondern sie zu erfassen, sie in seinem Geiste zurückzuhalten; der Stoff erscheint verwandelt vor seinem Auge; er arbeitet an demselben mit begieriger, zitternder Hand; bisweilen leistet der Stoff Widerstand, das Ideal scheint zu unterliegen; aber nicht entmutigt beginnt er von neuem; er macht eine letzte, höchste Anstrengung und da — auf der Leinwand vor Ihren Augen sehen Sie das Abendmahl von Leonardo da Vinci. Welch ein Leben! welche Pracht! Und so wird der Mensch Gott ähnlich, er wird Schöpfer, wie Gott.

Und nun werfen wir einen Blick auf den Künstler. Er steht vor seinem Meisterwerke, aber, m. H., was sehe ich? Die Glut der Augen, die bei seiner schöpferischen Tätigkeit leuchteten, ist erloschen; auf seiner Stirne lagert sich Unmut; über seine Wangen fließen Tränen; in ihm regt sich der Ekel und mit Ekel schleudert er seinen Pinsel, seinen Meißel von sich. Warum? was ist geschehen? welches ist der Grund seines Kummers, seiner Tränen, seiner Mutlosigkeit? O, das, was er geschaut, das, was er in seiner himmlischen Vision vor seinem geistigen Auge erblickte, war tausendmal schöner als das, was er abzubilden im stande war!

Indes werfen die Materialisten ein: „Haben Sie nicht gesagt, daß der Künstler die Materie durch das Ideal verwandle, und daß er auch eine Verwandlung in der Seele durch die Idealisierung des Stoffes bewirke? Allein die Materie, idealisiert oder nicht, bleibt doch immer Materie. Und warum sollten nicht auch die Seelen, obgleich idealisiert durch die Materie, doch Materie bleiben?" Hier kommen wir zur Aufgabe der Kunst. Bei der Verwandlung des Stoffes überträgt der Künstler seine Gedanken und Gefühle in unsere Seele und erweckt in ihr das Feuer der Begeisterung für das Schöne; er erhebt sie auf den Gipfel der Kunst, um sie teilnehmen zu lassen an seiner Freude; er erregt uns, verwirrt uns, macht unser Herz pochen vor süßem Staunen. Junge Künstler! Habet Ihr nicht schon einmal dieses Gefühl gespürt? Wenn nicht, so gehet in Euere Gemäldegallerien und betrachtet eines der Meisterwerke, oder gehet

in Euere Bibliotheken und nehmet Eueren Dante, öffnet ihn, leset den Gesang des Grafen Ugolino oder der Franziska von Rimini; leset, gebet Euch ihm ganz hin, lasset Euerem jugendlichen Enthusiasmus die Zügel schießen; und wenn ihr Euch ihm hinzugeben versteht, wird Euch das Ideal mit sich fortreißen; Ihr werdet den Schauer der Bewunderung, der Liebe fühlen; das Genie des Künstlers hat sich Euerer ganz bemächtigt; Ihr seht, was er gesehen hat.

Lassen Sie den Materialisten ein Meisterwerk vom wissenschaftlichen Standpunkte aus prüfen und dann lassen Sie ihn sagen, was er in diesem Meisterwerke findet. Er findet weder Schönheit noch Ideal noch Kunst, weil diese Dinge sich nicht verkörpern. Schönheit ist unkörperlich; Schönheit ist unfühlbar; Schönheit ist unfaßbar.

In jedem Werke der schönen Künste finden sich zwei Elemente: der Begriff und der durch die Sinne wahrnehmbare Ausdruck des Begriffes, das Symbol oder Zeichen; Begriff oder Symbol sind nicht dasselbe. Der Künstler arbeitet nicht, um etwas Körperliches zu schaffen. Glauben Sie, Rossinis Stabat Mater liege in den Musikheften, die man in den Läden feil hält? Sie können dort nur körperliche Zeichen, Linien und Noten, finden. Oder liegt es etwa in den Vibrierungen der Instrumente? Aber diese Töne können auch durch das Telephon wiedergegeben werden. Die Harmonie geht durch das Ohr zum Gehirn, aber das Ohr und das Gehirn eines Leichnams

empfinden sie nicht, nur die Seele kann sie aufnehmen und genießen.

Indes ziehen wir die Schlußfolgerung. Das Geheimnis des Künstlers liegt in seiner Macht, körperliche Gegenstände zu idealisieren und zu verändern. Er kann diese Kraft nicht ohne eine geistige Seele besitzen; die Aufgabe der Kunst besteht aber darin, vermittelst dieser Kraft eine ähnliche Veränderung in der Seele zu bewirken; aber das äußere Zeichen würde nur ein leeres Symbol sein ohne Sinn und Einfluß, wenn es nicht von einer geistigen Seele ausginge. Vergebens sucht man im Wörterbuche des Materialisten nach dem Begriffe des Schönen oder des Wahren. Es sind dies Ideale, die er nicht zu verstehen und auszudrücken weiß, und darum bleiben eben diese Seiten unbeschrieben. Und was seine Kunst angeht, so kann sie nur als bloßer Vandalismus bezeichnet werden. Der Funken der Gottheit, der im Künstler wohnt, wird erstickt und ausgelöscht durch die kalten, materialistischen Gesetze eines solchen Systems, und solch eine Schule ist kein geeigneter Platz für die Kunst, das Kind der Freiheit und des Seelendranges. Sie können ebenso gut von der Finsternis Licht, von dem Tode Leben verlangen, denn in der Ästhetik des Materialismus werden Sie wohl das Grab, aber niemals die Wege der Wahrheit finden.

II. M. H.! Die Seele erschafft nicht nur die Wissenschaft und beherrscht durch sie die Materie; die Seele flößt nicht nur die Kunst ein und idealisiert durch sie den Stoff; die Seele übt auch die Tugend

aus und triumphiert durch die Tugend über die Kräfte der Materie. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Mensch ein frei wirkendes Wesen ist, und es ist klar, daß diese freien Handlungen geistigen Ursprungs sind. Dann tritt die geistige Natur dieser freien Handlungen am klarsten zu Tage, wenn wir körperliche Güter den moralischen Gütern zum Opfer bringen. Der Begriff des Guten und Edlen, insoweit er sich vom Nützlichen und Angenehmen unterscheidet, der Begriff von dem allgemeinen Guten dem individuellen Guten gegenübergestellt, diese Begriffe gehören zu einer Ordnung der Ideen, welche mit Fleisch und Blut nichts zu tun haben. Ich weiß, es gab einmal eine Philosophie, welche den Ursprung dieser Idee in der Kindesseele suchte. Sie bemerkte, daß ein Kind das gut nenne, was einen angenehmen Eindruck auf dasselbe machte; es erweitere sich allmählich der Sinn, ohne aus seinen Fundamentalgesetzen herauszutreten, und ziehe seine Schlüsse; die moralischen Regungen seien nur verfeinerte, physische Empfindungen, mithin Ausflüsse der Materie. Ich will diesem Systeme nicht in seine Feinheiten folgen; ich bemerke nur, daß der Begriff geistig ist, nicht nur insoweit er ein allgemeiner Begriff ist, sondern auch insofern er zu vollständigem Selbstopfer führt. All die verschiedenen Formen der Hingebung und des Opfers, von der jungen Mutter, die ihr Leben hingibt für ihr Kind, von dem Soldaten, der sein Blut vergießt für das Vaterland, bis zur barmherzigen Schwester, welche die Freuden der Welt verläßt, auf die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens verzichtet, um sich ganz dem Wohle der Armen

zu opfern — alles dies sehen Sie täglich sich unter Ihren Augen erfüllen. Und wenn auch das Gebot der Selbstverleugnung nicht von allen geübt wird, so wird es doch von allen hochgeachtet. „Obschon es viele schlechte Menschen gibt," sagt Rousseau, „so sind doch wenige unempfänglich für das Gute." Ja, über dem Glanze der Wissenschaft und der Kunst erhebt sich das Bewußtsein, das Opfer seiner Pflicht geworden zu sein. Wer fühlte nicht damals sein Herz höher schlagen, als vor kurzem die Zeitungen von jener Katastrophe berichteten, der unsere Brüder unterlagen, da sie die Fahne des Vaterlandes verteidigend, auf fremder Erde fielen; und es wird noch lange währen, bis sich die Erregung unseres Herzens gelegt haben wird. Aber wären wir nichts als Materie, woher sollten dem Menschen solche Erregungen kommen? Wie könnte er des Heroismus fähig sein und wie sollte er ihn bei anderen bewundern können? Der Materialismus versetzt eben all dem, was schön und edel auf Erden ist, den Todesstoß. Religion und Vaterland müssen sich daher mit Abscheu von dieser Lehre wegwenden.

Aus der Tiefe des Elendes und ihrer Erniedrigung, auf allen Seiten durch falsche Vorspiegelungen getäuscht und betrogen, sendet die Menschheit in diesem Tränentale ein inbrünstiges Gebet zum Himmel empor. Vor noch nicht gar langer Zeit berichteten die Zeitungen folgende Tatsache: Ein Materialist hatte einen schönen Adler gefangen; er hielt ihn in den Händen, küßte ihn und rief: „Welch schöner Vogel! welch mächtige Flügel! welch starke Fänge!

Das ist der Triumph der Materie! Was gibt es größeres, als sie?" In diesem Augenblicke hörte er die Stimme seines betenden Kindes; er trat in das Zimmer und fand sein Kind auf den Knieen, die Hände zum Gebete gefaltet, und die Augen gen Himmel erhoben — bei diesem Anblicke erfaßte der Mann die Bedeutung des Gebetes. „Ah," rief er aus, „jener Adler ist zwar stärker als mein Kind; aber mein Kind ist ein Kind des allmächtigen Gottes, es betet zu Gott."

M. H.! erlauben Sie mir zum Schlusse zu kommen. Unser Italien hat immer in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Heiligkeit die erste Stelle eingenommen. Allein die Frage drängt sich mir auf: Kann Italien diesen Ruhm bewahren, wenn es ein Opfer des Materialismus wird? Bald hoffe ich, wird man und zwar mit Recht jenen tapferen Römern ein Denkmal errichten, welche auf dem Schlachtfelde für das Vaterland gefallen sind, jenen Männern, die unter dem italienischen Banner kämpften und als der eine fiel, dasselbe dem anderen überreichten, bis schließlich alle tot aber nicht besiegt auf dem Felde der Ehre lagen. Die Liebe wird dieses Denkmal meißeln; die dankbare Treue wird einen Kranz und mit dem Kranze eine Träne, ein Gebet auf demselben niederlegen. Italien wird alsdann mit Stolz den Fremden dieses Denkmal zeigen und sprechen: „Sehet, wie meine Söhne zu sterben wissen!" und zu seinen Kindern wird es sagen: „Sehet, den Heldenmut Euerer Brüder!" Und dann wird die Religion an die Seite des Vaterlandes

treten mit den Worten: „O Italien, wo wird die Tapferkeit, wo der Heldenmut deiner Söhne sein, wenn sie einmal die materialistischen Lehren eingesogen haben?“ Dann, ich bin dessen gewiß, wird das Vaterland der Religion die Hand reichen und gemeinsam werden sie jene verworfene Lehre zurückweisen.

V.

Die Unsterblichkeit der Seele

M. H.! Der Mensch ist ein aus Leib und Seele zusammengesetztes Wesen. Das Dasein und die Geistigkeit der Seele werden bewiesen durch das Bewußtsein unserer Identität und durch jene Handlungen, die alle Kräfte der Materie übersteigen; durch Wissenschaft, Kunst, Tugend und Religion, welche ohne geistige Seele nicht erklärt werden können. Wird diese Seele nun mit dem Körper untergehen oder wird sie ihn überleben?

Es gibt manche Wahngebilde in der Welt; aber unter allen Wahngebilden, die erfunden werden, um des Menschen Geist gefangen zu nehmen und sein Herz zu bestricken, ist eines mehr als alle anderen zu fürchten, weil es dem ganzen Zweck unseres Daseins widerspricht, denselben verfälscht und bedeutungslos macht. Und welches ist dieser Wahn? Es ist jener, welcher sich an die Begierlichkeit und die niederen Leidenschaften wendend, mit verführerischer Stimme in unser Ohr flüstert: „Höre, o Mensch, wer du auch immer seiest, du bist in diese Welt gesetzt, um dich zu freuen! Warum dein Leben damit zubringen, daß du schon vor der Zeit im Schweiße und in der Angst

deines Angesichtes dein Grab gräbst!" Dieses, m. H., ist die größte Gefahr, die stärkste Versuchung, die uns hienieden droht. Es ist eine dem Menschen immer gegenwärtige Versuchung, so lange er auf Erden weilt, und es gibt wohl niemanden, der diese Sprache nicht schon in seinem Innern gehört hätte. Und wenn der Mensch einmal sich ärgerlich von den Vorschriften des Evangeliums abgewendet hat, dann verliert er den Himmel aus den Augen, dann macht er die Erde zum Mittelpunkte seiner Gedanken und Wünsche, und taub gegen die Stimme des Glaubens und der Vernunft schmeichelt er sich, daß er in diesem Tränental einen Ersatz gefunden habe für das, was er verloren hat. „Dies ist meine Heimat," ruft er, „dies ist meine Hoffnung!" Aber sobald er zu entdecken beginnt, daß die Philosophie ebenso aufgeblasen wie eitel Nichts zu tun vermag, um die Last des Lebens zu erleichtern, sondern daß sie im Gegenteil dieselbe nur vergrößert, dann fängt er an, das Los des Tieres zu beneiden, das für immer untergeht; und eifrig verkündet er die Lehre, daß das Grab der Höhepunkt aller Dinge sei und daß es kein Leben jenseits desselben gebe. Zum Glück für den Menschen ist dies der einzige Schluß, zu dem jene kommen, die Gott vergessen haben; denn in dem Herzen des Menschen ruht ein tief gewurzelter Glaube, daß die Seele nicht stirbt und daß, wenn sie einmal aus ihrem irdischen Gefängnisse erlöst ist, sie zu Gott zurückkehrt, von dem sie die Gabe der Unsterblichkeit empfangen hat. Das ist die unschätzbare Wahrheit, welche meinen Gegenstand für diesen Morgen bildet, und Sie

selbst kennen nur zu gut ihre große Wichtigkeit; denn ohne sie würde das ganze geistige Gebäude in Stücke fallen. Ich möchte Sie darum bitten, mir Ihre gütige Aufmerksamkeit zu schenken, während ich mich bemühe, Ihnen unseren Gegenstand zu erklären.

I. Als Gott aus seiner ewigen Ruhe heraustretend einen seiner innerlichen Gedanken außer sich selbst verwirklichen wollte, sprach er: Es werde das Weltall; es erscheine die Erde, sie bekleide sich mit Blumen, sie bevölkere sich mit lebenden Wesen; das Firmament dehne sich aus und werde geschmückt mit glänzenden Gestirnen; es bilde sich das Meer und die Gewässer füllen sich mit Fischen an! Da hält der höchste Künstler mitten in seinem Werke inne. Die hochheilige Dreifaltigkeit sammelt sich, sie beratschlagt, — man möchte sagen, daß sie ihre ganze schöpferische Kraft zusammennehme, um ein möglichst großartiges Werk zu vollenden — sie macht den Menschen, für den das große Buch der Schöpfung geöffnet worden, den Menschen, vor dessen Auge das schöne Schauspiel des Weltalls sich entrollt, den Menschen, dem alle lebenden Wesen zur Nahrung gegeben sind. Aber Gott wollte, daß mit dem Körper des Menschen eine freie, mit Vernunft begabte Seele vereinigt würde, welche seine Bewegungen verursachen und leiten sollte: Gott hauchte ihm ein den Odem des Lebens — des Menschen Seele ist erschaffen.

Betrachten Sie den Unterschied zwischen diesen zwei Wesen. Der Körper ist lebendig, aber er ist doch nur eine Zusammensetzung aus weichem Ton, welcher verdirbt und sich auflöst, wenn er nicht eine belebende

Kraft enthält. Und die Seele? Wer kann die tätigen Kräfte der Seele ermessen? Sprechen Sie zu ihr von der Vergangenheit und das Gedächtnis wird das Vergangene zeichnen bis zum Anfange aller Dinge, es wird zum Leben zurückrufen jene, die längst mit dem Staube vermischt sind, denn auf den Ruf des Gedächtnisses muß selbst der Tod seine Beute zurückgeben. Oder betrachten wir die tätige Gegenwart: Wer kann der geistigen Einbildungskraft, die eine andere Fähigkeit der Seele ist, eine Schranke setzen? Sie versetzt Sie von Pol zu Pol mit der Schnelligkeit des Blitzes; sie bringt vor Ihr geistiges Auge den Freund, den eine lange Abwesenheit von Ihnen fern hält, sie ruft Sie in seine Erinnerung zurück bei noch so großer Entfernung. Der Gedanke hinwiederum, der sich in den Himmelsraum erhebt, der die Bewegungen der Planeten mißt, der die Verhältnisse der Minerale und Pflanzen studiert oder in die Tiefe der Erde hinabsteigt, was ist er anders als eine andere Kraft der Seele?

Möchten Sie gerne die Zukunft wissen? Selbst hierhin kann die Seele dringen und Dinge sehen, die noch gar nicht existieren. Sie sagt nicht nur die Sonnen- und Mondfinsternisse voraus, sondern auch den Fall der Nationen und als ob dies zu wenig wäre, als ob die Erde ein zu geringer Raum für die geistige Kraft der Seele wäre, sie kann sogar durch das Gebet bis zum Throne Gottes vordringen und inmitten des Bereiches des unauslöschlichen Lichtes, in welchem der Urheber ihres Daseins wohnt, sich von heiliger Betrachtung hinreißen lassen, um ihn zu ver-

ehren, ihm zu dienen, ihn anzubeten und mit ihm vereinigt zu werden durch Bande des Glaubens und der Liebe. Wollen Sie meine Seele auf einem solchen Fluge schauen? Sehen Sie, die Geschöpfe entfliegen ihrem Blicke, die Erde entweicht, die Horizonte erweitern sich, die Schleier fallen, die Finsternis erhellt sich und die Seele dringt bis zum Ursprung des Seins vor, sie durcheilt die Chöre der Engel und Erzengel, und befindet sich vor dem Altare dessen, der sich für uns geopfert hat, und hier vor dem Angesichte Gottes sagt sie: „Mein Gott, hier ist dein Geschöpf; mein Vater, hier ist deine Tochter!“ Und mein Leib, wo war er während dessen? Er war hier unten träg, unbeweglich, während das göttliche Ebenbild durch die Räume des Himmels wandelte.

Und diese Seele, welche der Vergangenheit nachspüren, die Gegenwart beherrschen und in die Zukunft dringen kann, sollte in der Tat nichts anderes sein, als ein Nebel, der für eine kleine Weile erscheint und dann verschwindet? Aber die Seele hat noch größere Kräfte als diese. Nicht nur die Fähigkeit zu begreifen, auch die Kraft zu wollen beweist die Unsterblichkeit der Seele. Die Seele kann nicht gezwungen werden gegen ihren Willen; man kann sie durch Drohungen einschüchtern, der Glanz der Augen kann sie versuchen, aber besiegt wird sie niemals, wenn sie im Widerstande beharrt. Nehmen wir an, Sie beabsichtigten meinen Willen durch Gewalt zu bezwingen; Sie können mein Haupt in den Staub legen, Sie können mich an der Kehle fassen und mich erdrosseln, aber die Seele bleibt frei, frei, wenn die Pistole

auf die Brust gesetzt wird, frei, um zu sagen: Ich will nicht. Die Seele läßt sich nicht entmutigen durch die schlimmsten Drohungen ihrer Peiniger, sie ist unabhängig von den Erfindungen barbarischer Grausamkeit, und wenn der Körper mit Fesseln beladen wird, so wird nicht der Henker, sondern die Seele triumphieren.

Obgleich die Seele eng mit dem Körper verbunden ist, so beherrscht sie dennoch den Körper und sie kann, wenn sie will, den Körper der strengsten Buße unterwerfen, sie kann ihn selbst den Tod erleiden lassen wegen ihres Glaubens, ihrer Hoffnung, ihres Gottes wegen. Und es sollte möglich sein, daß diese Seele, die so den Körper beherrscht, die ihn so in Dienstbarkeit hält, für keinen anderen Zweck bestimmt ist, als aufgelöst zu werden und mit diesem elenden Ton, mit dem sie verbunden ist, unterzugehen?

Aber noch mehr! Wir haben in uns ein Herz, ein Herz, das nach Glück dürstet. Glück! Dieses Wort macht unser Herz klopfen, es erregt unser ganzes Innere. Dieses Gefühl des Glückes ist stärker als wir selbst. Sagen Sie, was Sie wollen, tun Sie, was Sie wollen, Sie können dieses Gefühl nicht erklären oder die Tiefe des Zaubers, den es auf uns ausübt, ergründen. Dieses Gefühl des Glückes ist ein natürlicher Trieb, welcher nicht in unsere Natur hineingelegt worden sein kann, nur um uns zu täuschen.

Wo ist das Glück zu finden, m. H.? Fragen Sie die ganze Schöpfung, Sie werden nur eine Antwort erhalten: Das Glück ist hienieden nicht zu finden.

Alle Güter dieser Welt reichen nicht hin, um das Herz zu befriedigen, welches nach Glück verlangt. Das menschliche Herz ist nur ein Atom der Schöpfung, aber das Weltall genügt nicht, es zu füllen. Cäsar, der doch die halbe Welt beherrschte, sagte bitter enttäuscht: „Ist dies alles?“ Nein, die Dinge dieser Welt können unser Herz nicht befriedigen, das nach etwas ganz anderem verlangt. Und wenn die Natur uns ein Herz gegeben hat, welches sich so sehr nach Glück sehnt, so muß sie auch die Mittel bereitet haben, dieses Glück zu erreichen. Wie, wenn die Natur dem Lamm seine Weide bereit hält und dem Löwen seine Beute, ist es da wohl möglich, daß es keine Nahrung gäbe für die Wünsche des menschlichen Herzens und daß der Mensch allein unbefriedigt bleibe in einer Welt, wo die niederen Geschöpfe Nahrung finden für jeden Bedarf? Nein, m. H., wenn dem so wäre, würde die Natur gegen uns mehr die Rolle einer Stiefmutter gespielt haben als die einer Mutter. Nein, die Natur kann nicht sich selbst belügen. Um uns zu befähigen, die Last dieses Lebens zu tragen, hält sie uns die Hoffnung auf Glück vor, aber eines Glückes jenseits des Grabes, darum spricht der heilige Paulus von dem besseren Lande, das heißt, dem himmlischen, welches wir zum Gegenstande unserer Wünsche machen sollten. Und in der Tat ist dieses Gefühl so stark in uns, es ist in so unauslöschlichen Zügen in unser Herz geschrieben, daß wir nur zum Himmel aufzublicken brauchen, um an ein zukünftiges Leben erinnert zu werden.

Doch es gibt Umstände im Leben, in welchen

diese innere Überzeugung angefacht und gefördert wird, z. B. wenn wir vom Unglück überrascht werden, wenn ein heftiger Reueschmerz uns niederschmettert oder der Verlust eines uns sehr Teueren uns überwältigt. Sie, m. H., Sie werden mir zugeben, daß das Unglück auf alle Fälle seinen Nutzen hat; es bannt die Gleichgiltigkeit aus unserem Herzen und zwingt uns, an die Zukunft zu denken. Eine berühmte Frau hat einmal gesagt: „Der, welcher leidet, hofft," hofft nicht nur auf dieses Leben, sondern auf ein besseres, ewiges Leben. Diese Hoffnung vermischt sich mit der Trauer und der Angst unseres Herzens; sie gibt uns inmitten unserer Sorgen den Vorgeschmack einer glücklichen Zukunft, den Vorgeschmack des ewig dauernden Lebens. Wir freuen uns in diesem Gedanken, er tut uns wohl, er ist unser bester Trost in den Tagen der Prüfung. Ja, der Gedanke an ein ewiges Leben ist denen besonders teuer, die im Unglück sind. Darum sagt Viktor Hugo: „Gebet dem Volke, dem leidenden Volke, dem die Welt täglich schwerer wird, gebet ihm die Hoffnung auf eine bessere Welt, die für dasselbe geschaffen ist, und das Volk wird Geduld haben, die Geduld ist die Tochter der Hoffnung."

Dieses Gefühl regt sich auch, wenn wir unter dem Drucke der Gewissensbisse seufzen. Ein berühmter Schriftsteller sagt: „Wenn ich je meinen verstorbenen Vater ohne Wissen beleidigt haben sollte, würde ich untröstlich sein, weil mein Vater nicht mehr ist und mein Fehler nicht mehr gut gemacht werden kann. Man könnte ein Übel, das einer nicht mehr lebenden

Person zugefügt worden, ein Wahngebilde nennen; ich gebe es zu, aber ich fühle, daß ich untröstlich sein würde." Wozu dieses Gefühl, wenn mit dem Tode alles aus ist?

Fühlen wir nicht den Gedanken der Unsterblichkeit der Seele, wenn wir an dem Todesbette jemandes stehen, der uns teuer war, eines Vaters, einer Mutter, eines Bruders oder eines Kindes? „Es ist so schwer", sagte einmal jemand schön und aufrichtig, „zu glauben, daß die, welche wir lieben, sterben müssen." Und ist nicht diese Unmöglichkeit, uns davon zu überzeugen, daß wir jene nicht wiedersehen sollten, die wir lieben, wiederum ein Beweis dafür, daß wir sie wiedersehen? Gewiß, denn die Natur kann nicht sich selbst betrügen; und so beweist das Herz sich selbst seine eigene Unsterblichkeit. Als Sie sich am Todesbette Ihres Vaters oder sonst irgend jemandes, der Ihnen teuer war, befanden; als Sie ihn allmählich aus Ihren Augen entschwinden sahen; als Sie sahen, daß die schreckliche, graue Todesblässe sich über jenes Antlitz breitete, das so friedlich Ihnen zu lächeln pflegte; als Sie sahen, wie das Licht in den Augen verlöschte, in die wir so gerne immer blicken möchten; als Sie fühlten, daß jene Hand, die Sie so liebend drückten, steif und unempfänglich für Ihre Küsse ward; als Sie gewahrten, wie diese Lippen, die so zärtlich zu Ihnen sprachen, sich öffneten, um den letzten Seufzer auszustoßen; als Sie jene schrecklichen Worte hörten: „Er ist tot; er ist nicht mehr!" als Sie ihn in den Sarg gelegt und aus Ihrem Hause hinausgetragen sahen, — ich frage Sie, haben

Sie da gesagt, waren Sie da fähig zu sagen: Ich werde ihn nie wiedersehen? Nein, Sie haben es nicht gesagt; Sie werden nie im stande sein, es zu sagen; Sie haben vielmehr ausgerufen: Auf Wiedersehen, teuerer Vater, teuere Mutter! Und wenn Sie sich nicht wiedersehen sollten, dann hätten Sie alles Recht, zum Himmel zu schreien und zu sagen: O warum hast du uns betrogen? warum hast du in uns eine Liebe gelegt, die in ihrem Versprechen betrügerisch ist? Haben wir darum unseren Vater so zärtlich geliebt, um ihn für immer zu verlieren? Unsere Seele sollte sich darum so enge mit der seinigen verbunden haben, um als eine Handvoll Asche im Grabe zu modern? Wie? Nach diesem Dasein so kurz und so voll Kummer, das wir „Leben" nennen, soll es nichts mehr geben? Sind denn Liebe und Freundschaft leere Worte, und Tugend und Gerechtigkeit bloße Hirngespinste? Es ist unmöglich, so zu sprechen und keiner kann so denken, ohne die besten und edelsten Triebe seines Herzens zu ersticken.

Wie könnten wir Gründe angeben für die Gefühle, mit denen wir an einem offenen Grabe stehen? Würden der Staub und die Asche, die wir eben zur Ruhe betten, in sich die Macht haben, unsere größte Achtung und unsere zärtlichste Zuneigung rege zu machen? Nein, sondern eine Stimme in uns sagt uns, daß nicht alles mit ihnen gestorben ist. Diese innere Stimme war es, welche die Menschheit jene letzte Ruhestätte ihrer geliebten Toten immer ehren und lieben ließ. Alle Nationen haben geglaubt, daß der Schlaf des Grabes nicht immer dauern werde,

daß der Tod in Wirklichkeit nur eine herrliche Verklärung sei. Ja, es gibt etwas in uns, das den Tod überlebt, auch kann dieses etwas nicht körperlich sein; denn das, was körperlich ist, liegt aufgelöst im Grabe, aber die Seele ist ein unsterblicher Geist. „Alle Spitzfindigkeiten der Metaphysik," sagt Rousseau, „werden mich nicht einen Augenblick an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln lassen; ich fühle es, ich wünsche es, ich werde es mit meinem letzten Atemzuge verteidigen."

Zu allen Zeiten stimmen alle Nationen in diesem Glauben überein. In dem Glauben an die Auferstehung tröstet sich Abraham über das Opfer seines Sohnes Isaak. Job von allen verlassen wird aufrecht erhalten durch die Überzeugung, daß er wieder aus dem Grabe auferstehen werde. Die Makkabäer boten ihre Leiber dem Henker dar mit den Worten: Gott wird sie uns zurückgeben. Die Griechen, die Perser, die Ägypter glaubten an ihre elysäischen Gefilde, an den Tartarus; und die Römer? Sie brauchen nur Virgils „Äneis" zu lesen, um zu finden, wie sie hierüber dachten.

Es scheint, als ob Gott tief in die Seele das Wort „Unsterblichkeit" eingraben wollte, damit es ein Mittelpunkt des Lichtes sein möge, bestimmt, in der schwärzesten Dunkelheit zu scheinen, zu jeder Zeit unter den verschiedensten Formen, aber immer voll Leben. Selbst an den Ufern von Afrika werden Sie den Hottentotten bitten hören, daß sein Bogen und Pfeil mit ihm begraben werde, auf daß er fechten könne im Lande der Geister. Wenn die wilden

Stämme denken, sie hörten die Seelen ihrer geliebten Verstorbenen in dem Säuseln des Windes, so ist das gewiß ein irriger Begriff von der Unsterblichkeit, aber er beweist doch ihren Glauben an das Fortbestehen der Seele nach dem Tode. Wenn sie Nahrung legen in des gefallenen Kriegers Grab, so geschieht dies, weil sie meinen, daß die Seele der Nahrung noch benötige. Wern die indische Mutter Milch mit ihren Tränen vermischt auf das Grab gießt, welches ihr Kind bedeckt, beweist dann nicht dieser irrige Glaube die Überzeugung, das die Seele den Körper überlebe? Und die Stimme dieses allgemeinen Zeugnisses soll nicht die Stimme der Wahrheit sein? Wäre es nur ein vereinzelter Ruf, so könnte er uns bedenklich machen; aber es ist die Stimme des ganzen Menschengeschlechtes, nicht nur dies, es ist Gottes Stimme!

Gottes? Hierauf wollen sich jene in ihren Argumenten stützen, welche die Unsterblichkeit der Seele leugnen: Gott kann die Seele vernichten; und wir wissen gar nicht, ob er sie zu erhalten wünscht oder nicht. M. H.! Lassen wir die Frage, ob Gott die Seele vernichten könne oder nicht, ruhig bei Seite; es genügt uns, unumstößliche Beweise dafür zu haben, daß er es nicht tun wird.

Wenn Sie diesen erhabenen Namen Gottes aussprechen, was verstehen Sie denn darunter? Sie verstehen darunter ein Wesen, welches in sich alle denkbaren Vollkommenheiten vereinigt, Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit. Gut denn, m. H.! Wo würde die Weisheit, die Heiligkeit und die Gerechtig-

keit Gottes sein, wenn alles mit unserem Tode enden sollte? Wo wäre die Weisheit? Wo finden Sie denn in dieser Welt die Bestätigung der göttlichen Gesetze? Etwa in den menschlichen Gesetzen? Wie manches Verbrechen entgeht dem menschlichen Gesetze, wie manche werden in der Dunkelheit begangen und der Täter kommt nie ans Tageslicht, wie manche machen selbst die Gesetze ihren Zwecken dienstbar! Etwa in der öffentlichen Meinung? Wie manches wird gebilligt, was die öffentliche Meinung verurteilen sollte, wie manches verurteilt, was sie billigen sollte! Etwa in den Gewissensbissen? Aber was sind denn die Gewissensbisse anders, als die Vorahnung eines künftigen Lebens, welches mit drohendem Blicke dem Schuldigen erscheint! Und wissen Sie denn nicht, daß die Gewissensbisse abnehmen im Verhältnisse zu der Menge der Verbrechen? Sie werden vielleicht schließlich noch einmal erwachen, aber wie einfach und leicht ist dann die Methode, sich davon zu befreien: Ein wenig Gift, ein Pistolenschuß — und alles ist vorüber! Für die Gerechtigkeit der Welt oder die Gerechtigkeit Gottes bleibt da nichts übrig als ein Leichnam. Etwa in der Übung der Tugend? Aber wie viele Tugenden gibt es denn, die sich das Lob der Menschen erringen? Und wo wäre dann der Lohn des Heldenmutes und des Opfers? Der Mensch wird vor den Tyrannen geführt, der zu ihm sagt: Verleugne deinen Glauben oder stirb! er stirbt, stirbt für seinen Glauben. Wo ist nun der Lohn dieses Martyriums? Falls der junge Soldat angesichts des Feindes den Posten ver-

läßt, rettet er sein Leben; aber der General befiehlt ihm: Bleibe auf deinem Posten, stirb für die Ehre der Armee, für den Ruhm unserer Fahne, für das Wohl deines Vaterlandes — und der Soldat stirbt. Wo ist dieses Helden Lohn? Und von jenen edlen Jünglingen, die ihr Leben in fremdem Lande gelassen und mit dem Namen „Italien" auf den Lippen starben, sollte gar nichts übrig bleiben? Sie verdienen nicht nur unsere Bewunderung, sondern unsere Liebe und unsere höchste Achtung, aber doch nur wenn die Seele den Körper überlebt, denn sonst würde wie ein Wahnsinniger der Soldat handeln, der sich in das dichteste Schlachtgewühl stürzt, er würde selbst das Anrecht auf die Medaille für militärische Tapferkeit verlieren.

Allein, m. H., denken wir einmal darüber nach, warum denn Gott die Seele vernichten sollte. Erschaffen um zu vernichten, wäre das nicht die Handlungsweise eines Kindes? Warum die Seele vernichten, wenn überhaupt nichts ganz vernichtet wird? Sie können ein Atom wohl in kleine Teile zerlegen, aber Sie können es nicht vernichten; und die Seele sollte allein vernichtet werden? Dann würde das menschliche Leben dem der Geschöpfe gleichen, die ihm untertänig sind, dem Grase, welches er niedertritt; er wäre geringer als sein eigenes Werk. Und wenn Gott sein größtes Werk zertrümmern sollte, würde dies nicht ihn uns in einem uns unverständlichen Lichte zeigen, da er in dem einen Augenblick Millionen Seelen das Dasein gibt, nur um sie im nächsten Augenblicke wieder zu vernichten? Wäre das Weis-

heit? Bei den Menschen könnte es nur Wahnsinn heißen.

Wie sollte dies mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes vereinbar sein? Sein allsehendes Auge erblickt allenthalben Sittenlosigkeit und Ungerechtigkeit auf Erden überhand nehmen: Er sieht Verbrechen, die man nicht nennen kann, sich in der Dunkelheit verbergen. Er sieht Familien zerrissen durch innere Streitigkeiten; er sieht Ungerechtigkeit und Tyrannei — aber wo ist ihre Strafe? Die Religion hat ihre Gegner, der Glaube hat seine Opfer; und für jene heiligen, Gott liebenden Seelen, die ihr ganzes Glück darein setzen, den Armen und Hilfsbedürftigen beizuspringen, wo ist da der Lohn? Wo bleibt die Vergeltung? Wie! Sollte das jener gerechte Gott sein? Gott, der die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst ist, sollte mit dem gleichen Auge das Laster und die Tugend, Unschuld und Verbrechen ansehen? Wenn es sich so verhielte, dann gäbe es überhaupt keine Gerechtigkeit mehr, dann wäre alles erlaubt. Es gäbe weder Gutes noch Böses, weder Heiligkeit noch Gerechtigkeit Gottes, auch keinen Gott!

Ja, wenn alles mit unserem Tode endet, wo bleibt da der Lohn für das Gute und die Strafe für das Böse? Werfen Sie einmal einen Blick auf die Gesellschaft und antworten Sie; was sehen Sie? Das Laster jubelt und die Tugend weint, der ehrliche Mensch befindet sich im Elend, der Lasterhafte freut sich des Lebens mit einer Gotteslästerung auf den Lippen. Und eben derselbe Augenblick, in welchem die Laster des Gottlosen eine Strafe, die guten Werke

des Gerechten eine Belohnung erheischen, sollte der Augenblick sein, wo Gott selbst den einen wie den anderen in den Abgrund des Nichts hinabschleudert? Dann handelt also der Mensch, der das Opfer der Ungerechtigkeit ist, töricht, wenn er an einen anderen unerbittlichen Richter appelliert? Jenes unglückliche Volk, dem sein Vaterland genommen, soll also dasselbe Los haben, wie der Tyrann, der es ihm raubte? Der Verfolger soll sich bekränzt zur Gruft getragen sehen, während sein Opfer ungerächt bleibt und beiden soll die gleiche Vernichtung folgen? Und es gibt einen Gott?

Treten wir einmal an ein Sterbebett heran! Unter der Hand des Todes lernen wir besser die Geheimnisse der Unsterblichkeit. Die Sterbende ist eine Jungfrau; sie ist erst 20 Jahre alt; sie war ein gelehriges, gehorsames Kind, eine keusche Jungfrau, ein Muster der Frömmigkeit. Sie war der Stolz ihrer Eltern, die Liebe ihrer Geschwister, der Gegenstand der Bewunderung für die Armen, die sie mit seltener Aufopferung pflegte. „Sie ist ein Engel", so sprach jedermann. Indes war ihr Ohr stets dem Lobe verschlossen; sie tat alles zur Ehre Gottes. Nun ist sie dem Tode nahe; man sieht es an den Tränen derer, die ihr Lager umgeben; sie ist ruhig und ergeben in Gottes Willen. Ein Lächeln spielt auf ihren bleichen Lippen; noch einen letzten Kuß drückte sie auf die Wunden des Gekreuzigten, den sie in der zitternden Hand hält, dann flüstert sie: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist." Nun, m. H., sollte Gott auf die letzten Worte dieses Engels er-

widern: „Ich vernichte Dich?“ Dieses Leben, das vor Gott aufstieg wie eine Weihrauchwolke, in der auch kein Atom für einen andern brannte, als für ihn, sollte das zum Lohn eine Illusion gehabt haben? Der Mensch sollte ein gerechterer Beurteiler des Guten sein, als Gott selbst? Wer könnte eine solche Gotteslästerung ertragen?

Im selben Augenblicke ringt eine andere Jungfrau mit dem Tode, ein Auswurf ihres Geschlechtes, eine Schande für ihre Familie, ein Ärgernis für alle, die sie gekannt haben; und der letzte Seufzer, den sie bewußtlos ausstößt, ist eine letzte Verhöhnung des Moralgesetzes. Ich frage Sie, m. H., soll das Gewissen und die Wahrheit uns verpflichten können, auf die Bahre der keuschen, Gott liebenden Jungfrau zu schreiben: „Sie hat für eine Illusion geschwärmt“, und auf die Bahre der schamlosen: „Sie hatte nicht Unrecht“? Gott sollte beiden das Nichts schenken? Mein Gewissen, wirst du je eine solche Ungeheuerlichkeit zugeben? M. H., wenn das sich so verhielte, dann würde der Freidenker ein Weiser sein, der Gott lästert, ihn verhöhnt und verneint; dann wäre der Gute ein Tor, der Gerechte, der Tugend und Pflicht übt. Wenn das sich so verhielte, dann könnte man mit schrecklicher Logik sagen: „Gott ist das Böse.“ Ja, m. H., wenn auf alle von Tränen erstickte Bitten, auf alles aus Opfergeist vergossene Blut ein ewiger Tod folgen sollte, dann würde man mit Recht sagen können: „Gott ist das Böse.“ — Nein, o Herr, ich will Deinen Namen nicht schmähen, ich will nur Deine Gerechtigkeit verherrlichen; ich

spreche nur so, weil Du mich nicht erschaffen konntest, um mich dem Guten und Bösen gegenüber gleichgültig zu lassen. Du selbst, o Herr, gibst mir ein Recht, so zu sprechen, weil Du in mich hinein das Gefühl der Gerechtigkeit gelegt hast, jenen Trieb, der mich zu Dir emporhebt. — Sie sehen, m. H., die Tugend unterdrückt, das Laster triumphieren; aber zweifeln Sie nicht daran, eines Tages wird die Szene wechseln und zwar am Tage des Todes. Dann sehen Sie die Tugend umgeben von ewiger Glorie, von ewiger Glückseligkeit, das Laster aber seiner ewigen Strafe anheimgefallen!

II. M. H.! Ich möchte den schon angeführten Beweisen noch einen anderen hinzufügen. Einige nehmen die Unsterblichkeit der Seele an, andere leugnen sie. Die ganze Welt ist in zwei Lager gespalten — auf der einen Seite sehen wir alle jene, die sich dem Bösen ergeben haben, Verbrecher, Besucher der schlimmsten und gemeinsten Schlupfwinkel der Erde, auf der anderen jene, die beständig den Pfad der Tugend wandeln. Nun wohl, sagen Sie denen, die das erste Lager bilden: „Ihr, die Ihr die Geißel des Menschengeschlechtes seid, Nero, Domitian, Cromwell, welches Los wünschet Ihr für Eure Seele, wollet Ihr vor dem Richterstuhle des ewigen Richters erscheinen oder nicht? Wenn Ihr die Zukunft Euerer Seele bestimmen könntet, würdet Ihr wünschen, daß sie unsterblich sei?“ Die Antwort würde zweifellos sein: Nein, laß sie mit dem Körper sterben! Der Gottlose würde den Tod der Seele verlangen. Und Ihr, Kinder der Tugend und der Heilig-

keit, was würdet Ihr für Euere Seelen wünschen? M. H., alle Guten und Gerechten würden einstimmig nach der Unsterblichkeit der Seele verlangen. Wem sollen wir glauben? Mein Gott, ich weiß wohl, daß keine erschaffene Kraft die Seele zerstören kann, ich weiß wohl, daß ein weiser Gott, ein gerechter und heiliger Gott sie niemals ganz zerstören wird und darüber kann kein Zweifel mehr bestehen: Du hast unmöglich das Geschick des Menschen nach dem Wunsche der Gottlosen regeln können; der Unschuldige hat die Frage entschieden: „Meine Seele ist unsterblich."

Ich wäre hiermit zu Ende. Indes, da das gesellschaftliche Wohl der Nationen täglich uns vor Augen schwebt, möchte ich mit besonderer Rücksicht darauf noch einige Worte beifügen. Das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele ist notwendig für die Zivilisation und die Wohlfahrt der Nationen und jene sind die schlechtesten Freunde des Volkes, welche die Unsterblichkeit der Seele leugnen. Die Geschichte gibt uns nämlich eine Lehre, die in ihrer Wahrheit überzeugend ist: Die Nationen verfallen und gehen unter im genauen Verhältnisse, wie der Glaube an ein ewiges Leben abnimmt und erlischt. M. H.! Mag eine Nation barbarisch, mag sie wild und roh, mag sie ganz im Irrtum befangen sein, wenn diese Nation ihre Tempel bewahrt und ihre Altäre, wenn sie Glauben hat an ein anderes Geschick als dieses, das sich im gegenwärtigen Leben erfüllt, wenn die Soldaten dieser Nation gleich jenen, die mit Arminius aus den deutschen Wäldern stürzten, kämpfen, den Blick auf den Lohn gerichtet, der des Tapferen wartet, und auf die

Schande, die dem Feigen sicher ist — die Armeen der zivilisierten Staaten, die keinen Glauben mehr haben, werden nicht die Macht besitzen, jenen Völkern zu widerstehen! Wer denkt nicht an das Schicksal des Varus?

Noch einmal, was würde aus der Welt werden ohne diesen Glauben? Nimm diesen Glauben hinweg, dann hat die Tugend keinen Reiz mehr; es ist keine Hoffnung, kein Glück mehr da, das einen im Kampf des Lebens aufrecht hält; dann ist das Laster nicht länger mehr zurückzudrängen. In der Tat, wenn der Gottlose keine Furcht vor der ewigen Strafe hat, wer soll ihn auf der Bahn des Lasters aufhalten? Erinnern Sie sich jener Zeit, wo das unglückliche Frankreich in Orgien und im Blute schwamm. Schließlich rief einer seiner gottlosen Gesetzgeber erschrocken aus: „Die Guten und die Schlechten verschwinden von der Bühne der Welt, aber auf verschiedene Weise; nein, der Tod ist nicht das Ende, sondern der Anfang der Unsterblichkeit.“ Es waren die Worte Robespierres. Erlauben Sie mir die Frage: Wer war es, der die Denkmäler jener Schwesternation in Asche legte? „Es war nicht das Petroleum,“ schreibt Figuier, „es war der Materialismus.“

Man erzählt, daß der letzte Pole, als er auf dem Schlachtfeld fiel, diese Worte sprach: „Finis Poloniae!“ . . M. H.! Wenn in einem Volke jene, die an ein zukünftiges Leben glauben und an einen persönlichen Gott, der richtet und verzeiht, belohnt und straft, von den triumphierenden Jüngern des Materialismus vergewaltigt und niedergetreten werden,

wenn das Echo ihrer verworfenen Lehre weitergetragen wird von der Wissenschaft, der falschen Wissenschaft, bis es eine entsprechende Saite in dem Herzen des Volkes gefunden hat, dann, m. H., vergessen Sie es nicht, Sie, die Sie Ihr Vaterland lieben, dann wird man den Ruf „Finis Italiae“ hören, weil es als ein Opfer der Anarchie im Innern verteidigungslos sein wird gegen die Feinde von außen.

VI.

Der Zweck des menschlichen Lebens

M. H.! Der Mensch hat eine geistige und unsterbliche Seele. Die Geistigkeit der Seele wird bewiesen durch das Bewußtsein unserer Identität, durch jene seelischen Tätigkeiten, die offenbar alle Kräfte der Materie übersteigen, durch die Wissenschaft, die Tugend, die Religion, die man ohne dieselbe weder erklären noch verstehen könnte. Ihre Unsterblichkeit ergibt sich aus unserer Fähigkeit zu begreifen und zu wollen, aus dem Streben nach Glückseligkeit, das in unser Herz eingegraben ist, und ganz besonders aus den Attributen Gottes, seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit und seiner Heiligkeit. Aber, m. H., wozu hat uns Gott diese Seele gegeben? Mit anderen Worten, warum gab er uns das Leben? welches ist dessen Zweck?

Nach den früher abgehandelten Fragen ist diese unabweisbar; sie drängt sich von selbst jedem denkenden Geiste, jedem prüfenden Blicke auf. Sobald der Mensch in das Alter der Selbständigkeit gelangt, ist die erste Frage, die in seinen Gedanken aufsteigt, diese: „Aber wozu bin ich auf der Welt? Welches ist der Zweck meines Lebens?“ Dieser gebieterischen

Frage muß eine Antwort zu teil werden; eine jede Doktrin, die sich zu ihrer Beantwortung nicht fähig fühlen würde, wäre schon im voraus verurteilt.

Nun, was haben wir denn darauf zu antworten? Es dünkt uns, daß wir nur einen Blick in unser Inneres zu werfen, uns selbst zu betrachten, uns zu belauschen haben, um eine Antwort geben zu können. Und doch wäre dies eine Täuschung, eine große Täuschung. Um zu erkennen, welches der eigentliche Zweck unseres Daseins ist, muß man auf jene geheimnisvollen Stimmen lauschen, die aus der Ewigkeit zu uns herüberdringen; dazu hat man jeden Laut der mächtigen Stimme Gottes aufzufangen. Wenn der Mensch von diesem Zeugnisse keine Notiz nehmen will, dann täuscht er sich eben und wird nur etwas daherstammeln, was einen wissenschaftlichen Anstrich hat.

Oder ist Ihnen nicht bei der Lesung der alten Klassiker öfters dieser Gedanke aufgestoßen: der Mensch ist ein elendes Wesen, wenn wir ihn mit den Geschöpfen vergleichen, die ihn umgeben? Gewiß, m. H., von Lucretius bis zu Plinius bei den Lateinern, von Homer bis Plutarch bei den Griechen sind die Klagen aus dem Munde der Dichter und Denker zahlreich und beredt, daß der Mensch eigentlich nur eine Mißgeburt der Natur sei. Plinius der Ältere begrüßt in der Erde die Freundin des Menschen, und auf einer berühmten Seite sagt er, daß die Erde eine unfruchtbare Mutter sei, die uns nach dem Tode in ihren Schoß aufnehme und uns für immer in ihre Arme schließe. Die Alten kannten eben den wahren Zweck

des menschlichen Lebens nicht; erst das Christentum hat uns gelehrt, warum wir auf der Welt sind, und seitdem erscheint der Mensch als das größte aller erschaffenen Wesen. Das Christentum sagt ihm: „Suche nicht deine Bestimmung hienieden; Deine Bestimmung liegt in Dem, der größer ist als du, dein Ziel ist Gott der Herr.“ Das sei der Gegenstand, den wir am heutigen Morgen erörtern wollen.

I. M. H.! Sie befinden sich im Angesichte der Welt, oder besser inmitten der Welt; sehen Sie in derselben etwas, was ein würdiger Endzweck des Lebens sein könnte, das Sie von Gott empfangen haben? Betrachten Sie die physische Welt: die Erde mit ihren Gütern, die Natur mit ihrer Pracht, ihren Bergen, ihren Tälern, ihren Hügeln, ihren Wiesen, ihren Blumen und Pflanzen — den Stoff. Der Mensch sollte für den Stoff erschaffen sein? Der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, das lebendige Bild der Gottheit sollte gemacht sein für ein Wesen, das keinen Gedanken und kein Herz hat! Der Mensch sollte für diesen Kot gemacht sein, den er mit Füßen tritt, für diesen Kot, den wir nicht berühren können, ohne uns niederzubeugen, ohne von unserer hohen Stellung hinabzusteigen? Ist nicht eine solche Behauptung schon eine Erniedrigung der menschlichen Natur? Hieße es nicht den Geist zum Sklaven der Materie machen?

Indes es gibt etwas, was rein stofflich ist, das sich aber der Mensch zu seinem Ideal gemacht hat: das Geld. Der Mensch bietet alles, was in seinen Kräften liegt, auf, um sich Geld zu verschaffen, und je mehr er hat, desto mehr will er haben; es ist schon

ein wahrer Kultus geworden — sind wir vielleicht hierzu in das Dasein gerufen? Es gibt einige, die sich mit diesem Gedanken trugen, und deshalb haben sie die Moral des Interesses proklamiert. Allein es genügt zur Widerlegung jener Lehre einfach zu bedenken, was dieselbe aus dem Menschen und der Gesellschaft machen würde. Diese Lehre würde aus dem Menschen ein hartherziges, kaltes, egoistisches Schacherwesen machen. Den Geist des Opfers würde es in ihm vollends ertöten. Vor einer Handlung, die zu vollbringen wäre, würde dieser Interessengeist ihm sagen: „Diese Handlung nützt anderen, darum kümmere dich nicht darum!" Der Opfergeist hingegen sagt ihm: „Sie wird anderen nützen, darum tue sie!" — Derjenige, der sich der Leidenschaft des Interesses hingegeben, wird ein antisoziales Wesen. Der Arme tritt zu ihm hin und streckt ihm seine bittende Hand entgegen, er aber stößt sie zurück; die Waise, die Witwe bedarf seiner Hilfe und er plündert sie aus durch seinen Wucher; die Großen der Welt verlangen von ihm, daß er seine Würde, sein Gewissen verkaufe und er schließt diesen schändlichen Handel ab, ohne zu erröten; er opfert alles, die Gerechtigkeit und selbst das Vaterland ohne Scham: er wird ein moralisches Ungeheuer! Diese Leidenschaft hat eine so traurige Erniedrigung unserer moralischen Schönheit im Gefolge, daß man sagen kann: Was würde aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn sie sich weiter ausdehnt? Was aus der menschlichen Gesellschaft werden würde? Verzeihen Sie das Wort, aber aus der menschlichen Gesellschaft würde ein Bazar,

wo alles zu haben ist, weil alles verkauft wird: es würde einen Handel geben, wo nur das Interesse im Spiele wäre. Da haben Sie den Entstehungsgrund der Fraktionen, der Parteien, die den Ruin unseres armen Vaterlandes herbeiführen.

Liegt vielleicht der Endzweck unseres Lebens im Vergnügen? Wir brauchen nur zu sehen, was das Vergnügen hervorbringt, was es in der Seele und was es in der menschlichen Gesellschaft bewirkt. Die Seelen, die sich dem Vergnügen hingeben, werden nicht bloß wie jene, die dem Interesse huldigen, kalt, selbstsüchtig und hart, sie werden noch schlimmer, sie werden niederträchtig, grausam, feil und auf sie wird das Vaterland in den Stunden der Gefahr nimmer zählen können, denn die Grausamkeit ist eine Tochter der Feigheit. Und um Ihnen zu zeigen, daß ich zum Beweise hierfür gar nicht nötig habe, auf den Glauben zurückzugreifen, soll die Vernunft allein dieses Streben verurteilen. Sollte wohl Gott der Herr uns das Leben gegeben haben, damit wir den unvernünftigen Tieren unseren Teil am sinnlichen Vergnügen weghaschen? Die Vernunft, das Herz, der Edelsinn, der die flüchtigen Freuden verschmäht, sollten wir gänzlich ersticken müssen? Unsere Seele müßte sich auf das Totenbett ausstrecken und zu den Würmern sagen: Ihr seid meine Brüder? Aber was wäre denn unsere sittliche Größe; was die Würde, Ehre, Tugend, Pflicht, Ruhm und Freiheit? Alles Worte ohne Sinn und Bedeutung! Wollen Sie vielleicht einmal die Wirkung dieses Prinzips auf ein Volk sehen? Betrachten Sie nur, was unter solchen Umständen aus einer Nation

werden müßte. Ein dem Vergnügen ergebenes Volk sinkt alsbald; die männlichen Tugenden, die den Opfergeist für das Wohl der Mitbrüder lehren, würden als Vorurteile verlacht werden. Derjenige, der sich nicht freut, würde mit wildem Hasse jene verfolgen, die sich freuen. Wir Diener des Gottes des Friedens, wir Diener Jesu Christi, wir werden zu ihm hintreten und ihm sagen: „Habe Geduld und Ergebung!" Er aber zeigt uns seine Lumpen, seine vom Hunger ausgedörrten Glieder, seine Kinder, die nach Brot betteln, während er nur Tränen für sie hat; er spricht uns von seinem geringen Lohne und auch noch von seinem Mangel an Arbeit und ruft aus: „Warum soll ich Geduld haben, wenn ich der Stärkere bin? Wenn das Vergnügen der Endzweck des Daseins ist, so muß auch für mich die Stunde gekommen sein, wo ich mich freuen kann; ich bin des Bettelns müde!" Und sich im Dunkeln verbergend, wird er den geeigneten Augenblick erwarten, wo er sich auf die Gesellschaft werfen kann, um sich seinen Teil an der Freude zu erobern.

Sie werden mir sagen: Aber Pater, das sind gefährliche Worte! Ich gebe es zu. Aber wenn Sie das Vergnügen als Lebenszweck zulassen, mit welchem Rechte wollen Sie sie tadeln? Mit diesem Prinzip wird sich die Gesellschaft notwendig mitten zwischen dem Egoismus der Einen und den blutdürstigen Trieben der Andern gefangen sehen.

Sagen Sie vielleicht, der Zweck des Lebens besteht in etwas Edlerem, im Ruhme?

Der Ruhm? Ah, welche Bewandtnis hat es mit

diesem Worte, das ein Gemurmel des Beifalls hervorruft, das mich verwirrt und beinahe für sich gewinnt? Der Ruhm ist jener höchste Zauber, dessen unbestimmte Ahnung bereits die Seele des Kindes mit erhabenem Schauer erfüllt, der den Jüngling in Erregung setzt bei den Erzählungen der Geschichte. Von Cäsar bis zu Napoleon ist der Ruhm das, was das Herz des jungen Mannes höher schlagen läßt als der Tod, als selbst die Liebe. Der Ruhm weckt in der Brust der Nationen ein verklungenes Echo vergangener Zeiten, er begreift alles in sich, was in einem Volke groß ist, und wenn er sich in einem einzelnen Manne verkörpert zeigt, dann begrüßen ihn alle mit unbeschreiblicher Verehrung! Soll er der Zweck unseres Lebens sein?

Was ist denn eigentlich der Ruhm? Befragen wir die heiligen Bücher: Er ist wie Gras, das hinwelkt, wie eine Blume, wie ein Traum, der entschwindet; heute Gebieter auf dem Kapitolium, morgen auf dem tarpeischen Felsen!

Wollen Sie sich davon überzeugen, daß das einzige, eines vernünftigen und freien Wesens würdige Endziel nur Gott sein kann? Durchsuchen wir einmal die Menschenbrust und dann werden Sie einsehen, daß in derselben nichts ist, was sich auf die Erde beschränken ließe, daß vielmehr alles nach Gott dem Herrn hinstrebt. Befragen wir den Lebensinstinkt: Was will und was wünscht er? Das Unendliche. Der Mensch, obschon selbst begrenzt, obschon selbst endlich, strebt dennoch nach einem unbegrenzten, unendlichen Gesichtskreise; er kann sich nicht fassen bei

dem Gedanken an den Tod, an das Nichts. Wenn Sie seine Tage zählen wollen, wird er unwillig; wenn Sie ihm den verhängnisvollen Punkt zeigen, der das Ende seiner Existenz sein muß, wendet er seine Augen mit Schrecken ab. Sobald er einen Endpunkt sieht, sagt er: „Das genügt mir nicht." Apelles pflegte zu sagen: „Ich male für die Ewigkeit," und doch malte er auf ein Stück vergänglicher Leinwand, und was ist von so vielen Meisterwerken anderes geblieben als der Name?

Ich habe bereits die Hälfte meines Lebens überschritten, ich berühre fast die Türe der Gruft und was soll ich da tun? Soll ich mich in diese Idee zu finden suchen? Soll ich sagen: Das Baumblatt, die Blume welkt, das Wasser trocknet, alles stirbt, es ist nicht mehr wie Recht, daß auch ich sterbe? Nein, ich verwahre mich gegen den Tod; der Tod, behaupte ich, wird mich nicht ganz in Besitz nehmen, mit einem Fuße im Grabe träume ich von der Ewigkeit!

Aber bemerken Sie wohl, dieser zwingende Wunsch, sich ewig zu machen, bezieht sich nicht auf das irdische Leben; wir wollen uns das Leben ewig machen nur in sich selbst, weil es so vollkommener ist. Die Erde genügt uns so wenig, daß die bravsten Seelen die Erde wie eine Last, wie eine Bürde von sich abwerfen möchten. Wer von ihnen hat nicht schon diesen Ekel am Leben verspürt? Wie viele traurige und betrübte Menschen kenne ich nicht, die ihre Tage abgekürzt zu sehen wünschen?

Also der Selbstmord wäre nicht die Handlung einer Seele, die sich in das Nichts zu stürzen begehrt?

Der Selbstmord ist einfach die Handlung einer ungeduldigen Seele, die gerne anderswo leben möchte. Und dies ist so wahr, daß in uns ein solches Lebensbedürfnis vorhanden ist, daß nichts Endliches es jemals befriedigen oder ersetzen könnte.

Was soll ich von dem Bedürfnisse des Erkennens sagen? Es ist dies ein Bedürfnis unserer Vernunft. Um dasselbe zu befriedigen, widmen wir uns dem Studium der Wissenschaft. Ist dies letztere aber hinreichend, um jedes Bedürfnis unserer Vernunft zu befriedigen? Einige haben es geglaubt und glauben es noch, aber mit Recht? Sehen wir zu. Die geheimnisvollen Tiefen der Mathematik, die Gesetze der Zahlen, ihre unendlichen Kombinationen, die sichtbare Welt — alles dies offenbart sich jedem; Ihre Vernunft bewegt sich da in einem unbegrenzten Horizonte; der bestirnte Himmel enthüllt seine Geheimnisse, die Planeten, die Milchstraße, die in Bildung begriffenen Sonnen zeigen sich in diesem Sternenmeere ohne Grenzen und eben daher ziehen das Licht, die Elektrizität, der Magnetismus ihre Kräfte, durch deren Vereinigung sie das große Buch der Schöpfung fortsetzen. Aus dem Schoße der Erde, aus dem Pflanzenreiche, aus der Mitte der lebenden Wesen ertönen die verschiedensten Stimmen, die ein Loblied, einen Festhymnus auf das Leben singen.

Sollte in diesem Feste Ihre Vernunft Ruhe finden? Sie nehmen, um Ihre Schritte zu beleuchten, die Fackel der Philosophie, Sie steigen in die Abgründe des menschlichen Wissens hinab, Sie erforschen das Reich der Vernunft, die Ideen, die Gefühle, die

Leidenschaften bilden vor Ihren Augen herrliche und zusammenhängende Erscheinungen, gleich ebensovielen Problemen, die einen Beweis ablegen für die lebendige Kraft Ihres Verstandes. Und dieses Schauspiel ist tausendmal schöner als jenes, welches die Natur bietet; sollte vielleicht in dieser psychologischen Welt Ihre Vernunft Ruhe finden?

Als Christoph Columbus in seinem Geiste ein noch unerforschtes Land geschaut und seine Schiffe ins Meer gelassen hatte, sah er, daß die Unbegrenztheit des Ozeans nur eine Täuschung war; eine neue Welt bewies, daß der atlantische Ozean seine Grenzen habe. Aber unsere Vernunft gleicht nicht dem feuerigen Genuesen; der Ozean der Wahrheit ist in der Tat unbegrenzt; je mehr wir uns auf denselben hinauswagen, desto mehr sehen wir die Ufer sich entfernen und keiner der Mannschaft wird jemals rufen können: Land! Land!

Allenthalben trifft unser Blick die Vielheit; die Wahrheit entfaltet ihre Beweisführungen, zeigt ihre Abstufungen aber unter verschiedenem Gesichtspunkte. Das mag der Seele des Kindes sehr zusagen, aber nicht dem Manne; der Mann bedarf der Einheit. Die Männer der Wissenschaft sagen: Wir sind aus der Spezies zur Familie, aus der Familie zur Klasse, aus der Klasse zum Reiche gelangt; alles wird auf eine kleine Zahl von Hauptregeln zurückgeführt; aber alles dies genügt dem menschlichen Geiste nicht. Er bedarf der substanziellen, lebendigen Einheit, die das Prinzip und das Ende des Individuums sowohl als

der Spezies, des Genus und der Klasse, wie der Hauptgesetze sei, der unendlichen Einheit!

Was soll ich von der Liebe sagen? M. H., wenn unser Geist geschaffen ist, um zu erkennen, so ist unser Herz geschaffen, um zu lieben. Ja, unser Herz ist ebenso für die Liebe gemacht, wie der Vogel für den Flug. M. H.! Die Liebe ist der Anfang und das Ende unseres Lebens: alles kommt von ihr, alles zieht zu ihr hin. „Weh der Wissenschaft," sagte einmal ein großer Denker und zwar mit Recht, „Weh der Wissenschaft, die nicht zur Liebe hingeleitet!" Ist nicht in der menschlichen Sprache sowohl als in der himmlischen geliebt zu werden, Liebe, ewigdauernde Freundschaft gleichbedeutend mit Glück? Glück! Unbesiegbares Bedürfnis dieses Herzens! Welche Summe von Glück muß aus diesem uns verzehrenden Bedürfnisse nach Liebe entströmen? Ich will nicht von sündhafter Anhänglichkeit reden; es ist dies ein leider zu bekannter Abgrund, ein Schlund, in dem so viele Seelen zu Grunde gehen, eine Klippe, an der so viele Schiffbruch leiden! Ich spreche von jener berechtigten Zuneigung, die unser Dasein verschönert. Die Vollkommenheit, das höchste Gesetz der Liebe, besteht darin, das sie eine geregelte sei; aber wie zu einer solchen Regel gelangen? Wer wird der Feuerflamme Grenzen setzen können? Wer würde sein Gefängnis nicht zertrümmern?

Das aber ist unvermeidlich, jede ungeregelte Zuneigung führt schließlich zur Strafe hin. Wie viele Menschen wurden das Opfer einer berückenden Zuneigung! Aber glauben wir, daß auch die berech-

tigste, reinste, am besten geregelte Neigung hinreiche, um unser Herz ganz zu erfüllen? Nein, niemals! Eine gewisse Leere im Herzen wird Sie stets überallhin verfolgen; ein Beweis hierfür sind die Tränen, die den glücklichsten Augen entströmen, im Augenblicke ihres Glückes. Je mehr die Liebe sich vervielfacht, desto lauter ruft das Herz nach dem Unendlichen: O mein Gott, mein Gott, was hast Du denn gedacht, als Du dieses Herz bildetest? Er gedachte es für sich zu bilden. Darum lassen wir uns nur von der Last unseres Herzens tragen, und wenn das Herz sich beschwert hat mit der Last der Erde, dann trägt es uns zu Gott hin.

Indes, wenn Sie sich mit der Prüfung dieser höheren Seelenfähigkeiten nicht begnügen wollen und jene Fähigkeiten zu befragen wünschen, welche auf die Materie sich beziehen und mit der Berührung derselben auch ihre Spannkraft einbüßen, so werden Sie dieselbe Antwort erhalten. Fragen Sie das sinnliche Gefühlsvermögen. Dieses Vermögen ist niemals gesättigt; diese Tätigkeit macht es nicht wie Hannibal, der auf den gestrigen Siegen einschläft, sie arbeitet immer. Befragen wir nur die Künstler, die wahren Künstler, die Genies. Betrachten Sie das Genie, was sehen Sie? Sie sehen einen Menschen, der seine Ohnmacht bekennt, einen Menschen, der eingesteht, daß er nie sein Ideal erreichen konnte; Sie sehen Virgil, der seine Äneis verbrennt, Buonarroti traurig vor seinen Statuen, weil er sich Kolosse gedacht, die seine Hand niemals wird erreichen können, Leonardo da Vinci, der sein unsterbliches Abendmahl unvollendet

läßt; Sie sehen einen Tasso trauern, daß er sein „Befreites Jerusalem“ geschrieben, Milton, der irgend einem obskuren Gedichte vor seinem „Verlorenen Paradiese“ den Vorzug gibt; Fénélon, der in achtzehn Manuskripten seines Telemachs den Beweis seines unersättlichen Strebens nach Vollkommenheit hinterläßt, und erst der Musiker, er besonders beweist unseren Satz. Wenn das letzte Echo seiner Melodieen verklungen ist, horcht er noch, er streckt sein Ohr noch vor und lauscht auf andere Melodieen, die ihm zu entfliehen scheinen und die ihn die Unmöglichkeit fühlen lassen, zur Vollkommenheit zu gelangen. Warum dieses? Weil er, je mehr er sich dem Ideale nähert, dieses um so weiter sich entfernt. Ich berufe mich auf Sie, fühlen Sie nicht vor den Meisterwerken dieser großen Geister die Liebe zur Schönheit in sich immer mehr entbrennen, anstatt daß sie verlösche?

M. H.! Es ist jeder Kunst eigen, unsere Seele zu ergreifen und unser Herz zu Gott zu erheben. Rafael, ich habe deine hehren Fresken geschaut und blieb stumm vor Bewunderung stundenlang inmitten der unsterblichen Stanzen des Vatikans und meine Seele fühlte sich zu Gott erhoben. Rossini, Bellini, ich habe eure Symfonieen mit einem Schauer der Glückseligkeit gehört, die tiefen Melodieen eurer Kompositionen, und während ich mich glücklich pries, den Gefühlen meines Herzens einen poetischen Ausdruck geben zu können, war ich bis in die Nähe Gottes getragen.

Aber beantworten Sie mir eine Frage. Wie oft, wenn wir bei Sonnenuntergang auf einem Hügel

saßen und das herrliche Naturschauspiel bewunderten, das sich unserem entzückten Auge bot, wie oft fühlten wir da nicht unsere Seele zum Himmel erhoben? Wie oft beschlich uns in dieser schönen Stunde eine Traurigkeit, eine Melancholie, für welche wir vergebens den Grund in unserem Herzen suchten, so daß wir uns die Frage stellten: Warum bist du traurig? Woher diese Melancholie? Was fehlt dir denn? Meine Seele, du schaust nach der Wolke, die vorüber zieht, aber was willst du von dieser Wolke? Du verfolgst das Wasser, das hinabrinnt, aber was willst du von diesem Wasser? Und Ihre Seele gab Ihnen zur Antwort: Mir fehlt Gott!

Eines Abends wandelte der heilige Augustinus am Ufer des Meeres; die Sonne sandte ihre letzten Strahlen, es war um die Zeit, wo die Seele sich sammelt, wo ihr Blick suchend sich nach innen lenkt. Und der Heilige fragte: Warum seufzest du, meine Seele, warum bist du traurig? Eine Stimme, die über die Fluten zu schweben schien, flüsterte ihm zu: Suche über dir! Der heilige Augustinus dachte über die Bedeutung dieses Wortes nach. Inzwischen senkten sich die Schatten der Nacht auf die Erde herab und die Sterne erschienen am Himmelsraume. Augustinus erhob seinen Blick nach oben und fragte: „Gott, der Du über mir schwebest, weißt Du, weshalb diese Seele traurig ist?“ Und inmitten dieser unaussprechlichen Harmonie schienen ihm die Sterne zu antworten: Quaere super nos! Und der Heilige stieg bis zum Himmel der Engel empor und wiederholte seine Frage: „Wißt ihr, himmlische Geister, wes-

halb meine Seele traurig ist?" Und es schien ihm, als wenn die Engel ihm in ihrem harmonischen Konzerte antworteten: „Quaere super nos!" Da endlich befand sich seine Phantasie vor Gott dem Herrn, sein Herz war befriedigt und sprach: „Das war es, was meiner Seele fehlte, das verlangte ich." Ja, Gott ist das Endziel, nach dem unsere Seele seufzet; nach ihm sehnt sie sich aus dem Wahren, aus dem Guten, aus dem Schönen, aus dem Guten dieser Erde — Gott ist das Ziel unseres Lebens!

II. M. H.! Ich habe die Sprache der Vernunft zu Ihnen geredet; erlauben Sie, daß ich für einen Augenblick die Sprache des Glaubens spreche. Sehen Sie dort in jener armseligen Hütte auf ärmliches Stroh gebettet jenes unmündige Kind? Es ist der Sohn des Allerhöchsten, der Mensch geworden ist. Und warum, weshalb ward er in solcher Armut geboren? Fragen Sie es die Engel, die an seiner Krippe singen. „Für Euch, Ihr Menschen, für Euer Heil, um Euch bei Erreichung Eueres Zieles behilflich zu sein." Sie sehen ihn verfolgt, und in die Wüste getragen; Sie sehen ihn unter dem Messer der Beschneidung, warum diese Mühen, warum dieses Blut? Fragen Sie seine heilige Mutter, sie wird Ihnen sagen: „Für Euch, zu Euerem Heile, um Euch bei Erreichung Eueres Zieles behilflich zu sein." Sie sehen ihn auf den Straßen zu Nazareth, mit Schweiß bedeckt, dem Arbeitgeber die Hand zur Löhnung entgegenhalten. Warum diese Erniedrigung? Fragen Sie seinen Schutzengel, er wird Ihnen sagen: „Für Euch, zu Euerem Heile, um Euch bei Erreichung

Eueres Zieles behilflich zu sein." Bleiben Sie hier nicht stehen, gehen Sie bis auf den Kalvarienberg, schauen Sie jenes Kreuz, das sich zwischen Himmel und Erde erhebt, schauen Sie jenes Blut. Sammeln Sie einige Tropfen dieses kostbaren Blutes und fragen Sie: warum so viele Leiden? Und er selbst wird Ihnen mit sterbender Stimme sagen: „Für Euch, zu Euerem Heile, um Euch bei Erreichung Eueres Zieles behilflich zu sein."

M. H.! Was wollen wir mehr, um uns davon zu überzeugen, daß nur Gott allein das Ziel unseres Lebens sein kann? Und was müssen wir tun, um das Ziel zu erreichen? Fangen wir an auf Erden das zu tun, was wir im Himmel tun werden. Im Himmel werden wir Gott schauen, wie er ist, von Angesicht zu Angesicht; darum müssen wir uns auf Erden bestreben an ihn zu denken gemäß der schwachen Kenntnis, die wir von ihm haben. Im Himmel werden wir ihn lieben mit einer notwendigen Liebe, denn wie könnten wir das höchste Gut und die unendliche Schönheit nicht lieben, wenn sie uns unverhüllt entgegentritt? Darum müssen wir ihn auf dieser Erde lieben, indem wir unser Herz zwingen sich zu ihm emporzuheben. Im Himmel werden wir Gott besitzen als den Gegenstand unserer Erkenntnis, unseres Herzens, unserer Glückseligkeit, ohne zu fürchten, ihn je wieder zu verlieren. Aber um Gott im Himmel zu besitzen, müssen wir uns auf Erden von ihm besitzen lassen, müssen wir seine Gesetze, seine Gebote beobachten. Ja, m. H., Sie müssen sich mit Gott beschäftigen, nicht zwar so, daß Sie sich nicht mehr mit den Angelegenheiten Ihrer

Familie, Ihrer Vaterstadt beschäftigen können, sondern Sie dürfen Gott der Erde wegen nicht vergessen, nicht die Ewigkeit wegen der Zeit, und nicht die Seele wegen des Körpers.

Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, das ist der Zweck des menschlichen Lebens, das ist das notwendige Ziel, nach welchem wir streben müssen unter Strafe des ewigen Todes; denn kein Wesen kann existieren ohne den Grund seiner Existenz und der Grund des Daseins des Menschen, der Grund, weshalb er geschaffen wurde, ist, daß er sich zu Gott erhebe. Deshalb gab Gott ihm einen Verstand, fähig ihn zu erkennen, ein Herz fähig ihn zu lieben, den Willen fähig sich mit ihm zu vereinigen, und ebendeshalb sind wir katholische Christen.

Aber was habe ich bisher getan? Mein Gott, anstatt Dich zu erkennen, habe ich die Vorurteile zu erkennen gesucht, die Irrtümer, die meine Leidenschaften rechtfertigen sollen; anstatt Dich zu lieben, habe ich mich selbst zu lieben gesucht; anstatt Deinen Gesetzen zu gehorchen, habe ich meinen Launen gehorcht. Geschaffen für dasjenige, was auf der Welt das größte und edelste ist, habe ich mich herniederziehen lassen in den Kot! Aber wirst Du wohl Dein Geschöpf sich selbst überlassen? Stoße mich nicht zurück, ich bitte Dich darum: vollende das Werk Deiner Barmherzigkeit, das Du begonnen hast, lasse mich nicht, bis daß ich mich mit Dir verbinde, o Herr, und zwar will ich mich nicht allein mit Dir verbinden, meine Seele soll begleitet sein von denen meiner Brüder. —

VII.

Die Rechte Gottes

Gott hat uns eine geistige und unsterbliche Seele gegeben, damit wir ihn erkennen, ihn lieben und ihm dienen können auf Erden, und an seinem Besitze uns erfreuen können in der Ewigkeit. Aber hat uns Gott ganz in Unabhängigkeit gelassen? Erwäget wohl dieses Wort: ich sage Unabhängigkeit nicht Freiheit. Hat er uns unabhängig gelassen oder hat er über uns einige Rechte behalten, die wir achten müssen?

Heutigentags klagt man überall, daß die gegenwärtige Gesellschaft nicht mehr regiert werden könne: der Begriff der Autorität werde verkannt, die Ausübung der öffentlichen Machtbefugnisse rufe nur Eifersucht hervor. Man klagt über die Ausgelassenheit der Ideen, die Kühnheit der Leidenschaften, über die zügellose Frechheit, den Geist der Unabhängigkeit. Aber wie soll man den Folgen des praktischen Atheismus entgehen können, auf dem sich die modernen Theorien wie auf ihrem Fundamente aufbauen? Wenn man die Regierung Gottes nicht mehr anerkennen will, wie soll man sich da unter die Regierung der Menschen beugen? Wenn man die Souveränität der Vernunft, die Unabhängigkeit der Moral prokla-

miert, wenn man lehrt, daß der erste und letzte Grund alles Seins nur eine Hypothese sei, wenn man dem Volke sagt, daß Gott, wenn er überhaupt existiere, sich um uns gar nicht kümmere, daß der Mensch unumschränkter Herr seiner Geschicke sei, wenn die Sachen bis zu diesem Punkte gelangt sind, welches Fundament hat da das öffentliche Gewissen? Wo soll man eine Grundlage für die Ordnung, für die Beständigkeit finden? „An dem Tage," sagt Proudhon, „an welchem unsere Väter die Erklärung der Menschenrechte verfaßten, an diesem Tage wurde die Oberhoheit des Himmels über die Erde geleugnet." Und einige Zeilen weiter fügt er mit unerbittlicher Logik bei: „Und hieraus konnte sich nur die Anarchie oder der Zäsarismus entwickeln." Dieses Dilemma wäre unerbittlich, es wäre verhängnisvoll, wenn Gott in dem Reiche der Gewissen nichts mehr zählen sollte, wenn die Menschenrechte die einzige Religion der Völker sind, wenn man über die Menschenrechte nicht die Gottesrechte stellt. Aber, was können denn überhaupt die Menschenrechte sein ohne die Rechte Gottes? Die Wirkungen dieser Lage der Dinge sind blutige, und wenn ich deren Geschichte Ihnen schildern müßte, so würden Sie Dinge vernehmen, die Sie schaudern machten. Ich müßte Ihnen jene niedrigen Schmeichler der Machthaber vorführen, die selbst Tyrannen wurden, als sie zur Macht gelangten; und nachdem sie Tausende von Opfern hinschlachteten zu ihren Lebzeiten, machen sie nach ihrem Tode noch Tausende von Betrogenen. Ja, was sind die Rechte der Menschen ohne die Rechte Gottes anders als eine

Illusion? Woher sollten sie kommen? Welches könnte ihre Bestätigung, ihre Regel sein? Wie sind sie zu verstehen?

Wie wollen Sie verschiedene Kräfte ins Gleichgewicht bringen, wenn Sie nicht das Gesetz der allgemeinen Schwere mit in Rechnung setzen! Sie wollen die Ordnung, die Gerechtigkeit, die Freiheit. Nun gut; aber wie wollen Sie diese Dinge erreichen, ohne die Rechte Gottes anzuerkennen? Gott ist nicht allein der Ursprung der Dinge und ihrer Beziehungen zu einander, sondern auch der Ursprung der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Freiheit; er ist nicht nur der Grund des Lebens, er ist auch der Erhalter des Lebens. Gott hat Gesetze bestellt für die Körper sowohl als für die Geister; wehe dem, der sich diesen Gesetzen entziehen will! Das ist die Utopie Ihrer humanitären Doktrinen: Je mehr man die Souveränität des unabhängigen Menschen proklamiert, desto mehr fühlt der Mensch, er mag wollen oder nicht, daß er einen Oberherrn hat. Unsere Beziehungen zu Gott in der Gewißheit unserer wesentlichen Abhängigkeit von Gott zu erforschen, unsere Pflichten als Geschöpf, seine Rechte als Schöpfer — das sei unsere Aufgabe für heute Morgen.

I. M. H.! Was für eine Stellung hat der höchste Künstler dem Menschen in dieser schönen Welt gegeben? Herrscht er da als absoluter Gebieter? Das, was zu seinen Füßen liegt, ist ihm Gehorsam schuldig; aber über seinem Haupte gibt es da nichts, vor dem er die Stirne beugen muß? Die Wissenschaft zeigt, daß die Schöpfung stufenweise emporsteigt, vom

Mineral zur Pflanze, von der Pflanze zum Tiere, vom Tiere zum Menschen. Dieses ist natürlich ein Irrtum nach der Lehre des materialistischen Evolutionismus, aber es ist in sich selbst wahr, und darum schön. Wir dürfen aber auf dieser Leiter nicht beim Menschen stehen bleiben, wir müssen bis zu Gott emporsteigen, dem Anfang aller Dinge, der Ursache von allem, was existiert. Darum eben bemüht sich eine gewisse Wissenschaft, Gott als Schöpfer zu leugnen, denn hat sie einmal den Schöpfer zugegeben, warum soll sie alsdann den Gesetzgeber nicht zugeben?

Es genügt, einen Blick auf den Menschen zu werfen, um zu begreifen, daß Gott der absolute Herr und der Mensch sein Geschöpf ist. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf unsere Natur, auf unsere Stellung, unsere Werke, und die Abhängigkeit des Menschen wird offenbar.

Werfen wir einen Blick auf unsere Natur. Wir würden nicht gefragt, als wir geboren wurden, und Job konnte mit Recht sagen: „Herr, warum hast du mich aus dem Schoße meiner Mutter gerufen?“ Wir wurden nicht gefragt, ob wir leben wollten; wir werden nicht gefragt, ob wir sterben wollen. Wir haben nicht einmal das Recht, zu verlangen, von dem bevorstehenden Tode in Kenntnis gesetzt zu werden, wir können uns weder den Ort, noch die Zeit, noch die Art unseres Todes wählen; und wenn unsere Freiheit auch bis zum Selbstmord geht, so würde uns doch ganz gewiß der Selbstmord in eine viel schlimmere Lage bringen, als die ist, die wir hienieden zu fürchten hatten. Gewiß, m. H., ohne unser Zutun in diese Welt kommen, ein Land be-

wohnen, das nicht das unserige ist, es verlieren, wenn wir abgerufen werden ohne zu wissen, weshalb — das ist unser Los auf der Erde.

Werfen wir einen Blick auf unsere Stellung. Es gibt nichts Abhängigeres, als unsere Stellung. Wir hängen von der Natur ab, die alle Tage uns widersteht, uns der Auflösung entgegenführt. Wir arbeiten mit Mühe, mit vieler Schwierigkeit. Wo ist der, wie die heiligen Bücher sagen, der auch nur eine Runzel von seiner Stirne wischen kann? Wir hängen von der Pflanzenwelt ab, welche die Erde zu unserer Ernährerin macht. Wir hängen von dem Tierreiche ab, das uns die Kraft zu unseren Arbeiten verleiht; wir hängen von der Wut der Elemente, des Wassers und der Luft ab, und, in der Tat, m. H, was ist wohl dem Anscheine nach gleichgiltiger für uns, als jenes in der Atmosphäre ausgebreitete Gas, von dem doch die ganze Vegetation ihr Leben bezieht? Kaum, daß man sein Vorhandensein durch Zerlegen der uns umgebenden Atmosphäre feststellen kann. Und doch, wenn dieses Gas vom Meere aufgesogen würde, wissen Sie, was geschähe? Jegliche Vegetation würde ersterben, kein Grashälmchen würde mehr existieren; die Tiere würden untergehen und die Menschen vom Hunger gequält, der eine den andern zerfleischen. In weniger als einer Woche würde unser armer, kahler, entvölkerter Planet inmitten des traurigen Schweigens eines allgemeinen Hinsterbens nur noch rötliche, kalkartige Farbentöne zeigen, hier und dort von Wolken beschattet. Sie sehen also, von welch

delikater chemischer Tätigkeit die Existenz der Welt bedingt ist.

Sodann ist nichts so abhängig als der Mensch von seinen Werken, von seinen Erfindungen. In jedem unserer Werke ist eine gewisse Art von Unvollkommenheit, die jegliche Vollendung hindert. Unsere Kraft ist nicht hinreichend, um einen wünschenswerten Grad von Vollkommenheit in unseren Werken zu erreichen. „Der Mensch fällt immer," sagte ein geistreicher Mann, „und Gott hebt ihn immer wieder auf; der Mensch steht immer auf dem Punkte, besiegt zu werden und Gott bringt ihm immer Hilfe." Der Mensch bereitet den Boden, er besäet ihn, aber er kann ihm am folgenden Tage weder Sonnenschein noch Regen geben, noch steht es in seiner Macht, die Zahl der dem Ackerbau nützlichen und schädlichen Tiere zu bestimmen. Sie mögen die wirkungsvollsten und geschicktesten Methoden befolgen, sei es in der Industrie, sei es in der Politik; wenn Sie alles getan zu haben glauben, bleibt Ihnen noch immer etwas zu tun übrig. Es fehlt ein Element, ohne welches es nie ein Resultat geben kann, ohne welches Sie den Kreis nicht schließen, keine Handlung vollenden können. Selbst der Unglaube kennt dieses Element, er nennt es den „Zufall"; die Religion aber gibt ihm den Namen „die Vorsehung". Der Unglaube ist also in Bezug auf die Tatsache mit der Religion einverstanden, und die Tatsache ist, daß der Mensch in seinem Werke ohnmächtig und unvollständig ist.

Welches auch immer das Vertrauen sein mag,

das wir in uns selbst setzen, wir müssen alle gestehen, daß in unserer ganzen Existenz kein einziges Element ist, das von uns selbst abhinge; und diese Wahrheit hat Veranlassung zu dem Sprichwort gegeben: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." Der Mensch müht sich ab, aber Gott ist es, der ihn führt. So war und ist der Mensch heute noch. Ich wüßte nicht, daß die Fortschritte der Wissenschaft hieran etwas geändert haben könnten. Die Wissenschaft hat die Kräfte der Materie entdeckt; sie sind da, wie zu unserem Dienste. Aber sie dienen uns nur unter der einen Bedingung, daß wir ihnen dienen. Wenn Sie den Menschen auf jener Dampfbahn dahinsausen sehen, dann sagen Sie wohl: Ah, das ist schön, das ist der Fortschritt! Wo sind jene Zeiten, wo man denselben Raum in mehreren Tagen durchmaß, zu dessen Durchmessen man jetzt nur wenige Stunden gebraucht? Ja, der Mensch zeigt sich in Wirklichkeit als der König der Schöpfung. Als der König, freilich; aber dieser möge sich wohl hüten, gegen ein Naturgesetz zu verstoßen, sonst fliegt der Dampfkessel in die Luft und der König mit ihm! Gewiß, der Mensch ist König; aber unter der Bedingung, daß er seine Abhängigkeit von Gott anerkennt. Alles führt uns eben zu den Füßen Gottes hin, alles zu den Füßen des Altares!

Das müßte eigentlich genügen, weil es einleuchtend ist. Da wir aber nun einmal in einem Jahrhundert leben, in welchem der Stolz sich in alles eingedrängt hat, in einem Jahrhundert, in welchem man mit allen möglichen Sophismen die arme Jugend

zu verführen und das arme Volk zu täuschen sucht, müssen Sie mir erlauben, daß ich noch etwas weiter aushole.

Es verhält sich mit den Werken Gottes anders, als mit den Werken der Menschen. Wenn das Menschenwerk einmal fertig gestellt ist, erhält es einen gewissen Grad von Unabhängigkeit. Ehe es vollendet ist, bedarf man der Elemente, der Instrumente und Materialien; der Stein ist vor dem Gebäude da, die Bronze, der Marmor vor der Statue, der Pinsel, die Farben vor dem Gemälde. Und wenn das Gemälde fertig ist, die Statue vollendet, der Bau beendigt, zieht sich der Künstler zurück und schreitet zu einer anderen Arbeit; aber sein Werk bleibt. Michelangelo ist tot, tot ist Rafael, aber die Museen Roms und Ihre Gallerien zeigen die Meisterwerke dieser Geistesgrößen. Allein dasselbe kann man nicht von den Werken Gottes sagen; man kann nicht sagen, daß Gott nach Vollendung seines Werkes irgendwo anders sich hinbegeben habe, um dort seine Tätigkeit hinzutragen. Und wohin sollte er sich auch begeben haben? Wie hätte er es anstellen können, sich von Ihnen zu entfernen, da er überall ist und alles mit seinem unermeßlichen Wesen erfüllt? Aber nicht allein die Unermeßlichkeit hindert jede Entfernung. Gott ist nicht nur durch diese Unermeßlichkeit jedem seiner Geschöpfe gegenwärtig, sondern aus einer ganz anderen Ursache, und diese wollen wir jetzt erörtern.

Diese Ursache ist die Notwendigkeit, in der wir uns befinden, in dem Zustande des Daseins erhalten zu werden, um nicht in das Nichts zurückzusinken.

Sehen Sie den Rauch, der dort aus der Dampfmaschine aufsteigt; die Maschine eilt vorüber, der Rauch aber bleibt noch für einige Augenblicke. Sehen Sie den Bach, der aus der Bergeshöhe in die Tiefe herabrinnt; wenn Sie ihn in der Quelle aufhalten, wird er wohl noch herabrinnen? Trennen Sie den Menschen von Gott, und der Mensch sinkt in das Nichts zurück! Man hat sich oft folgenden Bildes bedient und gesagt: Gott ist für den Menschen das, was im unermeßlichen Ozean die Wasserfluten, die ihn stets erhalten und erweitern. Dieses Bild ist schön, aber nicht genau. Stellen sie einen Körper ins Wasser, das Wasser wird ihn bloß umfließen; aber Gott tut bei uns, seinen armen Geschöpfen, weit mehr, er geht in uns hinein, er durchdringt uns, er vereinigt sich mit nns, wird unser Stützpunkt, unser Erhalter. Wenn Gott sich von uns entfernen würde, wenn er uns diesen Stützpunkt entzöge, so würden wir alsbald das Leben zu einem gehaltlosen Schatten werden sehen. Ohne Gott gibt es keinen Gedanken für den Verstand, keine Kraft für die Tätigkeit, ohne Gott können die Lippen keinen Laut stammeln, und die Augen nicht sehen; ohne Gott werden wir nichts bewahren können. Aber um etwas zu bewahren, muß man auch etwas besitzen — allein unser Dasein gehört uns gar nicht, wie sollen wir also darüber verfügen können? Alles, was wir haben, alles, was wir sind, haben und sind wir nur durch Gott; wir leben Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute, gleich jener Linie auf der Sonnenuhr, die ihre Existenz nur der Sonne verdankt.

In der Tat, könnte es anders sein, könnten wir nur einen einzigen Augenblick unser Dasein unabhängig bewahren, so gäbe es einen Augenblick, in welchem die Stimme nicht mehr vom Sänger, der Lichtstrahl nicht mehr von der Fackel abhängig wäre, in welchem das Geschöpf sein eigener Herr wäre und in sich selbst den Grund seines Seins hätte. Indes den Grund der Existenz in sich selbst haben, ist nur dem Unendlichen eigen; dann also wäre das Geschöpf Gott.

Es nützt nichts zu behaupten, jede Kreatur besitze in sich ein Erhaltungsprinzip; eine solche Behauptung würde Unwissenheit bekunden. Wie Sie Gott notwendig hatten im ersten Augenblicke, so haben Sie ihn notwendig im zweiten und im dritten Augenblicke.

Wir sagen wohl, das Weltall sei ein Gesang, ein Konzert. Dies ist wahr; aber Gott leitet diesen Gesang, er leitet dieses Konzert, er ist der große Musiker. Unter der Hand Gottes — gestatten Sie, daß ich mich so ausdrücke, damit mich auch die Kinder verstehen können — ist die Schöpfung gleichsam ein Klavier, eine Orgel geworden. Ein jedes Geschöpf ist nach den Worten des heiligen Thomas eine Note und dauert so lange als der Finger Gottes auf die Taste der Orgel drückt; sobald der Finger sich erhebt, erstirbt der Ton; Schöpfung und Erhaltung, alles verschwindet; denn damit die Note ihre Schwingung behalte, muß Gott, der sie geschaffen, ihrer Erhaltung zustimmen. Wir sind nichts als ein Ton, eine Schwingung, ein Präludium und wir haben keinen

anderen Ursprung, keine andere Zuflucht vor der Vernichtung als seinen Willensakt; ohne Gott würde alles, was wir sind, und was wir haben, verschwinden, denn alles ist geschaffen, alles wird erhalten von der Allmacht und dem Willen Gottes. Gott streckt seine Hand aus und wir sind da; Gott zieht sie zurück und wir versinken ins Nichts.

Das ist das Los aller Kreatur! Gott konnte nach der Schöpfung der Welt nicht sagen: „Ich gehe jetzt irgendwo anders hin; meine Arbeit ist getan, nun beginnt die euere.“ Wenn er fortginge, wenn derjenige, der unsere Natur erhält, aufhören würde, sie zu erhalten, dann würde eben alles zur Abstraktion werden und untergehen. Das kleine Kind, das zu seiner Mutter sagt: Der liebe Gott hat uns diese Frucht geschickt, dieses Kind ist durchaus nicht zu tadeln. Denn Gott ist es, der in jeden Körper das Leben senkt; alle Geschöpfe loben ihn, keines verurteilt ihn, alles verkündet die Ehre Gottes. Eine jede Kreatur will Gott dem Herrn zum Danke verpflichtet sein, eine jede sagt es ihm in ihrer Weise, und wir, die wir Vernunft haben, die wir ein Herz haben, wir wollen diese Abhängigkeit von Gott nicht anerkennen? Aber wenn wir nun einmal seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollen, so gestatten Sie mir doch die Frage: Warum stehen wir denn in seinem Sonnenschein, warum bilden wir uns keine eigene Welt? Warum also den Gehorsam in Auflehnung, die Anbetung in Lästerung verkehren? Haben wir auch schon daran gedacht, was aus uns werden würde, wenn wir uns zu diesem Akte der Auflehnung hin-

reißen ließen? Was würde denn aus dem Lichtstrahle, wenn er sich von seinem Ausgangspunkte trennen, wenn er durch den Weltraum gehen wollte, allein sich brechend, allein sich verteilend, allein überall hin das Licht tragend? Was stände diesem Lichtstrahl unabweislich bevor? Der Tod, die Vernichtung! Von dem Augenblicke an, wo dieser Lichtstrahl sich von seinem Mittelpunkte trennte, würde für ihn jede Quelle der Bewegung und des Lichtes versiegt sein. Gerade so verhält es sich mit dem Menschen. Das Reich seiner eigenen Unabhängigkeit aufrichten wollen, heißt ebenso viel als seinem Ruine entgegengehen.

Es hat kein Jahrhundert gegeben, das ohne Einwirkung Gottes geblieben, das nicht seine hohe Mission erhalten, das nicht den Willen Gottes erfüllt hätte. Es ist wahr, Gott wird so oft angebetet, ohne daß man ihn kennt; um *ihn* nicht anzubeten, vertauscht man ihn mit den falschen Götzen, spricht man von Ehre, Natur, Vernunft, Wissenschaft, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Fortschritt. Diese Worte schmeicheln dem Ohre, diese Gefühle rühren das Herz, diese Ideen berücken den Geist; das ist die Sprache unseres Jahrhunderts, oder besser gesagt, es sind dies die schlimmen Kräfte unseres Jahrhunderts, aber die Sprache zielt auf Gott hin. Diese Kräfte kommen von Gott und unsere Pflicht ist es, sie zu zügeln und zum Altare Gottes hinzubringen, über welchen man jenes Wort schreiben könnte, das in dem Areopag zu Athen stand: Ignoto Deo! Wenn ich für einen Augenblick mich der Sprache unseres Jahrhunderts

bedienen wollte, so würde ich mich an meine Brüder wenden und sagen: „Ihr Kinder unserer Zeit, Gott ist es, den ihr anbetet.“ Sehen Sie nach, ob ich die Unwahrheit rede; betrachten Sie Ihre Idole eines nach dem anderen, und dann werden Sie sehen, wie ein jedes sich vor Gott dem Herrn beugen muß!

Ihr erstes Idol ist die Ehre; auf diese ist stets Ihr Sinn gerichtet, von ihr sprechen Sie immer. Aber die Ehre muß rein, sie muß fest sein; und die Reinheit der Ehre wird getrübt, ihre Festigkeit wird schwankend, wenn nicht über alles die Ehre geht, Gott zu geben, was Gottes ist. Wie würde es mit der Ehre eines Soldaten bestellt sein, der wohl dem Hauptmann aber nicht dem General seine Hochachtung bezeugen wollte?

Betrachten wir ein anderes Idol: die Natur. Sie haben ihre Geheimnisse entdeckt, Ihre Fortschritte werden die Ehre unseres Jahrhunderts sein; aber die Natur ist doch nur eine Wirkung und keine Ursache, und je schöner das Schauspiel ist, das sie uns bietet, desto deutlicher offenbart sich auch die Macht, die sie erhält.

Werfen wir einen Blick auf die Vernunft, ein anderes Ihrer Idole. Im Namen der Vernunft unterrichten Sie, in ihrem Namen kämpfen Sie; und ich sage Ihnen im Namen der Vernunft, daß Sie Gott die Ehre geben müssen, da er es ist, von dem Sie die Vernunft empfangen haben. Und wenn sich Ihre Vernunft in ihrer Ohnmacht den Geheimnissen des künftigen Lebens verschließen sollte, so sage ich Ihnen, daß Sie die Offenbarung befragen müssen,

die Ihnen den Schlüssel dazu gibt. Warum sollten Sie dieses zurückweisen? Das hieße doch gewiß nicht vernünftig handeln.

Nehmen wir ein anderes Idol: die Wissenschaft. Ich spreche nicht von der wahren Wissenschaft, ich spreche von jener aufgeblasenen, zweifelsüchtigen Wissenschaft, die man heutzutage immer im Munde führt. Und, m. H., so viel ist sicher: Wenn unsere Gelehrten nicht Gott näher treten, so geschieht es nicht deshalb, weil sie zu gelehrt sind, sondern weil sie nicht genug wissen. Baco hat gesagt: „Die wahre Wissenschaft führt uns zu Gott hin, die mittelmäßige entfernt uns von Gott, weil sie Schwindel erweckt."

Die Freiheit! Im Namen der Freiheit ruft man heute gegen Gott. Nun, mögen Sie immerhin Ihre Stimmen erheben, ich erhebe die meine noch mehr. Wer hat denn die Freiheit auf die Erde gebracht? Jesus Christus, der das wahre Fundament der Freiheit gelegt hat.

Die Gleichheit, ein anderes Idol. Aber jene wissen es nicht, daß es nur eine Gleichheit gibt, die Gleichheit vor Gott, vor Christus. Gott betrachtet uns als seine Kinder, Jesus Christus als seine Brüder, da er für alle gestorben, für alle sein Blut vergossen hat.

Die Brüderlichkeit; auch hier zeigen Sie wieder, daß sie entweder bösen Willens oder Unwissende sind. Wer hat denn dieses Wort zuerst ausgesprochen auf Erden? Wer anders hat die Lehre von der Brüderlichkeit uns gebracht, wer anders hat

sie uns gelehrt, als Jesus Christus? Das Wort und die Sache gehören also Gott dem Herrn.

Der Fortschritt, das letzte Idol. Der Fortschritt ist König, ja, wenn er das Werk Gottes tun, wenn er eine unbestreitbare Wahrheit zulassen will.

Man müßte doch endlich sich von einer Wahrheit überzeugen lassen, die uns die Geschichte so klar und deutlich zeigt: Zur Bildung der menschlichen Gesellschaft genügt nicht der Ruhm, genügt nicht die Wissenschaft — über allem steht der heilige Name Gottes. Es gibt zwei Strömungen in unserem Jahrhundert: eine, die uns auf den Flügeln der Liebe zu Gott hinträgt, eine andere, die sich in dem Abgrunde des Zweifels, des Hasses, der Verzweiflung verliert. In der Sprache des Jahrhunderts liegt ein doppelter Sinn, allein der wahre Sinn ist derjenige, den Gott hineingelegt hat. Ja, nehmen wir nur das Wort von den heiligen Lippen Gottes, der in demselben Maße, wie die Menschheit dem Reiche der Wahrheit und Gerechtigkeit sich nähert, uns empfänglich macht für die Ehre, unsere Vernunft erleuchtet, uns behilflich ist, die Geheimnisse der Schöpfung vermittels der Religion zu enthüllen, ohne welche die Schöpfung ein unlösbares Rätsel ist. M. H.! Gestatten Sie, daß ich ein berühmtes Wort De Maistres anführe, der sagt: „Hoffen wir, daß unser Jahrhundert, welches damit begonnen hat, die Menschenrechte zu verkünden, damit endet, daß es die Rechte Gottes anerkennt."

II. M. H.! Welches sind die Rechte Gottes? welches sind unsere Pflichten? Zunächst müßten wir wohl wissen, welche Rechte nicht Gottes Rechte sind und welche Pflichten nicht unsere Pflichten sind. Gott hat über uns alle Rechte, weil er uns eben alles gegeben hat, was wir besitzen. Gott hat uns den Verstand gegeben, darum hat er ein Recht darauf, daß dieser Verstand an ihn glaube; es ist also unsere Pflicht, zu glauben. Er hat uns den Willen gegeben und zwar hat er ihn uns gegeben, um uns an seine Gesetze zu knüpfen; es ist darum unsere Pflicht, diese Gesetze zu beobachten. Gott ist der Urheber der Geschöpfe, die uns umgeben, darum hat er ein Recht auf sie; er hat unsere Beziehungen zu denselben geregelt und wir müssen diese Regeln beobachten. Gott ist der Urheber unseres Lebens sowohl als auch der Entwickelung desselben; darum hat Gott ein Recht auf unsere Jahre, auf unsere Tage, auf unsere Stunden, auf unsere Kindheit, auf unsere Jugend, auf unser reiferes Alter, auf unser Greisenalter, auf unseren ersten und unseren letzten Seufzer.

Diese Rechte leugnen wollen, hieße die Schöpfung leugnen; und ein Geschöpf, das sich die Rechte des Schöpfers anmaßt, würde sich der größten Ungerechtigkeit schuldig machen.

M. H.! So oftmals tragen wir die Stirne hoch und sprechen: „Ich habe niemals meinen Nächsten beleidigt, ich bin ihm nie zu nahe getreten weder in Bezug auf seine Ehre, noch auf sein Eigentum; ich

bin also ein Ehrenmann." Indes besteht doch die Ehrenhaftigkeit darin, einem jeden zu geben, was ihm zukommt. Wenn wir nun Gott nicht geben, was Gottes ist, was liegt alsdann daran, ob wir den Nächsten weder in Bezug auf sein Leben, noch in Bezug auf sein Eigentum beeinträchtigt haben? Von dem Augenblicke an, wo wir Gott das Seinige entziehen, haben unsere Mitbrüder alle Ursache zu fürchten, daß wir, falls nicht die Furcht vor den Gendarmen, vor der öffentlichen Gewalt uns zurück hielte, sobald wir nur darin einen Nutzen sähen, sie ohne Skrupel berauben würden. Ja, was würde aus den Rechten des einzelnen werden, aus der Freiheit, aus dem Eigentum, wenn wir nicht unserem Gewissen Verantwortung schuldig wären? Welche Kraft können die Gesetzgeber ihren Verordnungen geben, wenn sie sich nicht auf die Rechte Gottes stützen? Mit welchem Rechte will ein Mensch dem anderen befehlen, wenn er nicht von Gott mit Autorität ausgerüstet ist? Wird er die Gewalt zu Hilfe rufen? Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas? Allein das ist ein Ausdruck der Tyrannei und Tyrannei geht bald zu Grunde. Wird er sich vielleicht auf sein Genie berufen? Aber das Genie ist denn doch keine so evidente Tatsache, daß es nicht bestritten werden könnte. Es können in jedem Falle andere Genies ihm entgegentreten. Wird er sich auf das allgemeine Stimmrecht stützen? Ich pflege mich nur um das Glaubensbekenntnis zu bekümmern und bin nicht gewillt, auch nur indirekt die Politik zu berühren. Aber müssen Sie mir nicht Recht geben, ist jenes nicht

eine Tatsache, die sich durch die Gewalt der Zahlen aufzuzwingen sucht? Es ist also notwendig, daß die menschliche Autorität auf der Autorität Gottes beruhe.

Und doch gibt es Leute, welche die Autorität Gottes gerne aus der Welt schaffen möchten und dabei aber dem Volke vorpredigen: „Haltet unsere Rechte auf das Eigentum, die Freiheit, den Lebensgenuß in Ehren!" Aber, m. H., ist das eine vernünftige Sprache? Diese Masse des Volkes, die arbeitet, leidet und seufzet, wird sie sich von Ihrer menschlichen Philosophie überzeugen lassen? Dieses arme, leidende Volk, wird es sich wohl ruhig in das Nichts ergeben, das Sie als verhängnisvollen Endpunkt seiner Mühen ihm vorhalten? Nein, vergessen wir es nicht: Wehe den Nationen, welche die Rechte Gottes nicht achten! Wehe dem Staate, welches auch immer seine Form sein möge, wehe besonders dem armen Volke, wenn die Rechte Gottes nicht mehr geachtet werden, denn Louis Blanc hat in seiner Geschichte der zehn Jahre ein Wort geschrieben, das ich gerne überall hingeschrieben sähe: „Alles, was der Souveränität Gottes entzogen wird, wird der Souveränität des Henkers zugefügt."

Die Folgerung aus diesem Satze ist, wie Sie sehen, die, daß, sobald in einem Volke die Souveränität Gottes unterdrückt wird, keine andere Macht übrig bleibt, als die brutale Gewalt.

Darum Sie, die Sie Ihre Rechte und die Rechte des Volkes lieben, Sie besonders, junge Männer, die

Sie die Rechte des Volkes verteidigen müssen, weil das Volk Sie als seine Hoffnung betrachtet, hören Sie mich: „Es ist nur eine Devise möglich: Die Anerkennung der Rechte Gottes, welche die Garantie der Volksrechte sind, ohne dies gehen Sie der Tyrannei entgegen!“

VIII.

Die Religion

M. H.! Gott hat dem Menschen Freiheit gegeben, aber er hat ihm nicht gegeben und konnte ihm nicht geben vollständige Unabhängigkeit. Der Mensch ist notwendigerweise von Gott abhängig und hat gegen Gott den Herrn große und heilige Pflichten. Wie beobachtet der Mensch diese Pflichten? Die Pflichten, die wir gegen Gott haben, sind enthalten in der Religion. Wie wird nun die Religion aufgenommen, wie geachtet und ausgeübt? So viel ist sicher, das Vergessen Gottes und die Vernachlässigung der Religion war immer eine große und verhängnisvolle Wunde am sozialen Körper; aber in unserem Jahrhundert hat diese Vernachlässigung einen ganz besonderen Charakter angenommen. Die Menschen unserer Tage haben, ganz versunken in die Betrachtung ihrer selbst, ermüdet durch ihre Erfindungen, durch ihre Entdeckungen, vergessen, daß sie geschaffene Wesen sind, daß auch sie abhängig und Gesetzen und Pflichten unterworfen sind.

Die Menschen betrachten sich heutzutage als die Eigentümer der Welt, nicht als deren Nutznießer; ihnen zufolge geht die Menschheit mit großen Schritten

ihrer vollständigen Unabhängigkeit entgegen. Ehre, Natur, Vernunft, Wissenschaft, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Fortschritt — das sind ihre Lieblingsworte, die fixe Idee, die gewaltige aber ungezähmte Macht, die unser Jahrhundert leitet. Einige behaupten, gar keiner Religion zu bedürfen, da sie zu sehr in den Geschäften und den Vergnügen verwickelt seien; andere hinwiederum meinen, Gott sei eine schöne Erfindung des Mittelalters gewesen, dessen Religion eine weise eingerichtete Theokratie war, aber heute sei Gott nichts weiter als ein Wort, ein veraltetes Wort, von dem man sich freimachen müsse. Da haben Sie unser Jahrhundert mit seiner liebsten Beschäftigung!

Früher mochte die Jugend wohl der Religion entfremdet werden, aber sie behielt doch immer den Glauben an Gott, die Hoffnung auf Christus Jesus, das Gebet, gewisse Überreste von Gottesliebe, die ein gelinder Hauch aufs neue zu entzünden vermochte. Aber heute gibt es für sie keine Sakramente, keinen Altar, keinen Christus, keinen Gott mehr! Haben Sie jemals mit Aufmerksamkeit jene jungen Leute betrachtet, die an nichts mehr glauben? Man möchte über sie lachen, wenn uns das Mitleid nicht weinen machte. Gestern erst sind sie aus der Schule entlassen worden, sie vermögen noch keinen ernsten Gedanken zu bilden, und verachten schon jene Religion, der die großen Geister gehuldigt haben. Neunzehn Jahrhunderte des Christentums sind nur eine Fabel; sie schauen das Christentum gar nicht einmal an und darum glauben sie auch nicht daran.

Ein großer Mann hat einmal gesagt: „Ich habe geprüft und habe geglaubt.“ Prüfen Sie und Sie werden glauben! Aber jene prüfen gar nicht und mit dem Christentum werfen sie alle Religion über Bord, indem sie sagen: „Wozu denn Religion, man kann ohne Religion leben.“ Man kann ohne Religion leben? Nein, denn die Religion ist für den Menschen eine Notwendigkeit, ohne Religion klebt dem Menschen der Makel der Bosheit und der Ungerechtigkeit an. Dies werden wir heute Morgen sehen, denn es ist zu wichtig, jene armen Jünglinge vor dem verpesteten Lufthauche zu warnen, welcher der Gesellschaft entströmt.

I. M. H.! Kann man ohne Religion leben? Sehen wir zu. Was ist denn die Religion? Die Religion ist die Gesamtheit der Beziehungen, die den Menschen mit Gott verknüpfen, d. h. der Gesamt-Inhalt der Dogmen, der Moral, des Kultus: der Dogmen, welche der Ausdruck der Beziehungen des endlichen menschlichen Verstandes zu dem unendlichen göttlichen Verstande sind; der Moral, welche der Ausdruck der Beziehungen des unvollkommenen menschlichen Willens zu dem vollkommenen göttlichen Willen ist; des Kultus, welcher der Ausdruck des Dankes, der Ehrfurcht, der Liebe ist, die das Geschöpf dem Schöpfer schuldet. Kann man ohne dieses leben? Ein Schrei erhebt sich von den Enden der Welt, er sagt uns: Nein!

Suchen Sie in der Tat ein Volk ohne Glauben, ohne Moral, ohne Kultus, mit einem Worte ein Volk ohne Religion; Sie werden keines finden. Sie

werden nur hie und da ein Ungeheuer finden, das schreckliche Gotteslästerungen ausstößt, aber seine Stimme wird erstickt in dem Lobeshymnus, der durch das Weltall klingt und sich zu dem Throne Gottes erhebt. Wenn Sie auch zurückblicken mögen in der Reihe der hinter uns liegenden Jahrhunderte, wohin Sie sich wenden mögen auf dem Erdenraum, auf den Kontinenten wie auf den Inseln, bei den gesitteten Völkern wie bei den Wilden, unter dem Dache des Armen wie in dem Palaste des Reichen, Sie werden immer Altäre finden, Tempel und Opfer; Sie werden finden, daß der Mensch wohl die Wissenschaft, die Kunst vergessen kann, aber nicht die Religion.

In der orientalischen Welt, in der hebräischen Welt, in der christlichen Welt beherrscht die Idee des Unendlichen Alles. In der römischen Welt erklärt Ihnen jenes königliche Volk mit seinen Philosophen, seinen Feldherren, seinen Prokonsuln und seinen Dichtern, daß es Religion habe und daß die Religion bei ihm die Grundlage der sozialen Ordnung, der Stützpunkt des bürgerlichen Wohlergehens bilde. In der gesamten Welt ist dieses religiöse Phänomen dasselbe für alle Menschen; sie dürsten nach Gott, sie bewegen sich alle im Kreise um die Gottheit.

Was müssen wir demnach aus dieser Tatsache schließen, die stets und überall dieselbe ist? Daß die Religion zum innersten Wesen des Menschen gehört, daß der Mensch der Religion bedarf um zu leben und daß er ohne dieselbe nicht leben kann!

Befragen Sie nur die Vernunft. Wenn man jene verwerfliche Doktrin verteidigen könnte, die selbst

Voltaire die Doktrin der Toren nennt, wenn sich der Atheismus verteidigen ließe, wenn es richtig wäre, daß Gott nicht existiert, dann würde man ohne Religion leben können. Denn wozu eine Verbindung mit Gott, wenn Gott nicht existiert? Aber wenn es einen Gott gibt, der uns ins Dasein rief, warum sollten wir ihm nicht unseren Dank abstatten für das Leben, das wir seinen Händen verdanken? Wenn es einen Gott gibt, der uns befiehlt, der uns sagt, was gut und was böse ist, warum sollten wir seine Gesetze nicht beobachten? Wenn es einen Gott gibt, der nach dem Tode uns richten wird, warum sollen wir uns nicht vorbereiten, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen? Die Vernunft sagt, daß der Mensch in Abhängigkeit von Gott dem Herrn steht und daß er diese Abhängigkeit anerkennen muß, indem er mit seinem ganzen Wesen Gott seine Huldigung darbringt.

Sage keiner, Gott ist in sich selbst unendlich glücklich und bedarf daher der Huldigung seiner Geschöpfe nicht. Wenn auch Gott unendlich glücklich ist und darum streng genommen der Huldigungen seiner Geschöpfe nicht bedarf, so kann er doch dem Geschöpfe diese ihm notwendig gebührende Huldigung nicht erlassen.

Es ist also ein undiskutierbares Fundamentalgesetz, daß die Geschöpfe wesentlich vom Schöpfer abhängen, auf den sie sich beziehen müssen. Die Vernunft sagt dem Menschen: Nach der Schöpfung ist die Religion eine Notwendigkeit!

Aber nicht nur darum kann man nicht ohne Religion leben, weil sie das Fundamentalgesetz unseres

Daseins ist, sondern auch weil sie die Vorbedingung unseres Glückes ist. Wovon hängt denn unser Glück und Wohlergehen ab? Das Glück eines Wesens hängt von der Entwickelung und der Vollkommenheit seiner Fähigkeiten ab. Und welches sind denn unsere Fähigkeiten? Unsere Fähigkeiten sind: Denken, lieben, handeln. Damit also der Mensch glücklich sei, muß zunächst sein Verstand die Wahrheit erkennen; denn der Verstand ist für die Wahrheit geschaffen, er sucht nach der Wahrheit, wie die Pflanze nach dem Licht und der Wärme. Damit der Mensch glücklich sei, muß sein Herz das Gute lieben, denn das Herz ist für die Liebe geschaffen, wie der Vogel für den Flug. Damit der Mensch glücklich sei, muß sein Gewissen eine Richtschnur haben, die Ordnung in seine Handlungen bringe. Wo aber alle diese Bedingungen finden, wenn nicht in der Religion? Die Religion vervollkommnet den Verstand, denn sie setzt ihn in Beziehung mit Gott; die Religion vervollkommnet das Herz, denn sie läßt es Ruhe finden in Gott; sie bringt Ordnung in unsere Handlungen, denn sie bringt das Gewissen in Übereinstimmung mit Gott. Das Glück des Menschen findet sich also in der Religion, und da nun einmal vollkommene Glückseligkeit hienieden nicht zu finden ist, so ersetzt die Religion durch die Hoffnung das, was uns fehlt, indem sie uns auf ein künftiges Leben hoffen läßt. Daher dann jener Friede, jene Heiterkeit, die Sie auf dem Antlitze eines wahrhaft und tief religiösen Menschen sehen.

Aber nicht nur weil die Religion das Fundamental-

gesetz unseres Daseins und die Vorbedingung unseres Glückes ist, können wir nicht ohne Religion leben, sondern auch noch darum nicht, weil die Religion allein unsere wahre Größe, unsere wahre Stärke ausmacht. Unsere wahre Größe! Wie groß ist nicht der Mensch, wenn Sie ihn im Lichte der Religion betrachten! Er stammt von Gott her, der ihn nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Aber wenn Sie ihm jene Größe rauben, die ihm die Religion gibt, was wird dann aus dem Menschen? Die heiligen Bücher finden keinen genügenden Ausdruck, es zu sagen. Ich richte darum diese Frage an Sie, m. H.! Wenn unsere Wünsche und unsere Hoffnungen uns nicht mit der Ewigkeit verknüpften, so würden Sie gewiß beim Anblicke eines Menschen, der dahinstirbt, sagen: O wie wenig ist der Mensch! Ein leerer Schatten, ein Nichts! Wie, unter den Wesen seinen Platz nehmen, einige Jahre auf dieser Erde zubringen, vielleicht etwas Geräusch machen und dann sich in das Grab legen, das wäre das Leben? Aber das wäre ein Zerrbild von einem Leben! Dann wäre ja die Lage des unvernünftigen Tieres eine bessere, als die unserige, weil das Tier wenigstens keinen Gewissensbiß bezüglich der Vergangenheit kennt, keine Bitterkeit in der Gegenwart, keine Furcht, keinen Schrecken vor der Zukunft.

Unsere wahre Stärke! Wer gibt denn dem Menschen die wahre Stärke? Die Religion. Sie macht den Menschen unbezwingbar, denn sie zeigt ihm eine Grenze, über die hinaus ihn niemand treiben darf. Sie legt in den Menschen das Prinzip des Wider-

standes gegen jede Tyrannei. Sie hat ihn das schöne Wort sprechen lassen: „Ich fürchte Gott und sonst niemand auf der Welt." Ja, wenn der Mensch jeder Religion bar ist und nur sein eigenes Wohlgefallen befragt, so zieht er sich angesichts der Tyrannei, welche die Würde, das Gewissen unterdrückt, in die Untätigkeit zurück. Darum sagt Aristoteles, da er von dem Mute spricht: „Eine Seele, die Gott nicht fürchtet, ist keine mutige Seele, sie ist kraftlos und schwach, denn wie derjenige, der alles fürchtet, gewiß nicht mutig ist, so ist auch der nicht mutig, der nichts, nicht einmal die Gottheit fürchtet." Und Plato sagt: „Wie der Hund mehr Mut hat, wenn er bei seinem Herrn sich befindet, da er sich von einem höher stehenden Wesen unterstützt weiß, so hat auch der Mensch, der an Gott glaubt, Mut, den er nicht haben würde, wenn er ohne diesen Glauben wäre."

Aber werden Sie es mir glauben? Ich habe bisher noch nichts gesagt! Nicht nur deshalb kann man nicht ohne Religion leben, weil die Religion das Fundamentalgesetz unseres Daseins, die Vorbedingung unseres Glückes, die Form unserer wahren Größe, unserer wahren Stärke ist, sondern auch darum, weil die Religion es ist, die uns vom Tiere unterscheidet. Oder was glauben Sie unterscheidet uns vom Tiere? Vielleicht die Vernunft, die Fähigkeit, uns zu vervollkommnen, die Sprache? Ohne Zweifel bekunden wir unsere Stellung über der Tierwelt, wenn wir sagen: „Ich denke." Denn so lange als die Gorillas noch nicht ihre „göttliche

Komödie" geschrieben, so lange sie noch keine Schulen in ihren Wäldern eröffnet haben, können wir sie immer noch als „Ahnen" zurückweisen. Gewiß bekunden wir unsere höhere Stellung, wenn wir sagen: „Wir sind einer Vervollkommnung fähig;" denn während wir uns immer vervollkommnen, sind jene unsere „Ahnen" zu den ältesten Zeiten genau dieselben gewesen, wie in unserem Jahrhundert, das doch in der Tat in allem und für alle ein Jahrhundert des Fortschrittes ist. Gewiß bekunden wir unsere höhere Stellung, wenn wir sagen: „Ich spreche;" denn zu allererst müßten denn doch jene Ungeheuer des Urwaldes uns ihre Zeitungen, ihre Zeitschriften zusenden. Indes gibt es einige neuere Naturforscher, die behaupten, diese Eigenschaften in geringerem Grade auch bei Tieren gefunden zu haben. Aber wenn der Mensch seinen Blick zum Himmel erhebt und ausruft: „Ich glaube an Gott," wenn er niederkniet und Gott den Herrn anbetet, dann trennt uns ein weiter Raum von der Tierwelt, weil die Tiere Gott gehorchen, aber ihn nicht kennen; nur der Mensch erkennt ihn. Es ist also durchaus nicht angebracht, mit einer Gotteslästerung auf den Lippen die Stirne hochzutragen, denn durch das Leben gehen, das Auge immer auf den Kot gerichtet und alles übrige leugnen, das „heißt nicht Mensch sein," wie Alfred de Musset sagt, „das heißt aufhören, Mensch zu sein, denn das Vorrecht gar nichts anzubeten, ist nur das Vorrecht der Tiere."

Ein junger Mann, der seine Studien in einer ausländischen Stadt gemacht (Sie erraten leicht ihren

Namen), befand sich in das Vaterland zurückgekehrt eines Tages in einer Gesellschaft, wo er ohne jeglichen Anstand und ohne alle Scham offen seinen Atheismus zu bekennen begann. Da er sah, daß niemand seine Ansicht teilte, rief er aus: „Ei wie! Solltet Ihr alle zu jenen Dummköpfen gehören, die noch an Gott glauben? Das kommt davon, wenn man niemals aus seinem Neste herauskriecht! Ihr hättet jene Männer hören sollen, die an der Spitze der Bewegung in der menschlichen Gesellschaft stehen. Wenn Ihr die Schulen besucht hättet, die ich besuchte, wenn Ihr meine Professoren gehört hättet, würdet Ihr dieser Dummheit entsagt haben!" „Bitte um Entschuldigung," entgegnete die Dame des Hauses, „es befinden sich in diesem Palaste zwei Wesen, welche Ihre Ansicht teilen: mein Hund und mein Pferd; und diese beide hatten gar nicht nötig, eine Schule zu besuchen, die Professoren zu hören, um so weit zu kommen: aber zum wenigsten sind sie, die armen Tiere, noch so gescheit, sich dessen nicht zu rühmen." Die Antwort war verdemütigend, aber wahr, denn einer der berühmtesten modernen Physiologen, Quatrefage, beweist, daß der Mensch nicht eine bloße Spezies des Tierreiches ist, sondern daß er ein viertes Reich bilde, das des Menschen.

Mithin beweist uns die Wissenschaft auf das Genaueste, daß der Mensch von Natur aus religiös sei und daß er deshalb eben ein Mensch und kein Tier ist. Derjenige der keine Religion hat, steigt von der hohen Stufe der Menschheit hinab, um sich zu den Tieren zu gesellen: er ist ein Ungeheuer in der

menschlichen Gesellschaft. Doch gehen wir weiter! Man kann nicht ohne Religion leben, weil der Mangel an Religion dem Leben die Makel der Ungerechtigkeit und der Bosheit aufdrückt. Was ist denn die Gerechtigkeit? Die Gerechtigkeit ist jene Tugend, die jedem geben will, was ihm zukommt. Der Sohn hat von Vater und Mutter das Leben erhalten, er hat von ihnen das zu seiner Entwickelung notwendige empfangen, und darum ist er eine Schuld, deren Größe sich nach dem Empfangenen richtet, eingegangen, und die Einlösung derselben ist deshalb ein Gegenstand der kindlichen Pietät. Wenn jemand diese Schuld ableugnet, so handelt er nicht nur unnatürlich, sondern auch ungerecht, weil er seinem Nächsten und zwar dem Nächsten der Nächsten das nicht abträgt, was er ihm schuldet. Der Bürger schuldet dem Vaterlande etwas ähnliches wie der Mutter, weil das Vaterland ihn beschützt, ihn verteidigt und darum geht er eine Schuld ein im Verhältnisse zu dem, was er empfangen hat; und deshalb will es die strenge Gerechtigkeit, daß ein jeder zur Erhaltung, zum Ruhm, zur Freiheit seines Landes beitrage, und hieraus entspringt dann der Patriotismus, der eine Art Religion gegen das Vaterland ist. Endlich verlangt die Gerechtigkeit, daß man dem Wohltäter das zurückerstatte, was man von ihm erhalten; denn eine Wohltat empfangen, heißt eine Schuld eingehen, die abgetragen werden muß, entweder durch die Tat oder durch die dankbare Gesinnung.

Nun ist aber Gott unser Vater, der Vater aller

Väter; alles, was wir sind und was wir haben, haben wir von ihm erhalten. Gott ist uns viel mehr als unser Vaterland, denn dieses ist nur ein irdisches, während Er das himmlische Vaterland ist. Gott ist auch unser größter Wohltäter, darum können wir nicht leben, ohne ihm unsere dankbare Huldigung darzubringen. Wer darum ohne Religion lebt, lebt das Leben eines schlechten Sohnes, der die Schuld kindlicher Pietät nicht abzahlen will, er lebt das Leben eines unwürdigen Bürgers, eines Undankbaren, der die empfangenen Wohltaten nicht anerkennen will. Und wer eines solchen Vergehens sich schuldig macht, der kann wahrhaftig nicht sagen: Ich bin ein Ehrenmann, ich bin ein rechtschaffener Mensch. Das Leben ohne Religion trägt also die Makel der Ungerechtigkeit an sich.

„Die Religion," sagte Baco, „ist die Waffe der Wissenschaft." Er hätte sagen können: die Religion ist die Waffe des Lebens. Ein großer Mann hat einmal den Ausspruch getan: „Wenn die Religion nicht wäre, würde ich nur ein Glück kennen und das wäre, niemals geboren zu sein." Ohne die Religion, ohne ihr Licht, ohne ihre Hoffnung ist das Leben ohne Sinn und ohne Zweck. Ohne Religion gibt es keinen Frieden für das Herz, keinen Frieden für das Gewissen, keinen Frieden für den Verstand. Keinen Frieden für das Herz: denn der Mensch, der von Gott getrennt ist, sinkt in sich selbst zusammen und fragen Sie nur die Weltweisen alle, ob sie bei all ihrer Wissenschaft den unbezähmbaren Drang ihres Herzens befriedigt haben. Keinen Frieden für das

Gewissen: denn jede böse Tat ist gleichsam ein Ring, der sich der langen Kette der Gewissensbisse anfügt. Ohne Religion irrt der Verstand außerhalb sich selbst umher, er hat nichts, was seine Ungewißheit fixieren könnte, er ist gezwungen, von einem Zweifel in den anderen zu fallen. Ja das, m. H., und Sie, Jünglinge, die Sie es noch nicht erprobt haben, glauben Sie es mir, — das besonders zeigt die Notwendigkeit der Religion: der Zweifel, die Angst des Geistes. Sehen Sie nur jenen Menschen, der sich mit dem Zweifel trägt, ob Gott existiere, ob er Gott etwas schulde! Armer, wie unglücklich bist du! Wie oftmals erhebt sich der Zweifel vor seinem Auge und beengt ihn von allen Seiten! Gestern zweifelte er über Gott, heute zweifelt er über der Rechtmäßigkeit seiner Zweifel, er zweifelt an sich selbst; er blickt zum Himmel auf und sagt: Vielleicht! Bei jedem Schritte hört er die Worte: Gott, Christus, Seele, und weil er diese Worte nicht versteht, so verschließt er sein Ohr, um sie nicht zu hören. Er wirft sich auf das Studium der Materie, er zeigt herrliche Geistesgaben, und doch seine Seele bleibt leer wie zuvor. Einem, der ihm von Gott spricht, wird er zur Antwort geben: „Laß mich in Frieden, ich bin ein praktischer Mann, ich kümmere mich nicht um solche Dinge!“ Aber man könnte ihm antworten: „Sei ein Mensch: weißt du, woher du kommst? wohin du gehst?“ „Nein.“ „Und wenn du es nicht weißt, wie kannst du im Frieden leben? Und wenn wir keinen Frieden mehr haben, wie werden wir die Kraft besitzen, das Leben zu gestalten? wie werden wir die Kraft haben, mit Ehren, ich sage nicht

die Krone des Christen, sondern des Menschen zu tragen?"

Mit dem Frieden verliert man auch die Freude. Die süßen Träume, die schönen Hoffnungen schwinden aus einer Seele, die keine Religion mehr hat. Die Melancholie, die Traurigkeit, der Ekel, der Überdruß — das sind eure Begleiter, ihr Menschen ohne Religion! „Ich finde im Leben," so sagte einer jener Jünglinge, der von seinen Kameraden verdorben worden, „ich finde im Leben nur Traurigkeit, die mich verzehrt." Wenn wir keine Religion haben, dann verderben uns die Leidenschaften und der Teufel der Verzweiflung reißt uns vor der Hand an den Rand des Grabes, wir verlieren das Bewußtsein unserer Stärke, wir zweifeln an unserer eigenen Existenz auf dieser verfluchten Erde — das ist der Abgrund, in den schließlich der Mangel an Religion hinführt.

Aber das ist noch nicht alles, es gibt noch etwas viel Schrecklicheres! Wenn es dem Ungläubigen auch wohlergeht, so steht es doch nicht in seiner Macht, den Lauf des Lebens, das unaufhaltsam dahinfliegt, zu hemmen. Jener Mensch, der sich in den Zerstreuungen und Vergnügungen wälzte, dachte nicht daran, daß er seine Träume verzehre und seine Kräfte aufreibe. Aber nun hat er bereits den Höhepunkt des Lebens überstiegen, jetzt eilt er mit der größten Schnelligkeit auf der entgegengesetzten Seite bergab und erblickt schon von weitem sein Grab; das Grab nähert sich ihm, es öffnet sich schon. Wer wird sagen können, was sich in diesem Augenblick in einer Seele zuträgt, der das Licht der Religion nicht mehr

leuchtet? Dann findet man auf dem Grunde der Vergnügen, die hinwelken wie eine Blume beim Schwinden des Sommers, die Eitelkeit und Vergänglichkeit. Wer wird das Martyrium einer solchen Seele beschreiben können bei dem Leichnam eines geliebten Wesens, das Martyrium einer wissensdurstigen Seele, die nach der Zukunft forscht, in das Grab blickt, alle Schulen abläuft, den Himmel und die Erde betrachtet, und statt aller Antwort nur ein „Vielleicht" erhält? Da herrscht eine unbeschreibliche Angst, es ist gleichsam ein Todeskampf des Geistes und des Herzens, den keiner je wird schildern können. Diese müde Seele läßt sich dann zur Erde fallen, umarmt mit Heftigkeit den Staub und möchte gerne selbst sich mit dem Staub vermischen; aber verlorene Mühe! Die höhere edle Natur reißt den Menschen empor; die Erinnerungen an die Vergangenheit, die Voraussicht des Zukünftigen, die Gewissensbisse endlich durchzucken sein Inneres wie der Blitzstrahl, und von Entsetzen erfaßt, springt er zurück, wie ein Wanderer, der plötzlich seinen Fuß auf eine Schlange setzte. Glücklich, wenn er jetzt zu Gott zurückkehrt! Aber unglücklich, sehr unglücklich, wenn er die göttliche Gnade bis zum Ende zurückstößt! Indes mögen sie andere täuschen, sich selbst täuschen sie nicht; unter dem Anscheine der größten Ruhe bergen sie einen zerrütteten Geist, und wenn solche Existenzen nicht mit einem Male ein gewaltsames Ende suchen, so lösen sie sich langsam auf in der Trostlosigkeit und der Verzweiflung. Aber anstatt, wie sie wähnten, in der Gruft mit sich auch ihren Schmerz zu begraben, fallen

sie in die Hände des lebendigen Gottes. Das ist das Leben ohne Religion! Ohne Religion sind die Menschen arme Schiffbrüchige, welche die Woge umherschleudert, unglückliche Wanderer, deren Fuß im Wüstensande in die Irre ging; sie gleichen jenen verworfenen Geistern, die Gott für immer verloren haben und die ewig sich selbst anklagend, nur in den einen Schreckensruf ausbrechen: Wir haben ihn verloren! Ihr Idol ist der Zweifel und das Fatum, das unabänderliche Geschick, ihr Himmel ist ein Himmel von Erz, zu dem vergebens die sehnsuchtsvollen Seufzer der Seele emporsteigen. Ihre Stimme verliert sich in einem Konzerte von Lästerungen, Klagen, Schmerzens- und Verzweiflungsrufen und schließlich endet alles bei dem einen in der Vertierung, bei dem anderen im Selbstmord.

II. Sollte man es glauben? Der Ungläubige selbst bestätigt die Notwendigkeit der Religion; er sagt nämlich nicht: „Ich habe keine Religion;“ er weiß wohl, daß er dadurch gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen und auf die Linie der Tierwelt hinabsteigen würde. Darum sagt er: „Ich habe meine Religion.“ Indes muß ich gestehen: Ich habe nie den Sinn dieser Worte erfassen können. Sollten dieselben vielleicht bedeuten, daß der Mensch sich nach Gutdünken eine Religion bilden könne? Aber wir haben eben gesagt, daß die Religion der Ausdruck der Beziehungen zwischen Mensch und Gott sei; diese Beziehungen beruhen auf der Natur des Menschen und um konsequent zu sein, muß man entweder die Religion annehmen, wie sie Gott uns

gegeben hat oder gar keine. „Ich habe meine Religion," will doch nur sagen: Ich nehme von der Religion das, was mir beliebt. Das ist allerdings bequem, aber sehen Sie nicht, daß es alsdann ebenso viele Religionen geben würde, als Köpfe? Was würden Sie von einem Bürger sagen, der auf den Straßen ausrufen würde: „Nieder mit den Staatsgesetzen! Ich will Gesetze, die mir gefallen, die anderen sind nur für die Dummköpfe!" Was würden Sie sagen von dem Konskribierten, der seinem Vorgesetzten zuruft: „Laß mich in Frieden, ich will dem Vaterlande nach meinem Willen dienen!" Was von dem Diener, der die Befehle seines Herrn nach seinem Gutdünken befolgen wollte? Könnte dann nicht auch der Straßenräuber die Polizeibeamten mit den Worten zurückstoßen: „Laß mich doch in Ruhe, das ist meine Religion, das fremde Gut zu verehren und an mich zu nehmen!" Nein, es steht nicht bei dem Menschen, zu sagen: „Das ist meine Religion!" sondern es ist Sache Gottes, uns zu sagen: „Das ist deine Religion!" und unsere Pflicht ist es, sie zu befolgen.

Die Religion ist eine Regel, nach der wir uns richten müssen, nach der sich unser Leben gestalten muß und nach der wir dereinst gerichtet werden. Um zu leben, bedarf der Mensch der Religion und dieses Bedürfnis zeigt sich vor allem im Augenblicke des Schmerzes, im Augenblicke des Todes. Der Schmerz läßt die Träume vergessen, er nimmt uns die Illusionen, er versetzt uns in die bittere Wirklichkeit und da pflegt alsdann die Seele, die sich in den Tagen

des Glückes von Gott abgewandt, wieder zu erwachen und zu Gott zurückzukehren. Und erst, wenn der Schmerz dem Tode entgegenführt? M. H.! Der religiöse Glaube und der Tod sind zwei Dinge, die vollkommen miteinander übereinstimmen. Wenn man aufrichtig glaubt, geht man freudig in den Tod, wenn man aber nicht glaubt, hält man den Tod für das größte Unglück. Wie, werden Sie vielleicht fragen, das Todesbett wäre also für den Ungläubigen nicht die Schwelle, von der aus er sich hinausstürzt, um jenes Reich in Besitz zu nehmen, von dem er so viel träumte: Das Nichts? Nein, nein, je mehr sich die Seele dem Grabe nähert, desto heller wird es in ihr, desto mehr verschwinden die Finsternisse der Irrtümer und Vorurteile! Das haben die Philosophen des vergangenen Jahrhunderts zur Genüge erfahren, Voltaire und Diderot; man mußte ihr Todesbett mit Wachen umgeben, um sie vor der Bekehrung zu behüten. Und auch in unserem Jahrhundert hat man die Garantien verdoppelt, hat man eigene Bündnisse gestiftet, um das Todesbett des Gottesleugners zu umgeben, Bündnisse, denen man den Namen geben könnte: „Versicherungsgesellschaft gegen Gott;" und in diesen Bündnissen, die sich hauptsächlich aus dem Volke herausbilden, gibt man das Versprechen ab, bis ans Ende in der Gottesleugnung zu verharren. Aber danken wir Gott, daß in der nach Gott sich sehnenden Seele bei der Berührung des Todes der Glaube sich wiederbelebt, und daß Gott den letzten schweren Kampf dem armen Sterbenden erleichtert, indem er in ihm die Hoffnung rege erhält, ihm den

offenen Himmel zeigt und in dem Himmel jene unendliche Liebe, die immer zur Verzeihung bereit ist. Dieser Gedanke tröstet mich, wenn ich jemanden ohne die Tröstungen der Religion sterben sehe. Gott liebt die Seele so sehr, daß er in jenem Augenblicke ihr einen Strahl himmlischen Lichtes sendet, mit dem sie ihre Bekehrung bewerkstelligt und ihre Sünden bereut. Indes, meine Brüder, wollen wir nicht bis zu jenem letzten Augenblicke mit unserer Rückkehr zu Gott dem Herrn warten, denn der Tod könnte leicht unversehens uns überfallen. Werfen wir die Irrtümer und die Vorurteile ab und haben wir doch den Mut, uns der Tyrannei der Meinung der Welt zu entziehen: dann wird unser Herz und unser Geist wieder frei werden und unter dem süßen Joche Gottes werden wir sicher den Frieden wieder finden.

IX.

Die Familie

M. H.! Es gibt eine Institution, die der notwendige Stützpunkt für jeden sozialen Fortschritt ist, eine Institution, die von Meisterhand — weil von der Hand Gottes selbst — gegründet, notwendiger Weise eine fundamentale genannt werden muß, weil man an sie nicht rühren kann, ohne das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft zum Wanken zu bringen. Das ist die heilige Institution der Familie. Ja, noch über dem Vaterlande steht die Familie, über der öffentlichen Gesellschaft steht die häusliche Gesellschaft. Die erstere findet sich so eng mit der zweiten verknüpft, daß Fortschritt und Verfall der einen notwendig den Verfall und den Fortschritt der anderen mit sich bringen.

Allein heutzutage vernachlässigt man in den sozialen Theorien, in den menschenfreundlichen Utopien die Familie gänzlich. Man hat vergessen, daß die Familie der Keim unserer wahren Existenz ist, daß sie ihren Ursprung im Herzen des Vaters und der Mutter nimmt. „Die Familie," sagte einmal ein gelehrter Schriftsteller, „ist die zweite Seele der Menschheit." Dies vergessen die Gesetzgeber leider zu oft,

indem sie nur an das Individuum oder an die Nation denken und auf diese Weise die Familie vernachlässigen, von der doch die Wohlfahrt des Landes abhängt.

Ja, m. H., von der Familie hängt die Wohlfahrt eines Landes, einer Nation ab. Die Geschichte liefert uns hierfür zweifellose Beweise. Die Wohlfahrt Roms unterlag Wechselfällen, die genau in Beziehung standen zu der Wohlfahrt der Familie. So lange die väterliche Autorität ihre absolute Machtfülle in der Familie bewahrte, konnte dieses Volk auch seine Kraft, seinen Einfluß bewahren. Und noch heute sehen wir bei den modernen Nationen die Kraft, welche die Familie zusammenhält, auch zur Einheit des Volkes wesentlich beitragen und diese Kraft finden wir vorzüglich beim englischen Volke. In England ist das Innere der Familie geheiligt und der Engländer möchte sie gerne überallhin mit sich nehmen, wohin er selbst nur immer hingeht.

Diese Wechselbeziehung der Wohlfahrt des Vaterlandes und der Familie erklärt sich leicht, denn beide haben dieselben Tugenden, dieselben Gesetze nötig, und überdies ist es gerade die Familie, in der man jene Pflichten üben lernt, die das Vaterland seinen Bürgern auferlegt. Wenn die Familie ihren rechten Geist verloren hat, wo soll dann der Mensch den Edelmut, die Charakterstärke, die Herzensgüte, die Willensstärke finden? Diese Tugenden sind doch die Seele des Staates und wir sehen nur zu gut, was Generationen wert sind, die aus degenerierten Familien hervorgehen. Wenn die Familie keine Männer

mehr erzieht, woher soll dann das Vaterland Bürger haben? Wird denn der Patriotismus, die wesentliche Vorbedingung der Freiheit des Vaterlandes, in dem Herzen eines Volkes sich vorfinden, das keine Ehrfurcht vor der Familie hat? Der Patriotismus, die Liebe zum Vaterlande, die Liebe zum Lande der Ahnen, die Anhänglichkeit an jenen Boden, der unsere ersten Schritte gesehen, der Patriotismus atmet die Eindrücke der Unterweisungen aus, die man in der Familie empfangen hat, und es ist die Familie, die unseren Verstand der Wahrheit, unser Herz der Tugend geöffnet hat. Sie ist darum die Wurzel der heimatlichen Neigungen; wer keine Familie hat, hat keine Heimat.

Sprechen wir darum heute von der Familie. Aber was soll ich denn von der Familie sagen? Als ich am letzten Freitage vor Ihnen redete, habe ich Ihnen den Beweis zu erbringen gesucht, daß der Mensch nicht ohne Religion leben könne, denn, wenn der Mensch ohne Religion lebt, bietet sein Leben ein trostloses Schauspiel dar. Dasselbe möchte ich Ihnen heute in Bezug auf die Familie zeigen. Die Familie ohne Religion, m. H., bietet ein noch trostloseres Schauspiel, das überdies fruchtbar an dem größten Mißgeschick ist. Dies ist also mein Argument für heute: Das Familienleben hat als notwendiges Fundament die Religion; die Familie auf ein anderes Prinzip gründen wollen, hieße ein falsches Fundament der notwendigsten aller Institutionen geben, hieße die Gegenwart und die Zukunft der menschlichen Gesellschaft in Frage stellen. Treten wir also in die

Betrachtung dieses Gegenstandes ein, der gewiß höchst delikat, aber in unseren Tagen noch dazu so vieler Tränen würdig ist.

I. M. H.! Die Familie hat zwei Seiten, eine menschliche und eine göttliche Seite. Die menschliche Seite der Familie entsteht durch den freien Willen des Mannes und der Frau; besondere Übereinkommen modifizieren die nebensächlichen Umstände derselben und bilden den Ehevertrag. Die Staatsgewalt schreitet ein und sanktioniert das Band, welches die Verlobten eint; sie nimmt dieselben unter den Schutz der Gesetze und die Familie lebt unter ihrer Autorität. Aber die Familie hat auch eine göttliche Seite; das Lebensprinzip der Familie, das sittliche Band, das zwei Seelen miteinander verbindet, das die Beziehungen zwischen Vater und Mutter feststellt, nimmt seinen Ursprung viel höher, als im Willen des Menschen; es entspringt aus dem Willen Gottes, der von Anfang die Verbindung von Mann und Weib angeordnet hat. Wunderbare Anordnung! Die Welt war aus dem Nichts gezogen, alle ihre Reichtümer waren für den Menschen da; aber Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei;“ und in seiner Güte, in seiner zärtlichen Liebe gab er ihm eine Gefährtin. Adam sah seine Gefährtin und sprach: „Das ist Fleisch von meinem Fleische. Das ist Bein von meinem Bein.“ Und Gott segnete ihre Verbindung, die heilige Quelle des Menschengeschlechtes. Der Mensch aber gab das Leben, das er vom Schöpfer empfangen, anderen Wesen, die ihm ähnlich sind.

M. H.! In dieser Erzählung sehen Sie den

Ursprung und den Zweck der Familie. Aber welche Grundlage hat denn Gott der Herr der Familie gegeben? Hat er vielleicht die Familie auf die Sinnenlust gegründet? Die Sinne bilden den niederen Teil des Menschen, die Sinne haben nur eine beschränkte Tätigkeit; auch die Tiere haben Sinne, und doch keine Familie. Wir müssen höher emporsteigen, um die Grundlage dieser göttlichen Einrichtung zu finden. Der Mensch vertritt in der Familie nicht allein das materielle Leben, sondern auch das moralische. Sollte die Grundlage der Familie vielleicht in der Vernunft bestehen? Gewiß nicht, denn die Vernunft sendet auch in der Einsamkeit ihre Lichtstrahlen aus; der Gelehrte hat in seinem Arbeitszimmer keine Verbindung nötig, um den Glanz der Wahrheit zu finden. Dann werden wir wohl diese Grundlage im Interesse suchen müssen! Ja, das Interesse, das Vergnügen, das zieht heute jedermann an und man sieht in der Tat heutzutage das Interesse die Familie gründen, man will kaufen und verkaufen, ein Geschäft, einen Handel machen — das ist die Familie bei uns. Heute nimmt man nicht mehr die Frau zur Ehe, sondern die Mitgift; man sieht nicht mehr auf ihre Eigenschaften, sondern auf ihre Bankaktien, ihre Obligationen. Heute dekretiert eine gottlose Lehre, daß der Mann, wenn dieses gerade seiner Laune entspricht, das Band zerreißen könne, das ihn mit der Gattin eint. Durch die Ehescheidung wird die Familie zerstört und darum ist auch die Ehescheidung nichts anderes als eine heuchlerische Polygamie, die das Glück und die Wohlfahrt den Launen zweier unbeständiger, leidenschaft-

licher Menschen opfert. Nein, die Familie gründet sich auf etwas edleres und reineres, auf das Herz! Ja, auf das Herz hat Gott die Familie gegründet, auf das Bedürfnis zu lieben und nicht auf das, sich zu ergötzen, auf das Bedürfnis nicht allein zu leben, sondern sich in ein anderes Herz auszugießen, hat Gott die Familie gegründet. Und wie gut war es nicht von seiten Gottes, also mit seinen Geschöpfen zu verfahren! Indes lehrt uns die Erfahrung, die Geschichte deutlich und klar, daß ein Herz ohne Religion eine gute Familie niemals zu gründen vermag. Dazu bedarf es der Religion und darum nahmen zu ihr alle jungen Leute ihre Zuflucht, denen es darum zu tun war, eine gute Familie zu gründen. Heute freilich lebt man des Glaubens, daß man hierauf keinen Wert mehr zu legen brauche und daß man auch ohne Religion sich ein glückliches Familienleben bilden könne. Allein selbst die Heiden fühlten das Bedürfnis, den Herd neben dem Altare aufzustellen; und dies Bedürfnis zeigte sich nicht etwa bloß bei einem Volke, nein, bei allen Völkern und allen Religionen. Man mußte in unseren unglücklichen Tagen leben, um Menschen zu finden, die sich ein Familienleben ohne Gott, ohne Religion bilden wollen. Aber was sehen wir auch rings um uns herum? Wir sehen Entzweiung, Uneinigkeit, Zwietracht, Trennung und man macht gar kein Aufhebens mehr davon! Und da fragen Sie noch: Wie konnte jemals diese schöne Flamme des häuslichen Herdes in unseren Tagen so unruhig hin- und herflackern, ein so düsteres Licht verbreiten, so rasch verlöschen? Wie konnten jene

heiligen Bande der ehelichen Treue so sehr sich lockern, so schnell zerreißen? Ich will es Ihnen sagen, wie. Weil man am häuslichen Herde das heilige Licht verschmähte, weil man die Bande, die am Altare geschlungen werden, nicht wollte! Ja, wie viele Tränen sind nicht schon vergossen worden im Schoße der Familie, weil es an Religion gebrach! Verjagen Sie nur aus der Familie Gott, seine Engel, die Religion: was bleibt Ihnen alsdann? Sie antworten mir: Das Herz. Ja wohl, das Herz; aber das Herz mit seinen Schwächen, mit seinen Launen. Damit das Herz die Gesetze, die der Liebe wesentlich innewohnen, befolge, bedarf es der Religion, welche das erste Gesetz der Liebe ist, das einzige, das immer bestehen bleibt. In der Tat, gehorcht das Herz nicht den spontanen, unvorhergesehenen Regungen? Was weckt denn die Liebe im Herzen? Eine Handlung, ein Wort, ein Blick, ein Nichts! Und was gehört dazu, um die Liebe zu vermindern, zu zerstören? Noch viel weniger, ein leiser Lufthauch genügt, um jene Seifenblase, die in den herrlichsten Farben schillert, zum Platzen zu bringen! Und dies nicht nur bei wankelmütigen Seelen, sondern selbst bei starken und tatkräftigen Geistern. Oder haben Sie schon die Geschichte Napoleons und Josephines vergessen?

Was tut aber die Religion? Die Religion führt Ihnen stärkere Beweggründe vor; sie gibt Würde der Seele, sie verleiht Mäßigung den Wünschen, Festigkeit dem Charakter, Nachsicht und Liebenswürdigkeit im Umgang. Indes werden einige sagen: „Um das zu erlangen, braucht man keine Religion; dazu genügt

die Vernunft." Die Vernunft, m. H., genügt zu sehr vielem in der Theorie, aber nicht in der Praxis; die Erfahrung lehrt es uns. Und dann fügt die Religion diesen Motiven andere übernatürliche, und darum heiligere bei. Wenn eine wahrhaft religiöse Seele eine andere ebenso religiöse auf dem Lebenswege antrifft, dann fühlen sich beide von einander angezogen; und wenn sie von der Religion ihr Bündnis haben segnen lassen, wenn sie vor dem Altare niedergekniet sind und gemeinsam zu Gott dem Herrn gefleht und ihn angebetet haben, dann, glauben Sie es mir, dann finden sie in dieser übernatürlichen Handlung eine wahre Stärkung ihrer natürlichen Zuneigung; und wenn sie sich erheben, sind sie viel enger an einander gekettet. Der Gedanke an jenes höhere Wesen läßt sie eine weit mehr als irdische Liebe fühlen. Mit Gott vereint, ihrem gemeinsamen Ziele, werden diese Menschen mutig den Stürmen und Wechselfällen des Lebens die Stirne bieten, und dann besteht ihr Zweck nicht mehr wie bei der platonischen Liebe im Glücke, sondern in der Verherrlichung des göttlichen Ebenbildes.

Eine heilige Seele sagte einmal: „Damit die Liebe lebe, muß sie immer wachsen, zunehmen und sich ausbreiten." Und wie zeigt sich uns in der Tat die eheliche Liebe? Auf ihrer Höhe angelangt, will sie immer weiter emporsteigen. Und wann ist sie auf diesem Höhepunkte? In den ersten Tagen nach der Heirat — und dann beginnt mehr oder weniger rasch der Absteig, sie entfernt sich immer mehr von diesem Höhepunkte; für einige kommt dieser Höhe-

punkt etwas später, aber wenige sind es, die bei ihrem Aufsteig nicht schon bei den ersten Hindernissen innehalten. Dann kommt aber die Religion, denn sie ist es, welche die Liebe regelt, und zwar regelt sie dieselbe mit einem unerschöpflichen Argumente: dem Unendlichen. Ja, die wahre Liebe entzündet sich am Feuer der unendlichen Liebe; und bei denjenigen, die diese Sprache verstehen, wird eben dadurch ihre Liebe unsterblich, mit dem Dahinfließen der Jahre scheint die Schönheit ihrer Seele mit jedem Tage zuzunehmen.

O ihr christlichen Eheleute, habet Ihr die Sprache verstanden, welche die christliche Religion zu Euch redet? Ich bedauere Euch, wenn Ihr sie nicht verstehet; alsdann bleibt der Feuerfunke verborgen und tot in Euerem Herzen, wie das Feuer in dem harten Kiesel. Ja, ich beklage Euch, und mit Euch Euere Gattin, Euere Kinder, Eueren Herd. Und was sind denn Gattin, Kinder, Herd ohne Liebe? Und was ist die Liebe ohne eine gute und schöne Idee, die sie erhebt, die sie reinigt? Ihr sehet dasjenige niedersinken, was Ihr für unsterblich hieltet, das bereitet Euch bitteren Schmerz und Ihr beklaget die Täuschungen der Liebe; und warum dies? Ihr habet nicht die Heiligkeit Eueres Schrittes verstanden, anstatt daß Euere Verbindung in jener hehren Region sich vollzog, wo alles Licht ist, vollzog sie sich da, wo jedes Licht verlöscht. Der Strahl der göttlichen Gnade, anstatt auf zwei Herzen zu fallen voll von ewiger Liebe, fiel auf zwei Herzen bewegt von schuldvoller Wollust. Sie glaubten nur Titel mit Titel,

Krone mit Krone, Land mit Land, Gold mit Gold zu vereinen, aber sie merkten nun, daß sie nur mit eiserner Kette verbunden sind. Dafür aber könnet Ihr niemanden als Euch selbst anklagen; Euere Verbindung war nur eine heidnische und nun ist die Liebe verraucht.

Das andere Gesetz der Ehe, welches die Religion erfüllen hilft, ist das Opfer. Nach der Art und Weise zu urteilen, wie die Jugend heutzutage in den Ehestand tritt, sollte man sagen, daß sie in ein irdisches Paradies einträte, in welchem es nur Freuden gibt, wo man niemals weint, wo man nie, ich will nicht sagen Schmerzen, sondern auch nur einen traurigen Gedanken findet. Hiernach zu urteilen, müßte ihr Leben eine fortgesetzte Festlichkeit sein, es müßte sich inmitten von Blumen und Blüten hinziehen, ohne daß auch nur eine dunkle Wolke auf dasselbe ihren Schatten würfe. Wenn man aber den Ehestand aus der Nähe betrachtet, was gewahrt man dann? Daß in demselben gar gebieterische Pflichten zu erfüllen sind, daß es in demselben mancherlei Schwierigkeiten und vor allem mancherlei Kreuz gibt! Und das ist der Fels, an dem die Liebe ohne Religion notwendig scheitert; denn wir alle sind wohl bereit, uns für eine geliebte Person zum Opfer zu bringen, und einen Tag lang ist dies auch möglich, zwei Tage lang schwierig, länger unmöglich; die Liebe schwindet zu schnell. Haben Sie nicht vielleicht selbst gesehen, woher jene Bitterkeiten kurze Zeit nach der Eheschließung kommen? Haben Sie nicht gesehen, wie jene zwei Wesen, die sich ehemals so sehr liebten,

sich nunmehr nicht ausstehen können? Und wissen Sie, weshalb? Weil sie nicht gelernt hatten, sich gegenseitig zum Opfer zu bringen! Sie sind vielleicht betroffen darüber und sagen: „In dieser Ehe traf alles so schön zusammen, Eigenschaften des Geistes und des Herzens, Charakter, Geld, kurz alles, alles!“ Aber ich gebe Ihnen zur Antwort: „Allein man hatte das Fundament eines jeden Dinges, das Dauer haben soll, vergessen: die Religion; und als darum die Prüfungen des Lebens kamen, brach das Gebäude in sich selbst zusammen.“ Und glauben Sie denn, es sei gar so leicht, sich zu opfern ohne den Geist der Religion? Ich will zugeben, daß es zwei ganz sympathischen Seelen gelingen mag, eine Zeitlang einander dieses Selbstopfer zu bringen; allein das sind Ausnahmen. Ja, wer mit Gott dem Herrn nicht sammelt, der zerstreut, und es wird sich in Haß verkehren jede Liebe, welcher der Duft der Unsterblichkeit mangelt.

Ich will Ihnen zeigen, was die Religion aus der Ehe macht. Wenn zwei Brautleute, denen das Leben noch so rosig erscheint, daß sie gern seinen Lauf hemmen möchten, ihre Geschicke mit einander verknüpfen wollen, dann tritt die Religion vor sie hin, ergreift diese zwei verschlungenen Hände, legt sie auf den Altar und spricht: Bedenket es wohl, meine Kinder, dieser Altar, den Eure heilige Religion geweiht hat, ist ein Grab, und die erste Zeremonie, die Eure Verbindung weiht, ist ein Opfer; bedenket es, jenes Leben der Freude und Wonne, das Ihr träumet, ist ganz gerötet von dem Blute eines göttlichen Schlacht-

opfers, und auf dem Kranze von Rosen, der Euer Haupt schmücket, erblicket ihr den Schatten seiner Dornenkrone. Gebet Euch nur keiner Täuschung hin, denn was Ihr hier holet, ist nicht irdisches Glück, sondern eine schwere und heilige Pflicht!

Ja die Blumenkränze welken, m. H., aber es gibt auch unverwelkliche Blumen. Die wahren christlichen Eheleute sind jene, die verstanden haben, daß der wichtigste Schritt ihres Lebens jener war, den sie taten, als sie im Angesichte von Himmel und Erde ihr Geschick mit einander verbanden, als sie zu Füßen des Altares jenen feierlichen Eidschwur ablegten, der sie für immer in den Augen Gottes an einander fesselte und den die Engel des Himmels niedergeschrieben haben. Die Religion rief ihnen zu: „Die tollen Freuden verfliegen schnell, und die Gefühle, die Neigungen, die nicht geläutert, gehoben und gestärkt wurden von göttlichem Hauche, vergehen noch schneller als die Blumen.“ Und wenn dann des Lebens Wirklichkeit ihnen als eine ganz andere erscheint, als wie sie sich damals träumten, wenn sie die Nachsicht und die Selbstlosigkeit, die sie mit der Liebe unzertrennlich verbunden wähnten, vergeblich suchen, wenn jeder Tag ihnen eine ihrer Illusionen raubt, was werden alsdann diese Ehegatten tun? Werden sie sich vielleicht an die Welt wenden und bei deren Moral um Hilfe bitten? Nein, sie haben ihre Würde als christliche Eheleute kennen gelernt und darum wenden sie sich zu Jesus, dem Gekreuzigten, zu seinen Füßen bringen sie sich gegenseitig zum Opfer und was liegt ihnen daran, wie die Welt von diesem

Opfer denkt! Aber wie sind jene zu bedauern, die die Religion aus der Familie verjagen; sie können wohl die Religion verjagen, aber das Opfer nie! Und welch traurige Tage kommen alsdann für solche Familien! Wie manche blutige Szenen mögen da sich ereignen, vielleicht so blutig, wie die Tagesblätter sie alle Tage erzählen!

Aber das ist noch nichts! Die Familie besteht nicht allein aus Mann und Weib; sie besteht auch aus Kindern, welche die Freude und der Trost ihrer Eltern sind, aus Kindern, die für sie der Gegenstand der zärtlichsten Sorge und der beständigen Furcht sein sollen. Sobald ein Kind das Licht der Welt erblickt, so legt es auf das Haupt der Eltern eine schwere Verantwortung. Dieses Kind besteht nicht nur aus einem Leibe, es hat auch eine Seele, darum ist nicht nur über seine leibliche Wohlfahrt zu wachen, sondern vor allem ist die Seele zu erziehen, sie muß die Kraft, die Würde, den Glauben erlernen. Man muß diese Seele unterrichten in der Ehrfurcht gegen Gott, gegen sich selbst und gegen ihresgleichen; man muß diesem Herzen ein Gebet zu entlocken verstehen, das bis vor den Thron Gottes dringt — aber keine Lästerungen und Fluchworte! Und Sie, m. H., halten sich für fähig, eine solche Aufgabe zu erfüllen, ohne Religion? Aber ich bitte Sie, wenn Sie nicht an Gott glauben, wenn Sie die Unsterblichkeit der Seele leugnen, wie werden Sie alsdann Sorge tragen für die Erziehung der Seelen ihrer Kinder? Ihre Kinder religionslos erzogen, werden Ihre Tyrannen sein im Kindesalter, Ihre

Feinde in einer zügellosen Jugend, und später Ihr Kreuz, Ihre Schande! Und so werden Sie alsdann das Verbrechen büßen müssen, es gewagt zu haben, ohne Gott, ohne Religion eine Familie zu gründen. Ja, Ihre Familie wird anderen zeigen, wie sie es nicht machen dürfen; sie wird den Schiffstrümmern gleichen, die man an dem Meeresufer auftürmt, um den Seefahrer vor einer gefährlichen Stelle zu warnen. — Sie beklagen sich so oft, daß Ihre Kinder keine Sitten, keine Zucht mehr kennen. Aber, weshalb klagen Sie denn? Zu Sparta pflegte man ein neugeborenes Knäblein auf die Knice des Vaters zu setzen; wenn der Vater das Knäblein anblickte, blieb es am Leben, schaute der Vater es nicht an, so mußte es sterben. Nun wohl, Ihr Eltern! Eure Söhne gehen zu Grunde, weil Ihr ihnen nicht auf den Grund ihrer Seele geschaut habt; Ihr seid Bewahrer des Geldes, aber nicht Bewahrer der Grundsätze der Wahrheit und der Tugend — und eben darum verderben Eure Kinder!

Sie sagen, Ihre Kinder hätten keine Sitten mehr! Aber wer ist denn der Wächter der Sitten, wer anders als die Religion? Wenn die Erziehung ihres göttlichen Charakters entkleidet ist, zu was ist sie dann noch dienlich? Höchstens vermag sie dem Geiste eine Gefühlsrichtung zu geben. Sie sagen, Ihre Kinder kännten keine Zucht! Weil sie keine religiösen Grundsätze haben. Das ist eben die Gerechtigkeit Gottes; die Familie ehrt nicht mehr den Vater, der im Himmel ist, mit welchem Rechte kann sie die Ehrfurcht vor dem Vater auf der Erde verlangen?

Wenn einmal die Autorität Gottes vernichtet ist, dann stürzt die Autorität des Menschen bald ihr nach. Darum darf der Vater nur an die eigene Brust klopfen, denn er ließ den Kommandostab an dem Tage aus den Händen fallen, wo er sich von der Religion getrennt hat.

Gott hat gewollt, daß der Vater der Priester und der König der Familie sei: der Priester, um Gott sein eigenes Gebet, das Gebet seiner Gattin, seiner Kinder aufzuopfern; der König, um sie alle in den Himmel zu führen. Aber welchen Einfluß kann in der Familie ein Vater haben, der ohne Religion oder gleichgültig gegen die Religion ist? Was wird er seinem Sohne sagen können, dessen Geist vom Irrtum umstrickt, dessen Herz vom Laster ergriffen wurde? Worauf soll sich ein solcher Vater denn stützen, um den Söhnen ihr ungeregeltes Leben vorzuhalten und sie wieder auf die Bahn der Wahrheit und der Tugend zu geleiten? Wird er vielleicht den Namen Gottes anrufen? Den Namen Gottes, den er vor seinen Söhnen niemals ausgesprochen hat, es sei denn, um ihn zu schmähen? Wird er ihnen das Gesetz Gottes vorhalten, das er selbst tagtäglich ohne Skrupel übertritt? Wird er die Religion zu Hilfe nehmen? Aber welche Religion denn? er hat ja gar keine, oder wenigstens übt er keine aus! Wird er seine Rechte als Vater ihnen vorhalten? M. H., ja ich gebe es zu, es kann dies auf Jünglinge noch einigen Eindruck machen, die nicht von heftigen Leidenschaften bewegt sind; aber wenn der junge Mann die Beute einer furchtbaren Leidenschaft geworden ist,

was werden alsdann solche Worte ausrichten? Und wohnt im Himmel nicht auch ein Vater, dessen Rechte er selbst übertritt und verletzt?

Sie sehen es, dieser unglückliche Vater kann sich keiner einzigen Waffe bedienen, die nicht gegen ihn selbst gewendet werden könnte. Kann man sich eine bedauernswertere Lage vorstellen?

Wenn das dem Vater widerfährt, was soll ich alsdann von der Mutter sagen? Die Mutter! Ich weiß nicht, ob Gott etwas Schöneres erschaffen hat, als das Mutterherz. Ist nicht die Mutter das am wenigsten unvollkommene Bild jener göttlichen Eigenschaft, die man Zärtlichkeit, Liebe, Hingabe, Mitleid, Opfersinn nennt? Die Mutter ist der Schutzengel der Familie, aber das ist sie nur unter der Bedingung, daß sie von der Religion getragen wird. Sie ist der Duft, der Wohlgeruch der Familie, aber nur unter der Bedingung, daß sie den Duft der Religion ausstrahlt. Die Frau ohne Religion! Aber ich frage, was kann denn dieses schwanke Rohr stützen, wenn es nicht von der Religion gestützt wird? Wie kann das Weib, das keine Religion hat, je eine gute Gattin, eine gute Mutter sein? Sie wird ihr Kind als die Frucht ihres Leibes lieben, aber sie liebt seinen Körper, nicht seine Seele. Die Unglückliche hat ihre Aufgabe nicht verstanden, auch das geistige Leben ihrem Kinde zu geben. O, ich begreife es wohl, daß die Feinde unserer Religion alle ihre Macht aufbieten, um die Mutter dem Glauben abwendig zu machen, denn solange noch von den Lippen der Mutter in das Herz des Kindes der religiöse Unterricht ge-

senkt wird, wird das Kind an Gott glauben, und das Kreuz, das die Mutter seiner Stirne aufdrückte, kann sich wohl zeitweilig verhüllen, aber es wird immer wieder in seinem alten Glanze strahlen. Wenn aber die Frau keinen Glauben mehr hat an Gott, an ihre heilige Mission, wenn sie sich nicht mehr vor Christo Jesu niederknieet, sage Du es mir, Gatte und Mann, welches Weib wird dann noch keusch, noch treu, noch opferwillig sein, welches noch Deinem Geschmacke, Deinen Launen willfahren; welche Mutter wird noch ihre Kinder hingebend lieben, sie noch gut zu erziehen wissen? Ja, die Unglücklichen, sie ahnen nicht, daß sie ihre Familien dem Ruine entgegenführen! Gott hat in das Herz des Weibes das Schamgefühl gelegt, aber wenn die Religion entfernt ist, wo bleibt denn da das Schamgefühl? Und was erleben wir alsdann? Der Gatte, dem es zu Hause zu langweilig wird, sucht anderswo den Trost, auf den er einen Anspruch zu haben glaubt, er sucht in der Ungebundenheit den häuslichen Verdruß und die häuslichen Pflichten zu vergessen. Die Gattin hat keine Liebe mehr für das Innere ihres Hauses, das doch ihr Heiligtum sein sollte, sie hat keinen Sinn mehr für Ordnung, für Zurückgezogenheit, andere Interessen bewegen sie jetzt. Die Mutter glaubt bereits alles getan zu haben, wenn sie ihren Kindern Nahrung und Kleidung gereicht hat, sie überläßt sie der Obhut von ihresgleichen, der Gesellschaft verdorbener Kameraden und der noch verdorbenerer Lehrer und Erzieher. Und was sehen wir dann? Kinder ohne Liebe, ohne Ehrfurcht, die das Vaterhaus als

ein Gefängnis ansehen, dem man sich je eher je lieber entziehen muß. Und was ist die Folge von allem dem? Zunächst gibt es keinen Familiengeist mehr, und dann überlassen sich Vater, Mutter und Kinder Ausschreitungen, die traurig sind für alle, für den Ort, an dem sie wohnen und für das Vaterland. Sehen Sie nur diesen Mann! Des Sonntags verpraßt er in schlechter Gesellschaft den ganzen Lohn einer Woche, ohne auch nur an seine Kinder zu denken, die keine anderen Existenzmittel haben; die Frau kann ja betteln gehen! Und wenn dann der Mann des Abends nach Hause kommt, hört er von allen Seiten Verwünschungen, die er vernimmt, auch wenn sie nicht gesprochen werden. Und welche Szenen ereignen sich da! In einer solchen Familie herrscht keine Kälte mehr, sondern bitterer Haß. Und was wird aus den Kindern werden, die in einer solchen Atmosphäre aufwachsen? Sie geben sich allen Lastern hin, ohne daß Vater und Mutter auch nur den Mut hätten, sie deswegen zu tadeln, und auf dieser Bahn werden sie bald Verbrecher werden. Dahin führt die Familie ohne Religion.

Allein das genügt noch nicht. Sie wissen wohl, daß es nichts schöneres gibt, als einen Greis, von vielen Söhnen umgeben, deren Achtung, Gehorsam und Liebe er genießt. Wer kann die Freuden eines solchen Greises beschreiben, wenn er die Liebkosungen seiner Enkel, die zärtliche Sorge seiner Kinder entgegennimmt? Wer kann den Trost und die Erleichterung eines armen Greises schildern, wenn er zur Zeit der Krankheit die aufmerksamste Pflege der

Seinigen empfängt? M. H.! Wie wird alsdann jeder Schmerz versüßt und wie verklärt die Hoffnung, jene teuren Wesen dereinst im Himmel wiederzufinden, selbst die Schrecken des Grabes! Aber nichts von allem Dem finden Sie in der Familie, die keine Religion hat. Man muß jene Söhne hören, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher Kälte sie von dem Alter ihres Vaters und ihrer Mutter sprechen, mit welcher Frechheit sie den Mut haben, das lange Leben derselben zu bedauern! Da gibt es dann in diesen Familien beweinenswerte Szenen, Kinder in offenem Kriege mit ihren Eltern, Eltern unter der harten Obhut ihrer Kinder, Söhne, die unter Fluchen dem Vater und der Mutter mit dem Tode drohen; und Vater und Mutter, welche dann unter dem Einflusse dieser Drohung Verwünschungen ausstoßen, die sie bald vor den Thron des Allerhöchsten bringen werden, zu ihrem eignen Verderben und zu dem ihrer Kinder.

II. M. H.! Zwei Stimmen dringen vom häuslichen Herde an mein Ohr: ein Schmerzensruf und ein Schrei der Auflehnung und Unbotmäßigkeit. Der Schmerzensruf kommt von den Lippen des Vaters und der Mutter, die für ihre Hingabe nur Verdruß und Undank ernten. Der Schrei der Auflehnung kommt von einem Sohne her, der von den modernen Doktrinen angesteckt, seine Eltern wie seinesgleichen behandeln will. Und wo finden sich dieses in Tränen aufgelöste Elternpaar und dieser unbotmäßige Sohn? In all' jenen Familien, in denen keine Religion mehr herrscht.

Zur Zeit der Sintflut, als die Wasser auf allen Seiten die Erde bedeckten, sah man auf der Wasserfläche die auf Gottes Geheiß verfertigte Arche schwimmen und aus dieser Arche ging jene heilige Familie hervor, die nicht in den Fluch Gottes einbegriffen war. Heute geht alles unter, der Glaube, die Tradition, die Sitten und Gebräuche. Woher wird Rettung kommen? Welches wird die gesegnete Arche sein, welche die Gesellschaft retten wird? Das Herz einer Mutter, das Herz eines Vaters! Ihr christlichen Eltern, machet Euch an die Arbeit, beeilet Euch, die Gefahr ist groß, die menschliche Gesellschaft, das Vaterland wendet sich an Euch! Aber welches Vorbild soll ich Euch vor Augen stellen, nach dem Ihr Eure Familie bilden könnet? Ich nehme es von Euch selbst, aus Eurer Geschichte. Das Vorbild ist die alte Häuslichkeit: man kann von dieser alten Häuslichkeit nicht sprechen, ohne daß ein gewisses Etwas die Fiber unsers Herzens zucken macht. Was gab es denn in dem alten Hause? Tretet mit mir hinein, sehet genau zu und vergesset es nie! In diesem alten Hause treffen wir zunächst einen Vater, eine Mutter von zahlreicher Kinderschar umgeben, und doch sind sie nicht alle mehr beisammen; Einige wurden bereits vom Todesengel in den Himmel gebracht, wo sie nun für die Überlebenden beten können. Aber es waren ihrer genug, damit Vater und Mutter auch sicher waren, daß an ihrem Todesbette Kinder standen, die ihren letzten Seufzer entgegennahmen und weinten an ihrer Bahre. In diesem alten Hause hat man den wahren Zweck des menschlichen Lebens richtig erfaßt,

der nicht darin besteht Reichtümer aufzuhäufen, sich mit Vergnügen zu übersättigen, im Luxus aufzugehen; sondern ohne die irdischen Interessen zu vergessen, lehrte man die Kinder das wahre Glück des Himmels schätzen und sich von der Notwendigkeit überzeugen, daß dieses Glück nur durch Übung der Pflicht und der Tugend erworben wird. Von der zartesten Kindheit an unterwarf man den Kleinen einer milden aber zugleich auch strengen Zucht und dadurch bildete man männliche Charaktere, brave Bürger und starke Frauen. In dieser Familie herrschte Sparsamkeit; aber neben der Sparsamkeit hatte auch die Nächstenliebe ihren Platz. Überall war Ordnung, alles war geregelt. Am Morgen verrichteten alle gemeinsam ihr Gebet und so auch am Abende, vor dem Schlafengehen. Und gibt es ein rührenderes Gebet, ein Gebet, das mehr Aussicht auf Erhörung hat, als das Gebet eines Vaters inmitten seiner Kinder? Jeder Sonntag, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse eintraten, versammelte die ganze Familie in der Kirche, allwo sie beim heiligen Meßopfer Gott dem Herrn für seine Güte dankte und ihn innig bat, auch fürderhin seine Huld ihr bezeigen zu wollen. Das Osterfest vereinigte alle am Tische des Herrn; man verstand wohl die Notwendigkeit dieser Vereinigung der Familie und darum fehlte niemand. Eine solche Familie hatte ihre Freuden, und auch ihre Schmerzen, aber sie fand in der gemeinsamen Liebe die Kraft des Widerstandes. Und war dann die Stunde der letzten Trennung gekommen, so war die Religion da, um die Angst des Herzens zu lindern. Welch ein Schauspiel das Todesbett solch

eines Sterbenden! Während der Priester ihm die Tröstungen der Religion reichte, antwortete die Familie mit Tränen, mit Gebeten der Hoffnung auf den Zuspruch des Priesters. Vor dem Hinscheiden ließ sich die Stimme des Vaters und der Mutter noch einmal in Worten hören, die man nie vergißt; sie erhoben sich nochmals von ihrem Lager, unterstützt von der Hand der Kinder, blickten zum Himmel auf, gaben den Umstehenden ihren letzten Segen und sprachen: „Meine Kinder auf Wiedersehen, auf Wiedersehen dort oben!“ Auf den Grabhügel pflanzte man das Kreuz und vor diesem Kreuze sah man Gatten, Brüder und Schwestern in Liebe sich vereinen, um dort die Kraft für ihre guten Werke zu finden.

Das ist das Vorbild, das ist die Familie Ihrer Altvordern, studieren Sie es wohl! Und dann sagen Sie mir: Waren jene Familien, weil sie vom lebendigen Glauben durchdrungen waren, deshalb weniger achtbar als die modernen? Ja, Sie müssen die Familie auf die von Gott gegebene Grundlage aufbauen und diese ist die Religion und keine andere; nur sie kann jenes herrliche Ideal der Familie erreichbar machen. Dann aber auch, m. H., und nur dann, und ich wünsche es Ihnen von ganzem Herzen, dann wird Ihre Familie ein wahres Bild des Paradieses sein.

X.

Der Schmerz

M. H.! Die Familie kann nicht ohne Religion leben und wenn sie ohne Religion lebt, so bietet sie ein trostloses Schauspiel dar, fruchtbar an großem Mißgeschick. Das haben wir gestern gesehen. Aber gibt es nichts anderes, das der Religion benötigt? M. H.! In der Religion sind zwei Klassen von Geheimnissen: die einen beziehen sich auf Gott und seine Tätigkeit, die anderen auf den Menschen und seine unsterbliche Bestimmung. Der Gottlose gefällt sich immer über die ersteren „Warum?", die doch unserem Geiste unzugänglich sind, herumzustreiten; ihre innere Untersuchung muß notwendig resultatlos verlaufen. Aber was kann es uns kümmern, zu wissen, wie in Gott drei verschiedene Personen sind, wie die zweite Person Mensch und uns ähnlich geworden ist, wie er hienieden in der Eucharistie seine Gegenwart fortsetzt? Ist dieses „Wie?" nicht das Geheimnis Gottes? Wissen wir denn vielleicht, wie die Nahrung, die wir zu uns nehmen, sich in unsere Substanz umwandelt? Wie die lebenden Wesen sich hienieden in immer neuen Generationen fortpflanzen? Wir verstehen nicht einmal die Erzeugung der mate-

riellen Wesen, die unter unseren Augen leben, und wir wollen wissen, was ihr Schöpfer tun oder lassen wird? Aber, m. H., ist eine solche Prätension nicht noch mehr unvernünftig, als anmaßend? Und dann gibt es ja so viele andere Geheimnisse, die zu ergründen wir ein Recht haben und von denen wir, wenn auch nicht das „Wie," so doch wenigstens das „Warum" suchen dürfen; es sind jene, die unsere eigene Natur betreffen; denn, wenn Gott uns als vernünftige Wesen erschuf, so mußte er wollen, daß wir uns selbst studieren. Nun, ist viel Studium dazu erforderlich, um zu begreifen, daß wir Wesen sind, dem Schmerze unterworfen? Im Schmerze hat uns unsere Mutter geboren, mit Schmerzenslauten zeigen wir unsere Ankunft auf der Erde an, und der Schmerz umgibt uns immer hienieden. Warum aber der Schmerz? Das, m. H., ist unser Gegenstand für heute. Wir werden sehen, daß es ohne Religion keinen Trost für den Schmerz gibt, daß wir alle leiden müssen, aber daß es für uns von Nutzen ist zu leiden. Wollen Sie mich mit Aufmerksamkeit anhören, der Gegenstand ist von Wichtigkeit, aber auch von großem Troste und von großer Bedeutung.

I. M. H.! Wenn wir die Dinge der Welt einer Untersuchung unterwerfen, wenn wir dieses irdische Leben betrachten, werden wir uns eines gewissen Erstaunens nicht erwehren können, denn auf allen Seiten begegnen wir dem Schmerze. Die Existenz des Schmerzes ist eine so allgemeine Tatsache, daß sie keinem Zweifel unterliegen kann. Wir fühlen ihn

selbst und haben noch dazu drei Zeugnisse: das Zeugnis des einzelnen Menschen, das Zeugnis der gesamten Menschheit und das Zeugnis der Erde. Das Zeugnis des Menschen besitzen wir in jenen Worten Jobs: „Der Mensch lebt nur kurze Zeit, aber sein Leben ist voll von Kümmernis." In der Tat scheint der Schmerz unsere Luft, unsere Atmosphäre zu sein; denn wenn wir uns selbst beobachten wollen, werden wir ihm auf allen Pfaden des Lebens begegnen. Das Kind, welches eben zum ersten Male das Licht der Welt erblickt, stößt schon einen Ruf des Schmerzes aus. Es wächst heran, es tritt in die Jugendzeit ein und fühlt die ersten Schauer der Freude, des Glückes; es will sich mit Blumen bekränzen, es will den Freudenbecher leeren; doch, es hält inne, es stößt einen Schrei aus; was ist denn geschehen? Während es jene Rose pflückte, verwundete es sich an ihren Dornen, während es aus dem Freudenbecher trank, fand es auf dem Grunde eine gar bittere Hefe, die ihm alle Freuden vergällte. Woher kommt diese auffällige Tatsache? Folgen wir in andere Phasen ihrer Erscheinung. Überall erblicken wir eine Bahn von Blut und Tränen; sie zieht sich hin von der Wiege bis zum Grabe, mitten durch die tausend Illusionen der Jugend, die Enttäuschungen der reiferen Jahre, die Hinfälligkeit des Greisenalters hindurch; stets ist der Schmerz unser unzertrennlicher Begleiter, wohin wir auch gehen, was wir auch unternehmen in diesem Leben. Auch in der wissenschaftlichen Laufbahn treffen wir den Schmerz; denn sowie der erste Laut, der sich aus der

Menschenbrust rang, ein Schmerzensschrei war, so ist auch die erste Anstrengung des Menschengeistes eine Qual. Ja, wie der Mensch in dem Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brot essen muß, so ißt er auch in der Qual der Seele das Brot des Geistes. Dieser Leib scheint geschaffen zu sein, um zu leiden — das ist das Zeugnis des Menschen.

Doch wir haben auch noch das Zeugnis der Menschheit. Wie oft bestürmt das Kind nicht seine Mutter, seine Erzieherin mit der Bitte: „Erzähle mir doch Geschichten, die mich weinen machen!" Oder pflegen nicht diejenigen Szenen des Dramas, in welchen Unglück und Leid den Menschen niederbeugen, den nachhaltigsten Eindruck auf uns zu machen? Sie ergreifen uns, sie ziehen uns an — sieh' das Zeugnis der Menschheit.

Es gibt auch noch Zeugnisse der Erde. Die Erde, welche der Wohnsitz der Menschen ist, das Tier, welches sie trägt, ja, die Natur selbst hat ihren Anteil an dem Schmerze. Sagt nicht der heilige Paulus, die ganze Schöpfung seufze und arbeite in allerhand Schmerz?

Nun gut denn, woher aber der Schmerz? Sollte der Schöpfer aller Dinge uns deshalb aus dem Nichts gezogen haben, um uns als Beute dem Schmerze hinzuwerfen? Wie? Sollte es dem Allerhöchsten, dessen Thron der Himmel, dessen Fußschemel die Erde ist, gleich den wilden Zuschauern im Zirkus, eine Freude sein, uns hienieden leiden zu sehen? Dann, m. H., wäre ja der allgütige Gott ein grausamer Herrscher, er wäre nicht der Vater des Menschen, sondern sein

Tyrann; dann würde ich ein Recht haben, meine Augen gen Himmel zu erheben mit der Frage: „Warum hast Du mich ins Leben gerufen? Um mich in Schmerzen zu sehen?“ Doch nein, wir wollen keine Lästerung gegen Gott den Herrn ausstoßen — der Mensch ist selbst die Ursache seiner Leiden.

Nehmen Sie nur jenes Buch zur Hand, welches die Menschheit schon seit so vielen Jahrhunderten als ein himmlisches Vermächtnis aufbewahrt, öffnen Sie die Bibel und schon auf ihrer ersten Seite werden Sie die Erklärung des Schmerzes finden, die Lösung jenes Rätsels, welches eine Qual für die Menschheit ist. Dort lesen wir, daß Gott der Herr den ersten Menschen nach ihrer Erschaffung ihr Geschick in die eigene Hand gelegt hat; er unterwarf sie einer Prüfung, die um so bedeutungsvoller war, als sie entscheidend sein sollte für sie sowohl, als für alle ihre Nachkommen. Aber was geschah? Unsere unglücklichen Stammeltern bestanden die Prüfung nicht, sie unterlagen der Versuchung des Teufels und deshalb sprach der Herr zur Schlange: „Weil du dies getan hast, sollst du verflucht sein auf der Erde.“ Und zum Weibe sprach er: „In Schmerzen sollst du gebären; deinem Manne sollst du untertan sein und er wird über dich herrschen.“ Und dann sich zum Manne wendend, sagte der Herr: „Die Erde, deren Herrscher du warst, wird dir ihre Früchte verweigern; nur Dornen und Disteln soll sie dir tragen und im Schweiße deines Angesichtes wirst du dein Brot essen!“ Das ist der Ursprung des Schmerzes, die Erklärung aller Uebel. Ja, das Uebel, der

Schmerz kommt von dem Mißbrauche der Freiheit, von der Uebertretung des göttlichen Gebotes her. Wir leiden, weil wir Kinder des ersten Schuldbeladenen sind. „Aber," so sagen Sie vielleicht, „wie hat dieser uns seine Sünde übermachen können?" Indes sagen Sie mir, wie er uns das Leben hat übermachen können, dann werde ich Ihnen sagen, wie er uns die Sünde übermachen konnte. Ja wohl, meine Brüder, wir müssen leiden — es ist dies ein Gesetz, das über unserem Haupte schwebt, weil wir Kinder eines schuldbeladenen Vaters sind. Und mag der Mensch sich noch so sehr auf seinem Schmerzenslager krümmen, er wird immer an dasselbe festgekettet sein mit eisernen Banden, die sich nimmer lösen. Hin und wieder haben wir auf Erden einige Augenblicke des Glückes, eine schöne Erinnerung, eine freudige Ahnung. Allein diese Augenblicke verfliegen gar so schnell! Und so gleicht denn das Glück hienieden in Wahrheit dem Horizonte, je mehr wir uns ihm nähern, desto mehr flieht es vor uns. Der Schmerz, das ist die große Wirklichkeit in unserem Leben, er ist so innig mit unserer Natur verknüpft, daß man sagen kann, die Philosophie des Menschen ist nicht anderes, als die Lösung des Problemes von dem Schmerze. Aber der Schmerz ist nicht nur die Strafe für die Sünde, er ist auch eine heilsame Prüfung, eine verdienstliche Prüfung, und darum ist es nicht nur eine Notwendigkeit zu leiden, sondern es ist auch von Nutzen zu leiden.

Der heilige Paulus entwickelt und erklärt diese Lehre. „In dem Schmerze," sagt er, „erkennet nicht

nur die Hand des strafenden Richters, sondern auch die Hand des Vaters, die Euch retten will." In dem Schmerze sehen wir die Weisheit, die Güte, die Liebe Gottes in hellem Glanze. Aber nein, im Schmerze die Weisheit, die Güte, die Liebe Gottes? Ist dies nicht ein unerträglicher Widerspruch? Ein Widerspruch? Vielleicht, weil Gott nicht zugeben könne, daß ein Wesen, welches er so zärtlich liebt, leiden muß? Vielleicht, weil er uns nicht um so mehr leiden lassen könne, je mehr er uns liebt? Sehen wir zu: Eines Ihrer Kinder spielt am Rande eines Abgrundes; es will eine Blume pflücken, es hascht nach einem Schmetterlinge; was werden Sie da tun? Ohne Zweifel eilen Sie hin, schließen Ihr Kind in die Arme und tragen es fort, wie sehr es sich auch sträuben mag. Haben Sie nun darin Unrecht gehandelt, daß Sie seinem Wunsche nicht willfahrten? — Jener Unvorsichtige nahm eine geladene Waffe zur Hand, er spielt mit einem Revolver, der jeden Augenblick sich entladen kann. Sie stürzen hinzu, entreißen ihm die Waffe, wie sehr er auch sich erzürnen, wie sehr er auch mit dem Fuße stampfen mag, Sie geben nicht acht auf seinen Zorn. Haben Sie da nicht recht gehandelt? Ganz gewiß und später wird er es Ihnen danken. — Nehmen wir ein anderes Beispiel: Ihr Kind ist erkrankt, der Arzt verordnet ihm eine bittere Arznei, und Sie, die Sie seine Mutter sind, werden Sorge tragen, daß es diese Arznei auch einnimmt. Vielleicht muß an dem Kinde eine Operation vorgenommen werden, von der sein Leben abhängt; Sie nehmen es in Ihre Arme und mag auch Ihr

Mutterherz bluten, wenn es das Blut unter dem Messer des Chirurgen fließen sieht; Sie halten es fest, trotz dem Klagen und Weinen, ja trotz dem Sträuben Ihres Lieblinges. Sie leiden dabei noch mehr als das Kind, weil Sie seine Mutter sind, und ich werde gewiß nicht Ihre Handlungsweise der Grausamkeit zeihen, denn wenn Sie es nicht wahrhaft liebten, würden Sie es nicht so sehr leiden lassen. Nun gut, was bei dem irdischen Vater, bei der irdischen Mutter so wahr und so schön ist, sollte das nicht mehr wahr und schön sein, wenn es sich um den himmlischen Vater handelt? Ja freilich, wenn wir nicht an Gott glauben, wenn wir nicht wissen, daß Gott uns für sich, für das ewige Leben geschaffen hat, wenn wir die Welt für ein Brachfeld halten, auf dem sich unabänderliche Geschicke um die Oberherrschaft streiten, dann allerdings werden wir kein Verständnis für den Schmerz haben. Dann, meine Brüder, weiß ich in der Tat nicht, was ich Ihnen sagen soll. Sind Sie vom Schmerze niedergebeugt, sind Sie vom Unglücke und von Leid gequält — es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als in stumpfer Ergebung Ihren Schmerz zu verbeißen, Ihr Leid zu ertragen ohne Hoffnung auf einen zukünftigen Himmel, der für Sie geschlossen ist. Das ist eben die Strafe für alle jene, die von Gott nichts wissen wollen; sie leben und leiden ohne Trost. Wenn wir aber an Gott glauben, wenn wir glauben, daß Gott uns für sich geschaffen hat, daß er uns nur einen Augenblick auf der Erde festhält, um uns alsdann zu sich zu erheben, dann wird unser Auge ein Lichtstrahl treffen,

welcher der Anfang alles Trostes ist, wir werden die Liebe und Weisheit Gottes schauen, die im Schmerze erglänzen. Ja, Gott existiert, ich kann daran nicht zweifeln, ich müßte denn an mir selber zweifeln wollen: Jene beweisen es mir, die schon beim Namen Gottes in Verwirrung geraten. Gott hat mich für sich erschaffen, das sagt mir mein Verstand und mein Herz. Gott hat mich für sich erschaffen, er liebt mich, alles zieht mich zu ihm hin. Ich kann mich ja auf dieser Erde nicht bewegen, ohne allenthalben auf Schranken zu stoßen; diese Erde ist zu enge für mich, ich bin gezwungen, meinen Blick zu erheben und nach einem weiteren Gesichtskreise zu streben.

M. H.! Wenn ich nun auf diese Schranken keine Rücksicht nehme, wenn ich anstatt nach oben zu schauen, meinen Blick in den Kot versenke, wenn ich anstatt meine Flügel auszubreiten, dieselben hängen lasse, sollte da Gott nicht einschreiten? Wenn ich diese Schranken vergessen haben sollte, muß Gott sie mir nicht wieder fühlbar machen? Und da ich am Rande des Abgrundes spielend mich umhertreibe, muß er mich nicht dieser Gefahr entreißen? Da ich eine mörderische Waffe in der Hand halte, wird er mir dieselbe nicht entwinden müssen? Und da ich krank darniederliege, wird er mir nicht eine heilsame Arznei reichen, um mich zu retten? Alles dies tut Gott durch den Schmerz. Durch den Schmerz zunächst läßt er uns den wahren Wert dieser Welt erkennen, durch ihn lernen wir, daß sie nur ein Durchgang ist, daß wir geschaffen sind für die Ewigkeit. Wir wollen uns hienieden ein Nest bauen, wo wir uns im Glücke

häuslich niederlassen möchten, wo wir nie zu altern wünschten. Da kommt der Schmerz, die Erde verhüllt sich und der Himmel tritt vor unser Auge. Erinnern Sie sich jenes furchtbaren Unwetters, das auch die kühnsten und mutigsten Männer zittern machte! Der Donner erdröhnte in lang gezogenen Stößen aus dem Schoße bleifarbener Wolken, die schwer auf die geängstigte Erde niederhingen; der Blitz zuckte in Strahlenbündeln aus der Wolke herab, traf die hohen Bäume und schlug sie zu Boden, wie Grashalme. Die in Furcht gesetzten Tiere liefen brüllend umher und suchten nach einem schützenden Dache. In Strömen schoß der Regen zur Erde nieder und hatte bald alles unter Wasser gesetzt. Als wir diese Zuckungen der erregten Elemente sahen, fragten wir uns entsetzt, ob nicht vielleicht das Ende der Welt angebrochen sei, ob nicht unsere letzte Stunde geschlagen habe. Doch mit einem Male, als hätten Himmel und Erde ihre Kräfte erschöpft in diesem gigantischen Kampfe, wird alles wieder ruhig, die Nacht bricht herein und hell und feierlich leuchtet der Abendstern über der Erde, die noch kurz vorher der Schauplatz solch' furchtbaren Ringens der entfesselten Naturkräfte war. Schauen wir nur hinein in jenen Wolkenriß, durch welchen uns der friedliche Stern den Abendgruß zuwinkt; unser Blick schweift da in unbegrenzte Fernen, wir sind überzeugt, daß es über jenen Wolkenbergen einen schönern, heiterern Himmel gibt, als der unserige ist, und in dieser Betrachtung will es uns bedünken, als hätten wir etwas von der Gottheit gesehen. Nun, m. H., etwas ähn-

liches ereignet sich in den Stürmen des Lebens. Der Schmerz ist zu gleicher Zeit ein Feuer, das verzehrt, und ein Licht, welches erleuchtet. Auf den ersten Blick möchte man sagen, daß der Schmerz den mit Finsternis umhüllt, dessen er sich bemächtigt, und doch wirft er rings um ihn das Licht göttlicher Klarheit. Es gibt Dinge, die der Mensch niemals verstehen würde, wenn er niemals leiden würde. Darum, wenn Gott den Schmerz sendet, sendet er ein helles Licht in unser Leben hinein. „Die Seele," sagte eine Dame, die diese Worte in ernster Betrachtung gefunden, „die Seele, welche leidet, ist nahe am Glauben, die Seele, welche träumt, nahe am Zweifel." Sehen Sie nur, jenen glücklichen Mann! Im Frieden war er aufgewachsen, seine Geschäfte gingen wunderbar gut, alles war ihm gelungen; Gott hatte ihm eine Lebensgefährtin gegeben, die das Sonnenlicht auf seinem Pfade war; seine Kinder waren gelehrig und gut; er wirkte auch manches Gute, es gab nicht leicht ein gutes Werk, das in seinem Herzen keinen Anklang fand — nur Gott allein wurde vergessen; für Gott hatte er keinen einzigen Gedanken, kein Gebet am Morgen, kein Gebet am Abend, und doch sprach so vieles ihm von Gott. Die Sonne erzählte ihm von der Herrlichkeit Gottes, das Firmament verkündete ihm seine Größe und Macht; die Mutter hatte sich in seiner Kindheit neben ihn gekniet und ihn Gott als Vater zu verehren gelehrt, alles sprach ihm von Gott, allein er selbst hatte nicht gelernt, ihn zu erkennen. Da stieß Gott das Glück dieses Mannes um; der Tod entriß ihm einen geliebten Sohn, eine Wolke

legte sich auf seine Stirne, er ward traurig, stieß Klagen aus und brach zusammen wie ein geknicktes Rohr. Aber mit einem Mal rafft er sich auf, es wird hell in seinem Geiste, eine alte Erinnerung taucht in ihm auf, er erhebt sich und ruft: „Mein Gott! Mein Gott!“ Er hatte Gott wieder gefunden in seinem Schmerze.

Aber noch mehr! Der Schmerz heilet auch. M. H.! Eine schwere Krankheit, wie es wenige gibt, hält hienieden unseren Leib und unsere Seele gefangen, die Begierlichkeit. Der Mensch, der nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, müßte eigentlich geistig sein auch inbezug auf seinen Leib und darum wollte Gott, daß der Leib von der Seele beherrscht und geleitet werde. Allein das Fleisch hat die Herrschaft an sich gerissen, es hat die Seele überwunden. Und wo finden wir die Heilmittel gegen dieses Uebel? In dem Schmerze. Wie man den Boden, um ihn zu bebauen, mit dem Pfluge aufreißen muß, wie man einer Pflanze, die veredelt werden soll, einen tiefen Schnitt beibringen muß, so muß die Seele, soll sie geheilt werden von jener Krankheit, die sie verzehrt, durch die Presse der Leiden gehen. Murren wir darum nicht gegen die Schläge, die uns niederdrücken; sie drücken uns nur nieder, um uns zu erheben, um uns zu heilen, um uns zu bessern. Sehen Sie nur jenen Mann von heftiger und reizbarer Gemütsart; er ist vom Schmerze heimgesucht worden; nun wird er gefügiger, er streckt Ihnen schon die Hand entgegen.

Der Schmerz erleichtert nicht nur, er heilt uns nicht bloß, er hilft uns auch büßen. Die Seele ver-

liert gar leicht in der Berührung mit den irdischen Freuden ihre Schönheit, und so oft wir auf diese Weise dieselbe mit einer Schuld beflecken, geben wir Gott Veranlassung, uns zu strafen. Und was würde aus uns werden, wenn unser Leben nur ein einziges Gewebe von begangenen Sünden wäre? Manchmal geschieht es, daß auf hohem Meere in der Seite eines Schiffes ein kleines Loch sich bildet, durch welches das Wasser allmählich eindringt, und wenn man nicht alsbald Sorge trägt, daß diese Öffnung verstopft werde, so wird das unglückliche Schiff bald in den Wellen seinen Untergang finden. So ergeht es auch der schuldbeladenen Seele: sorgt sie nicht, daß die Sünden, mit denen sie sich im Laufe des Lebens bedeckte, abgebüßt werden, so könnte sie leicht von dem Abgrunde der göttlichen Gerechtigkeit verschlungen werden. Wer aber, m. H., wer von uns könnte sagen, daß nicht das Bewußtsein der eigenen Schuld ihn niederdrücke? Wer zittert nicht, wenn er jene leeren Seiten in dem Buche seines Lebens sieht, vielleicht so zahlreich wie die Tage, die wir verlebten? Wer von uns fühlt nicht, wenn er an das Gericht Gottes denkt, einen kalten Schauer in seinen Adern? „Ohne Blutvergießen gibt es keinen Nachlaß," sagt die heilige Schrift. „Das Leid aber," schreibt der heilige Augustinus, ist das Blut der Seele." Gewiß, unser armes Blut ist nur ein unvollständiges Opfer, allein wir können es vereinen mit dem Blute Jesu Christi. Wir können durch Christi Leiden unser Leiden ergänzen und dann sind alle unsere Leiden ein Gott wohlgefälliges Opfer. Ja, dann werden unsere Leiden,

anstatt uns zu betrüben, uns aufjubeln lassen vor freudigem Troste, denn sie machen, daß wir voll Vertrauen unseren Blick zum Throne Gottes erheben können, wo wir keinen erzürnten Richter, sondern einen barmherzigen Vater finden werden.

Doch der Schmerz reinigt nicht nur unsere Seele von der Schuld, er läßt auch Gottes Huld und Gnade auf jene niederfallen, die uns teuer sind. Erinnern Sie sich nur jener wenigen Gerechten der heiligen Schrift, die im stande waren, so viele Sünder zu retten, und Sie werden die sühnende Kraft des Schmerzes verstehen. Dieser Mensch will nichts von Gott wissen, er lästert und schmäht ihn, und dennoch wird er nicht gestraft. Und warum dies? Er hat unschuldige Kinder, die für ihn beten; er hat Angehörige, die in die Wagschale der göttlichen Gerechtigkeit ihre guten Werke legen. Ja, wie viele haben durch ein solches Opfer ihre Familien, ihr Vaterland gerettet! Wenn so manches Volk vom Zorne Gottes noch nicht vernichtet wurde, obschon es Frevel auf Frevel häufte, glauben Sie es mir, es geschieht deshalb, weil reine Seelen im Geheimen sich Gott zum Opfer gebracht haben für ihre Brüder. Darum, Ihr Mütter, die Ihr so vieles leidet um Euerer Kinder willen, lasset doch nicht zu, daß so viele Schmerzen verloren gehen; opfert sie auf für Euere Kinder und im Augenblicke der Gefahr, im Augenblicke der Not werden diese reich sein durch die Gnaden, durch die Schmerzen, die Ihr für sie gelitten habet.

Indes, ein anderes Wunder: der Schmerz schafft Meisterwerke, und zwar Meisterwerke von erhabener

Großartigkeit. Sehen Sie dort den Marmorblock, der aus der Seite des Berges herausgebrochen wird? Welch unförmliche, aber kostbare Masse! Ein geschickter, geduldiger Meißel bearbeitet diese Masse, und was sehen wir alsdann? Allmählich, ganz allmählich sehen Sie großartige Linien erscheinen, zunächst eine herrliche Stirne, dann zwei Lippen, die zu lächeln scheinen; es will uns bedünken, als spreche Leben aus diesen Zügen, kurz, es ist ein Meisterwerk. Nun gut, meine Brüder, der Schmerz ist der Meißel, mit dem Gott seine Meisterwerke schafft; er nimmt das Unvollkommene, Fehlerhafte an uns hinweg und läßt dafür Mut und Edelsinn erstehen. Darum werden Sie auch niemals in der Welt eine wahrhaft große Persönlichkeit gefunden haben, die ohne Schmerzen gewesen wäre; zur wahren Größe genügt eben nicht das Genie, nicht der Ruhm, nicht einmal die Tugend. Es ist dies ein Geheimnis, das sich nach dem heiligen Augustinus leicht erklären läßt; er urteilt folgendermaßen: „Der Mensch ist klein, weil er rings von Schranken umgeben ist, und er ist um so kleiner, je mehr er diese Schranken liebt. Um groß zu werden, muß man aus diesen Schranken herauszutreten suchen und dazu bedarf es einer Kraftanstrengung.“ „Diese Schranken,“ sagt ein neuerer Schriftsteller zur Erklärung dieses Ausspruches, „diese Schranken sind jener Feuerring, den ein Kind um ein Insekt herumlegt; das Insekt fühlt die Hitze, nähert sich der Flamme, verbrennt sich und stirbt; so machen es auch die feigen Seelen.“ Aber die großen Seelen suchen den Feuerring zu durchbrechen. Betrachten Sie nur

die großen Charaktere, wie haben Sie sich gebildet? In der Schule der Leiden. Wer nicht gelitten hat, der kennt das Leben nur von der Oberfläche; denn gleichwie man den Stein schlagen muß, um ihm den Funken zu entlocken, so muß auch das Herz geschlagen und gepreßt werden, damit die Größe aus ihm heraustrete. Durchblättern Sie nur die Geschichte und Sie werden sehen, daß große Helden, große Männer stets bevorzugte Kinder des Schmerzes waren; der Lorbeerkranz ward nur um eine vom Schmerze durchfurchte Stirne gelegt. Betrachten Sie Dante! Wer ist größer als Dante, wen könnte man wohl mit ihm vergleichen? Aber wodurch ist Dante so groß? Durch die Erhabenheit seines Gefühls. Würde aber Dante dieses Gefühl gekannt haben, wenn er nicht so viel gelitten hätte? Das gleiche gilt von Tasso, von Milton, von Homer. Das, was den Soldaten zum Helden macht, ist der Schmerz; das, was den tapferen Soldaten ausmacht, ist jenes Sichselbstvergessen, jenes Sichselbstopfern bis zum letzten Atemzug. Die Strenge, die Abtötung schafft Meisterwerke in den Heiligen. Mag auch Unglück hereinbrechen, sie bleiben heiter; drohen Sie ihnen mit dem Tode, sie lachen über ihre Drohungen; zünden Sie Scheiterhaufen an, sie stürzen sich jubelnd in die Flammen, denn aus der Asche werden sie sich erheben können, um ein ewiges Glück zu genießen.

Ja, das ist noch ein anderer Vorteil des Schmerzes; es löst uns von der Erde ab und hebt uns zu dem Himmel empor und vereinigt uns mit Gott. Der Mensch muß notwendig leiden, um nicht hienieden

festzukleben an der Scholle. Der Verbannte, der all' das Seine mit sich genommen hat in ein fremdes Land, wird, wenn er nicht eine große Seele ist, unter dem Glanze der neuen Heimat bald das ferne Vaterland vergessen; der Verbannte aber, der alles in seiner Heimat zurückgelassen und in dem fremden Lande nur Unglück findet, hält immer sein Auge auf jene Gestade gerichtet, die all' sein Glück umschließen; es läßt ihm keine Ruhe, er kämpft und ringt, er setzt sich allen möglichen Gefahren aus, um dorthin zurückzukehren, von wo das Mißgeschick ihn zeitweilig ferngehalten hat. So geht es auch uns. Unser Vaterland ist dort oben, aber wenn wir auf dieser Erde nicht von Schmerzen heimgesucht wären, wer würde alsdann an das himmlische Vaterland denken? Da aber der Mensch die Hinfälligkeit hienieden sieht, so überzeugt er sich bald, daß das Glück auf Erden nicht zu finden ist, er verlangt nach etwas Höherem, es treibt ihn zu Gott dem Herrn.

Danken wir also Gott, daß er es so eingerichtet hat! Jetzt können wir die Seligkeit des Himmels uns verdienen, wie der Soldat sich die Tapferkeitsmedaille verdient. Ohne die Leiden des Lebens, m. H., würden wir das herrliche Glück des Himmels nicht genießen. Gott allein ist für sich selbst sein Ursprung und sein Ozean: sein Ursprung, da von ihm alles Gute ausgeht; sein Ozean, wo dieses Gute sich ausbreitet, und von all seinen Herrlichkeiten ist dies die wunderbarste. Aber Gott wollte, daß wir selbst die Herren unseres Geschickes seien und so sind

wir denn für eine ganze Ewigkeit die Kinder unserer Werke.

II. M. H.! Der Schmerz erleuchtet, der Schmerz heilet, der Schmerz büßet, der Schmerz verleiht uns wahre Größe, der Schmerz löst uns von der Erde und trägt uns gen Himmel, er trennt uns von den Geschöpfen und vereinigt uns mit Gott. Zu wem sollen wir uns auch wenden, um im Schmerze ein wenig Trost zu haben? Wollen Sie einen Freidenker, eine Ungläubige dem Schmerze Trost bringen sehen? Ein solches Schauspiel wird Sie Ihre Religion segnen und den Unglauben verabscheuen lassen. Ja, ihr Gotteslästerer! Ihr weisen Leugner des zukünftigen Lebens, höret mich an, die Gelegenheit ist günstig. Betrachten sie einmal diese Dame, sie ist Mutter und hat ihr einziges Söhnchen verloren. Der Schlag kam unversehens und war darum um so furchtbarer. Sehen Sie nur die arme Mutter, sie ist wahnsinnig vor Schmerz; gleich einer Schiffbrüchigen sucht sie einen Hoffnungsschimmer, ein wenig Trost zu erhaschen. Treten Sie zu ihr hin und sagen Sie der Trostlosen, sie möge doch nicht mehr an den Himmel denken, denn der Himmel sei ein leeres Wort und ihr Kind befinde sich dort nicht; zerstören Sie auf diese Weise die letzte Hoffnung dieser Mutter. Sie werden ihr das Herz brechen.

Ich will Ihnen einen Vorfall erzählen, der sich hier in Florenz ereignete, von dem ich selbst Zeuge war; ich könnte Straße und Hausnummer nennen, wo er sich zugetragen hat. Im Jahre 1882 starb ein Mann in der Blüte seiner Jahre und hinter-

ließ eine zärtlich geliebte Gattin mit vier Kindern. Als dieser Mann mit dem Tode rang und sein Arzt, der ein Ungläubiger war, einsah, daß seine Kunst am Ende sei, so wollte er doch der armen, schwergeprüften Familie einen Trost geben; und wissen Sie, was er aus seinem ungläubigen Herzen in diesem Augenblicke herauszuholen wußte? „Mein Freund, es ist jetzt an der Zeit, daß du dich mit deiner Philosophie waffnest!" Welch ein Trost! Welche Herzstärkung! Bemerken Sie zunächst, daß der Ungläubige sich immer unbestimmter Ausdrücke bedient, nebelhafter Phrasen, um seine Gedanken zu verhüllen, und dies tut er, weil er in den meisten Fällen gar nicht weiß, was er sagen soll. Sich mit seiner Philosophie waffnen! Ich bitte Sie, was für ein Trost konnte das für jenen Mann sein? Ohne Zweifel fiel dieses Wort auf sein Herz, wie ein Stein auf eine schmerzende Wunde. Welchen Sinn konnte jenes Wort haben? Ich weiß es wirklich nicht, wenn nicht überhaupt deren Philosophie in einem brutalen Egoismus besteht. Aber was würden Sie in diesem Augenblicke gesagt haben? Vielleicht: „Es ist ein Geschick, es ist eine Fatalität, man muß sich beugen?" Aber begreifen Sie denn nicht, daß solche Worte gar nichts sagen? Das Geschick, die Fatalität sind doch von der christlichen Zivilisation unter die Träume verwiesen, es sind Erfindungen des heidnischen Götzendienstes. Was ist denn das Geschick, die Fatalität? Kann man man sich denn eine Kraft denken ohne ihr Subjekt? ohne ein Wesen, das sie besitzt, das sie ausübt? Also durch eine Chimäre, ein leeres Wort sollen die

Unglücklichen sich trösten lassen? Nein, wollen Sie die Antwort wissen, die jener Sterbenskranke dem ungläubigen Arzte gab? „Ich soll mich mit meiner Philosophie waffnen? Mein Freund, im Tode sieht man die Dinge anders an als während des Lebens. Es ist Zeit, daß ich mich mit meinem Glauben waffne!“ Mit seinem Glauben! Ah, das ist der Trost im Schmerze, der Glaube! Der Glaube, der uns sagt, daß dieses Leben nur ein kurzer Übergang zum ewigen Leben ist. Man hat gesagt, im Menschen sei der Anfang eines Engels enthalten; und im Menschen ist der Anfang einer neuen Kreatur, deren Schönheit man nicht einmal ahnen kann, und diese neue Kreatur wird dann erst zum Vorschein kommen, wenn wir vor jene höchste Schönheit hintreten, um uns mit ihr zu vereinigen; und dieser Tag wird der Geburtstag unseres Glückes, unserer Seligkeit sein. O Menschen, Menschen, hebet doch Auge und Herz in die Höhe und betrachtet die Stunde Euerer Verklärung! Was liegt denn an dieser irdischen Heimat, an dem Leben, das so schnell verfliegt? Was sind alle irdischen Leiden im Vergleich zu jener unermeßlichen Glückseligkeit, die uns im Himmel bereitet ist? Nein, Euer Herz darf sich nicht verwirren lassen, darf nicht verzweifeln, und weit entfernt, das gegenwärtige Leben zu verfluchen, müssen wir es lieben, meine Brüder, nicht um seiner selbst willen, sondern weil es uns auf das himmlische Leben vorbereitet. Lieben wir es wie den Vorspruch zu einem langen Gedichte, das wir unter Gottes Diktat in das große Buch des ewigen Lebens schreiben? Lieben wir

es, wie der Landmann die Furche liebt, worin er in Schweiß gebadet seinen Samen streut, in der Hoffnung auf die Ernte! Lieben wir es, wie der arme Verbannte den harten und beschwerlichen Weg liebt, der ihn in das Vaterland führt! Lieben wir es, wie der junge Soldat das Schlachtfeld liebt, auf dem er sich Ruhm und Ehre erkämpfen soll!

XI.

Die Hoffnung

M. H.! Wenn es in der Welt Freuden gibt, die uns betören, Vergnügen, die uns locken, so gibt es auch Schmerzen, die verwunden, Leiden, die niederdrücken. Der Mensch lebt nur kurze Zeit hienieden, aber sein Leben ist voll von Mißgeschick, sagt die heilige Schrift; die Tage des Menschen gleichen denen des Arbeiters, der am Abende kaum ein Stücklein Brot hat, das sein Schweiß ihm errungen. In der Tat, wer von Ihnen, so kurz sein Leben auch bisher gewesen ist, wer hat nicht seinen Teil an diesen Schmerzen gehabt? Ein jedes Jahrhundert, das vorübergeht, bereichert die Menschheit mit einer neuen Qual. Der erste Laut des Menschen, der das Licht der Welt erblickt, ist ein Schmerzensschrei und einen Schmerzensschrei verursacht sein letzter Seufzer. Von der Wiege bis zum Grabe ist das Leben ein schmaler Pfad, eingefaßt von dunkeln Zypressen, besäet mit Dornen, benetzt mit Tränen, und wie viele Klagen haben wir nicht auszustoßen, wie viele Trennungen auszuhalten, wie vielen bitteren Enttäuschungen sind wir ausgesetzt! Die Jugend hat ihren geheimen Kummer, das Alter hat seine Leiden unter den weißen

Haaren; vom Palaste des Reichen bis zur Hütte des Armen sind alle diesem Gesetze unterworfen und vergebens würde die Schildwache, die zu den Füßen des königlichen Thrones steht, das Haupt der Monarchen vor ihm zu schützen suchen. In allen Lagen des Lebens haben die Menschen immer den traurigen Ruf ausgestoßen: „Ich leide," und von Ost nach West, von Nord nach Süd, von den Inseln des Ozeans bis in die Wüste, von den geräuschvollen Städten bis auf das friedliche Land, überall ertönen Klagen und Seufzer. Aber gibt es denn kein Heilmittel gegen so viele Übel, keinen Trost für so viele Schmerzen? Gewiß, es gibt deren und es muß deren geben; aber wo? Sollen wir uns vielleicht an unsere Schicksalsgefährten wenden? Aber, wie werden sie uns helfen können? Sie können mit uns weinen, sind aber im übrigen ebenso trostbedürftig wie wir. Rufen wir die Wissenschaft, die Philosophie an? Aber Wissenschaft und Philosophie verhalten sich kühl gegen den Schmerz: sie haben schöne Worte, große Phrasen, indes alles dies läßt das Herz krank und leer. Nein, dann will ich doch lieber allein für mich weinen, als mich mit jenen eitlen Theorien und jenem unfruchtbaren Wortschwall trösten lassen. Allein, wo verbirgt sich denn dieser willkommene Tröster? In der christlichen Religion! Sie allein besitzt das Geheimnis, unsern Schmerz zu versüßen, unsere Wunden zu heilen, unsere Leiden zu lindern. „Sie allein," sagt Chateaubriand, „hat es verstanden, aus der Hoffnung eine Tugend zu machen." Die christliche Hoffnung! Dies ist der Stern in der dunkeln Nacht, der

Leuchtturm im stürmischen Meere; sie ist die Kraft, die Freude des armen Menschengeschlechtes. Von ihr will ich also heute Morgen sprechen, indem ich ihre Beweggründe und ihre Wirkungen darlege, und Ihnen alsdann zeige, wie ohne sie nur ein verzweifelungsvoller Schmerz bestehen kann. Ich hoffe, daß Sie mich gerne anhören wollen, da uns armen Pilgern inmitten so vieler Leiden, umgeben von so vielen Feinden sehr viel daran gelegen sein muß, zu wissen, wo denn eigentlich das Geheimnis unserer Kraft, unseres Trostes, unserer Freude verborgen liegt.

I. M. H.! Gott hat den Menschen für ein doppeltes Leben geschaffen: für das gegenwärtige und das zukünftige Leben. Das eine ist ein körperliches und sichtbares, das andere ein unsichtbares Leben; des einen erfreuen wir uns gegenwärtig und das andere existiert einstweilen nur für unsern Glauben, das eine liegt in unserer Hand, das andere in der Hoffnung. Von diesen beiden ist das eine ein offenes Feld für die verschiedensten Kämpfe, für die Prüfungen, das andere ein Ziel, wo uns die Belohnung, die Krone erwartet, die wir uns verdienten; das eine ist die stürmische Fahrt, das andere der sichere Hafen; das eine der Augenblick, das andere die Ewigkeit. Darum dürfen wir auch nicht hienieden das Glück und den Frieden suchen, denn dieses Leben ist nicht der Ruhepunkt, sondern der Weg, der zu dem Ruhepunkte führt; weshalb auch der heilige Paulus sagt, daß alle Geschöpfe sich in Geburtswehen befänden in der Erwartung diese Sterblichkeit auszuziehen und sich mit der Seligkeit zu umkleiden.

Die christliche Hoffnung lenkt unsern Gedanken auf das Jenseits, auf das künftige Leben, auf jenen Augenblick, wo der Verbannte sein Vaterland begrüßt, gesättigt von der Seligkeit, nach der er so sehnlichst verlangte, wo der Christ nach dem Siege über sich selbst und über die Welt die Krone des Soldaten empfängt, der die Mauern der feindlichen Stadt bestiegen und durch einen Wall von Dampf und Blut hindurch sich des Banners bemächtigt hat und nun laut den Sieg verkündet. Heiterkeit und Freude im Blicke, ein süßes Lächeln auf den Lippen setzt sich die Hoffnung, die schöne Himmelstochter, neben den Betrübten hin und gleich jener heroischen Mutter, die den letzten ihrer Söhne zum Martyrium ermutigt, ermuntert sie ihn, nach oben den tränennassen Blick zu erheben, und richtet ihn auf mit folgenden Worten: „Mut, mein Sohn, Mut! Deine Brüder haben ihr Ziel schon erreicht; sie sehen dir zu aus des Himmels Höhen, sie rufen dich, sie zeigen dir die Krone, die deiner wartet, wofern du nur ausharrest im Kampfe. Sieh, nur kurze Zeit führt dich dein Weg über die Dornen dieses Tränentales, dann aber ist der Himmel mit seiner Seligkeit dein Lohn für immer. Freilich, du mußt kämpfen mit gar grausamen Feinden, aber unvergänglicher Ruhm ist dafür auch dein Anteil!“

In unseren Tagen schreit man gegen diese Hoffnung, gegen diese Richtung nach oben, welche die Religion in unseren Herzen erweckt; man möchte, daß nurmehr an die Erde gedacht werde. „Torheit,“ so sagt und schreibt man, „den Gedanken des Menschen

von der Erde zum Himmel zu erheben; die Hoffnung, sie ist nur ein Traum der Mönche, ein Mystizismus der Klöster!" Ich antworte hierauf: „Das sind Worte von Egoisten, jener würdig, die nur das glauben wollen, was sie sehen, was sie berühren, was sie messen und zählen können; törichte Sprache, die jenen ähnlich sieht, die sich dem Gelde verschrieben haben." Was wollen jene denn, die dem Himmel den Krieg erklärt haben? Haben sie nie in ihrem Leben Schmerzen erduldet? Haben sie niemals geweint? Haben sie also nie die Unzulänglichkeit menschlicher Trostmittel erfahren? Finden sie etwa, daß es zu wenig sei, diese verfluchte Erde mit unserem Schweiße, mit unsern Tränen zu baden, daß wir auch noch unsere Hoffnung auf ihr zurücklassen müssen? Wie, m. H., es soll also dem armen Gefangenen nicht mehr gestattet sein, in seinem traurigen Kerker, worin er langsam dahinsiecht, ein wenig aufzustehen, seine Ketten zu schütteln, die Stirne an das kalte Gitter zu drücken, einmal gen Himmel zu blicken und ein wenig frische Luft zu schöpfen, die seiner kranken Brust so wohl tut? Wer würde uns dann Hilfe senden, um die Schläge der Verleumdung, der Übermacht, des Neides zu ertragen, wenn uns nicht die Hoffnung eine rächende Gerechtigkeit zeigte, welche des mit Füßen getretenen Rechtes und der unterdrückten und verhöhnten Tugend sich annehmen wird? Wer würde die menschliche Schwäche vor dem Selbstmorde zurückhalten, sobald das Unglück eine elende Existenz fast ganz vernichtet hat, wenn die Hoffnung nicht auf ein ewiges Leben hindeutete?

Ihr Unglücklichen, leugnet nur immer die Hoffnung vom Himmel herunter, versenket euch in den Schlamm dieser Erde; die gottesfürchtigen Seelen haben andere Aussichten. Aber nur sollet Ihr nicht das arme Volk, das sich abhärmt, das arbeitet und seufzet inmitten der größten Entbehrungen, noch verhöhnen, indem ihr ihm seinen letzten Rettungsanker entreißet, die Hoffnung auf den Himmel! Das nehmen, was den Schmerz tröstet, was eine Träne trocknen kann, und wäre es selbst eine Täuschung — merket es wohl! — und wäre es selbst eine Täuschung, ist eine barbarische Grausamkeit! Man erzählt, daß ein junger Gefangener, um sich seine traurige Lage etwas zu versüßen, eine kleine Spinne liebgewonnen hatte, die ihn in seiner Zelle besuchte; alle Tage reichte er ihr ein wenig Nahrung; er freute sich, wenn sie kam, er erwartete sie mit Ungeduld. Eines Tages gewahrte sie der Kerkermeister und zertrat mit seinen Füßen das kleine Tierchen. Armer Silvio Pelliko, auch dieser Trost ist Dir geraubt! Es war nur eine Kleinigkeit, ohne Zweifel, aber die Handlung hat weh getan und es gibt gewiß niemanden, der hierüber nachdenkt und nicht sagt: welch' ein brutaler Mensch war das! Nun, dem Leidenden die Hoffnung auf den Himmel nehmen, das heißt dem Menschen seine letzte Stütze rauben, das heißt ihn in den Abgrund der Verzweiflung stoßen, wie einen, der in einen reißenden Fluß stürzte und sich nun an einen Zweig festklammert, der seine Rettung sein kann; das heißt, jemanden sagen: Du leidest Hunger und Durst, du bist dürftig und elend, aber was du

hoffest, ist nichts; jenseits des Grabes ist alles zu Ende — o ihr Barbaren, ihr grausamen Menschen!

Indes so ist unsere Lage auf Erden nicht beschaffen; unsere Lage hienieden ist die eines aus seinem Vaterlande Verbannten; diese Tage der Verbannung gehen vorüber, die Ketten, die unsere Seele gefangen halten, werden bald zerbrechen. Ihr seufzet unter der Last des Lebens, tröstet euch; hebet eure Augen gen Himmel, dort ist die Ruhe nach der Arbeit, dort ist der Hafen nach dem Sturme! Leidet nur hienieden, vielleicht nach einigen Monaten, nach einigen Jahren schwimmt ihr im Ozean des Glückes und der Freude. Arme Brüder, wenn ihr unter meinen Zuhörern euch befinden sollet, ihr, die ihr Hunger und Durst leidet, die ihr in Not seid und, was das Herz noch mehr bluten läßt, ihr, die ihr vielleicht von einer Menge hungriger Kinder umgeben seid, die nach Brot schreien, und ihr könnet ihnen nur Tränen geben, die um Kleider bitten, und ihr könnet sie nur mit eueren Küssen bedecken und sie in eure Arme schließen: Ihr Ärmsten, tröstet euch! Hebet eure Augen nach oben! Die Tage der Vergeltung nahen heran; noch eine kurze Weile und eure Hütten werden zu strahlenden Palästen; eure Tränen wird Gott selbst von euren Augen abwischen, und jede eurer Tränen, von den Engeln mit Ehrfurcht und Liebe gesammelt, wird zu einem Edelsteine in der Strahlenkrone eurer Unsterblichkeit. Ja, dort gibt es kein Unglück, keinen Schmerz mehr; Gott wird uns in seine Arme schließen und wie froh, wie glücklich werden wir sein! O, welch' eine Freude wird

das für dich sein, meine arme Seele, die du so sehr zu wissen verlangst, wann du Gott schauen könnest ohne Schleier von Angesicht zu Angesicht, wann du jene alte und doch ewig neue Schönheit betrachten könnest! Welch ein Labsal für dein armes Herz, wenn er dich an sich zieht in der ewigen Umarmung!

Aber worauf beruht denn diese so schöne, so süße, so wohltuende Hoffnung? Sie beruht auf einer Grundlage, die nie wanket, auf dem Werke Jesu, auf dem Kreuze Jesu! Höret nur die Worte des Erlösers. Eines Tages, als Jesus auf der Spitze eines Hügels Platz genommen hatte, um von da aus die Menge zu lehren, ließ er seinen Blick über die Erde schweifen und da er sie ganz mit Tränen benetzt, ganz mit Unglück bedeckt sah, rief er aus: „Selig sind die Armen, selig sind die Weinenden, selig sind die Trauernden!“ Was hast Du gesagt, o Herr? Selig sind die Armen? Selig die, welche weinen? Selig die, welche trauern? Aber ist dies nicht eine grausame Ironie? Selig die Armen! Hast Du denn nicht die Entbehrungen der Armut erduldet? Selig die, welche weinen! Hast Du nicht die Bitterkeit der Tränen verkostet? Selig die, welche trauern! Hast Du nicht, als Du auf Erden weiltest, selbst erfahren, wie drückend es ist, verfolgt zu werden? Warum nennst Du also jene selig! „Ihnen ist das Himmelreich!“ Haben Sie gehört? Jesus Christus sagt es und Jesus Christus ist der Herr des Himmelreiches, denn Jesus Christus ist Gott. Und wie hat Jesus Christus dieses Wort bewahrheitet? Bevor er auf der Höhe des Kalvarienberges am schimpflichen Kreuzes-

balken starb, warf er seinen Blick auf die vergangenen, die lebenden und die kommenden Geschlechter, und da er all das Leid und die Schmerzen sah, welche die Menschen niederdrücken, rief er aus: „Es jammert mich des Volkes, das so leidet!“ und dann fügte er in seiner unendlichen Liebe bei: „Aller Schmerz komme auf mich!“ Ja, alle Schmerzen sowohl des Leibes als der Seele hat er tragen wollen. Und die Schmerzen in dem Maße, wie sie auf den göttlichen Dulder fallen, lassen in ihm ihre spitzen Dornen zurück; sie tränken sich mit seinem Blute und so werden sie den Menschen gemildert zurückgesandt, denn sie üben auf den Menschen den Eindruck aus, den Jesus ihnen gegeben hat. Unser Heiland verspricht seinen Jüngern nicht Freuden, sondern Kreuze; aber der heilige Paulus fordert die Christen auf, sich des Kreuzes zu freuen in dem süßen Geheimnis unserer Liebe, in welchem sich der Himmel mit der Erde versöhnte, denn das Leben ist nur ein kleines Leid, das uns ewigen Ruhm und ewige Seligkeit erwirbt. Das ist das Fundament unserer Hoffnung, wenn unsere Hoffnung eitel wäre, so könnte Jesus nicht Gott sein!

Wenn nun diese Hoffnung in das Herz eines armen Bedrängten einzieht, welche Kraft, welchen Trost, welche Freude wird sie ihm bringen! Wenn schon die Hoffnung auf einen trügerischen Gewinn den Schiffer aufrecht hält inmitten eines wütenden Sturmes, wenn die Hoffnung auf eine unsichere Ernte den Landmann im kalten Winter oder in der brennenden Sonnenhitze die Mühen nicht fühlen läßt,

wenn jener große Held, der in der Welt so manche Erinnerung zurückließ, seine vor Müdigkeit und Hunger hinsinkenden Soldaten aufrecht erhalten und zu noch längeren Märschen antreiben konnte durch den Hinweis auf den Ruhm, der ihrer am Fuße der fernen Pyramiden Ägyptens wartete, was wird erst die Hoffnung, die sich auf das Wort Gottes gründet, bewirken, eine Hoffnung, nicht auf flüchtige, irdische Güter, sondern auf ein ewiges, himmlisches Gut!

M. H.! Die Geschichte der Hoffnung ist die Geschichte heroischer Taten, erhabenen Ruhmes. Bewundern Sie nur inmitten der Leiden jene Million von Martyrern! Die Henker erbleichen und ermüden, sie aber lächeln im Schmerze. Sehen Sie fern in der Wüste jene Männer, zerrüttet von beständigem Fasten und den langen Nachtwachen; kein Wölkchen von Trauer auf ihrer Stirne, keine Träne in ihren Augen, keine Klage auf ihren Lippen. Bewundern Sie jene heldenmütigen Jungfrauen, die ihre Arme dem Kreuze öffnen, es an ihre Brust pressen; die Dornenkrone ihres himmlischen Bräutigams sich auf das Haupt drückend setzen sie die Welt in Erstaunen durch das Wort: „Entweder leiden, oder sterben!" oder durch jenes andere der florentinischen Heiligen: „Nicht sterben, nicht sterben, sondern leiden!" Bewundern Sie jene Frauen, die an Ihre Türe klopfen, um Almosen zu sammeln für ihre Armen; sprechen Sie ihnen von Festlichkeiten, von Bällen, von Theatern, sie haben nur ein Lächeln für dies alles! Zeigen Sie ihnen die übrigen Dinge, mit denen die Welt auf das Menschenherz eine solche

Anziehungskraft ausübt; sie werfen auf alles einen Blick unsäglicher Verachtung. Sie zeigen Ihnen ihre wollenen Kleider, mit denen sie sich bedecken, sie sprechen Ihnen von dem Strohsack, auf dem sie ein wenig Ruhe zu nehmen pflegen; sie sprechen Ihnen von ihren Gebeten, mit denen sie ihre freie Zeit ausfüllen. Aber was hat denn diese Seelen so umgewandelt, so unempfänglich gemacht für irdische Freuden? Die Hoffnung auf den Himmel! Sie sehen den Himmel offen und gleich dem heiligen Paulus küssen sie ihre Ketten und beben vor Wonne und Glück.

Ohne Zweifel, auch der Mensch, der hofft, leidet, wie derjenige, der keine Hoffnung hat. Aber welch ein Unterschied besteht zwischen beiden! Sehen Sie nur, der Mensch, welcher hofft, trägt auf seiner Stirne eine süße Ergebung ausgeprägt, und wenn er von seinen Leiden spricht, so geschieht es mit den Worten des Herrn: „Wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch, dieser Schmerz, an mir vorüber; aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Der andere, welcher nicht hofft, hat den Schmerz in seine Stirne gegraben, seine Züge tragen den Ausdruck eines tiefen Abscheues und Entsetzens, er ist der Verzweiflung nahe. Jener flößt Mitleid ein, dieser Schrecken; jenem sagen Sie tröstende Worte, diesen würdigen Sie nicht eines Blickes. Und wie könnte es auch anders sein! Derjenige, welcher jenseits des Grabes nichts hofft, gedenkt mit Bitterkeit der verlorenen Güter; er fühlt die Leiden, die ihn niederdrücken; er flieht Gott und den Menschen, die dessen

Werkzeug sind; er lebt ein unglückliches Leben, das schließlich in der Verzweiflung, im Selbstmord endet. Beide leiden, aber welch' ein Unterschied zwischen den Seufzern des einen und der Verzweiflung des andern!

Schauen Sie zur Rechten des göttlichen Heilandes jenen Mann an dem Kreuze! Als die Hoffnung noch nicht in seinem Herzen Platz gegriffen hatte, fluchte, lästerte er; aber kaum erhellte ein Strahl dieser süßen Hoffnung seine Seele, so ward er ruhig und ergeben; sein Gesicht verklärte himmlischer Glorienschein. „Gedenke meiner," spricht er zu Jesu, „wenn Du in Dein Reich kommst". Und Jesus antwortete ihm: „Heute noch wirst du bei mir sein im Paradiese!"

Sehen Sie in der ersten christlichen Zeit jenen Martyrer, der sich durch seinen Eifer so berühmt machte, den heiligen Ignatius von Antiochien; sehen Sie ihn neben jenem Gladiator, der ebenso wie er im Zirkus sterben soll. Welch' ein Unterschied ist zwischen dem Heiligen, der in dem Tode ein Mittel sieht, um schneller in den Himmel einzugehen, und dem Gladiator, der den Tod erduldet wie eine unabänderliche Notwendigkeit. Der Gladiator schreitet an dem kaiserlichen Throne vorüber und grüßt den Herrscher mit jener erzwungenen Huldigung: „Ave Caesar, morituri te salutant! Sei gegrüßt, Kaiser, die zum Tode Gehenden grüßen dich!" Der Kampf beginnt, der Gladiator sinkt verwundet in den Staub und in seinem Falle erblickt er die unzählbare Menge des römischen Volkes rings auf den Sitzen des Amphitheaters sich an seinem Schmerze ergötzend; er ge-

denkt der fernen Heimat, der geliebten Gattin, der Kinder, der alten Mutter, des greisen Vaters und im Sterben ruft er mit allen Wünschen seines erbitterten Herzens die Heere der Barbaren herbei, um sein Blut zu rächen; er stirbt mit einem Fluche, mit einer Lästerung auf den Lippen. Der heilige Ignatius hingegen tritt in die Arena mit himmlischem Frieden in dem Angesichte, mit heiterem Lächeln in den Zügen und sich an seine Jünger wendend spricht er: „Betet nicht, daß die wilden Tiere meiner schonen sollen; ich weiß, was mir not tut; ich bin ein Weizenkorn Gottes und muß erst durch die Zähne der Tiere zermalmt werden, um als reines Brot Christi erfunden zu werden." Und da er das Brüllen der wilden Tiere hörte, rief er ihnen zu: „Kommet nur, ich fürchte mich nicht." Die Tiere stürzen auf ihn los, er fällt zerfleischt von ihren Zähnen, im Blute schwimmend, das Auge bereits von Todesschatten umhüllt, sieht er den Himmel und um sich erblickt er die entmenschte Menge, die seinem Falle zujauchzt und nach seinem Blute lechzet, aber er flucht ihr nicht, weil sein Herz nicht von Verzweiflung erfaßt ist. Er ruft die Engel und die Heiligen an, und bittet zu Gott, sein Blut möge als ein himmlischer Gnadentau auf diese Stadt fallen; er hofft und weil er hofft, stirbt er mit einem Liebesworte, mit einem Segenswunsche.

Indes, weshalb sollen wir in so weiter Ferne die Wirkungen der Hoffnung suchen? Fragen Sie jene Engel, die wir Schwestern der Nächstenliebe nennen! Fragen Sie dieselben, was Sie inmitten des Unglücks tun, was sie an dem Schmerzenslager

suchen, und sie werden Ihnen zur Antwort geben, daß sie sich bemühen, dort die Hoffnung hinzubringen, und daß überall, wo sie hindringt, Erleichterung gefunden wird in den bittersten Schmerzen. Die Hoffnung steigt so in die Hütte des Armen und in den Palast des Reichen, sogar bis zum feuchten Lager des armen Gefangenen dringt sie vor und indem sie ihm die Freiheit zeigt, bewahrt sie ihn vor der Verzweiflung. Die Hoffnung tritt auf diese Weise vor den zum Tode Verurteilten hin, den die menschliche Gesellschaft von sich ausgestoßen hat, und läßt selbst auf seiner verfluchten Stirne einen Strahl der Freude, der Heiterkeit erscheinen. Die Hoffnung setzt sich neben das Bett des Kranken und gerade hier zeigt sich am schönsten die Wirkung dieser hehren Tugend. Sie mögen nur kommen, jene modernen Gelehrten, die sich so viel darauf zu Gute tun, daß sie die Kunst zum Fortschritte bringen und die Wahrheit enthüllen, die aber noch nie auch nur im geringsten in der Kunst das Unglück zu trösten einen Fortschritt gemacht haben, sie mögen kommen und an jenes Krankenbett hintreten. Es ist ein Armer, der mit einer jener Krankheiten ringt, die langsam das menschliche Leben verzehren. Sehen Sie ihn? Die Hütte des Unglücklichen ist schmutzig, er hat nichts zu seinem Labsal, der Ärmste, der bereits eine Beute des Todes ist. O, jene Leute wollen da nichts zu tun haben; sie haben keine Hoffnung auf den Himmel, weil sie nicht glauben; sie sind stumm einem solchen Schmerze gegenüber, weil sie sich doch scheuen, in einem solchen Augenblicke ihre bombastischen Phrasen zu gebrauchen.

Höchstens lassen sie ein kleines Geldstück auf das Bett des Dulders gleiten und beeilen sich dann so schnell wie möglich die Unglücksstätte zu verlassen. Aber was sollen sie ihm auch sagen? woher Trostworte nehmen? Sollen sie ihm sagen: „Ich bemitleide dich, armer Mensch; ich möchte deinen Schmerz gerne mit dir teilen; ich trage um so größeres Mitleid mit dir, weil ich selbst gelitten habe." Gewiß, das sind schöne Worte; aber klingt aus ihnen nicht etwas unbeschreiblich Trauriges heraus wie aus dem Tone der Totenglocke? Sollen sie ihm vielleicht sagen: „Du mußt nicht daran denken?" Nicht daran denken? Aber so sagen Sie doch dem verwundeten Soldaten, er möge nicht an seine Wunden denken; wird er dadurch den Schmerz weniger fühlen? Vielleicht wiederholen sie das Wort, das sie so gerne im Munde führen: „Du mußt Geduld haben!" „Geduld," wird der Unglückliche antworten, „schon zehn, zwanzig, dreißig Jahre habe ich Geduld, denn schon seit zehn, zwanzig, dreißig Jahren leide ich." Was bedeutet die Geduld, wenn sie nicht von der Hoffnung auf den Himmel begleitet ist? „Ich weiß wohl," ruft der Leidende, „ihr möchtet gerne, daß der Unglückliche, anstatt zu klagen, seine Seufzer unterdrücke, daß er seinen Nacken dem Schwerte darbiete, ohne mit der Wimper zu zucken: euere Geduld ist eine Beleidigung für mein Unglück." Nun gut, dann leide und stirb! Das ist der Gipfel alles Trostes von seiten der menschlichen Weisheit! — Aber lassen Sie uns Priester einmal die Seele dieses unseres unglücklichen Bruders trösten, die ruhmvoller und Gott angenehmer ist,

als selbst die Seele der Fürsten dieser Welt. Wir legen in seine kalten Hände, auf sein eisiges Herz, auf seine bleichen Lippen den gekreuzigten Heiland und sagen ihm dann: „Mut, mein Sohn, Mut! Hoffe auf Gottes Barmherzigkeit; er ist bei dir, hoffe auf seinen Himmel, er wird dich ewig beglücken. Mut, mein Bruder, weißt du denn nicht, daß das Blatt niederfallen muß, damit der Zweig wieder grüne? daß, wenn dieses Lehmhaus fällt, wir eine andere schöne Wohnung besitzen, die Gottes Hände selbst uns bereitet haben? Meiu Bruder, Mut, noch einige Tage, vielleicht noch einige Stunden des Schmerzes und der Trauer und dann wird diese Sterblichkeit sich mit Licht umkleiden, und dort oben mit den Engeln vereint wirst du ausrufen: Gesegneter Tod! nein, nein, die Leiden der Erde verdienen keinen solchen Lohn, die Trübsale der Welt keine solche Seligkeit." Auf diese Worte hin geht mit dem Unglücklichen, der vielleicht schon dem Verzagen nahe war, eine Veränderung vor: seine Stirne verklärt sich von himmlischer Ruhe, er wendet sich zu seiner Gattin, zu seinen Kindern, die weinend sein Lager umstehen, und sagt ihnen: „Weinet nicht mehr; ich sterbe, es ist wahr, aber ich bin glücklich, denn ich sage euch nicht: Lebet wohl! sondern: Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen dort oben!" Und auf die Wunden jenes göttlichen Dulders, den der Priester ihm vorhält, seine Hoffnung setzend, haucht er seine Seele aus in die Hände des Schöpfers.

Indes betrachten Sie ein noch traurigeres Schauspiel. Der Tod hat sein Opfer getroffen; es liegt

da ohne Bewegung, kalt und starr, eine Leiche. Es ist Ihr Vater, Ihre Mutter, jenes Kind, das Sie mehr liebten als sich selbst! Sie mögen nun kommen, jene Menschen, die an keinen Himmel glauben; sie mögen an die Seite dieses Leichnams treten und jene Züge betrachten, in welche der Tod sein Urteil geschrieben hat; sie mögen ihr Auge auf die leblosen Überreste jenes teueren Wesens heften; was sagt ihnen alsdann ihre Wissenschaft? Daß sie sich nicht wiedersehen? Also war das Lebewohl, das sie sich zugerufen, ein ewiges? Sie haben ihre Liebe nur an ein wenig Erdenlehm, an ein wenig Staub verschwendet? Teuere, innigst geliebte Mutter, ich konnte deinen Seufzer nicht entgegennehmen, deinen letzten Kuß nicht empfangen und ich soll dich niemals wiedersehen! Teuere Mutter! Dieser Name allein läßt mein Herz höher schlagen und es sollte nur für ein wenig Staub geschlagen haben? Ziehet euch zurück, ihr Unglücklichen! Entweder habet ihr niemals geliebt oder ihr sahet nie eine geliebte Person mit dem Tode ringen. Es ist nicht möglich, Liebe zu fühlen, eine geliebte Person sterben zu sehen und sich zu dieser trostlosen, der Verzweiflung nahe bringenden Lehre zu bekennen! Wenn ihr Liebe im Herzen getragen und ihr hättet den Gegenstand dieser Liebe sterben sehen, ihr würdet euer Haupt an der Marmorwand des Grabes zerschmettert haben; ihr hättet das Nichts angebetet und das Nichts würde allein euer Trost sein können.

Wir aber, wir hoffen auf den Himmel; unsere Teuren werden wir einst in der Ewigkeit wieder-

sehen. Ich sehe Euch weinen auf einem Grabe, das sich für immer geschlossen hat. Für immer? O nein! Hoffnung, schöne Himmelstochter, komme und sage dem Weinenden, daß seine Mutter, seine Braut, sein Sohn nicht dort ruhen. Sie sind im Himmel, im Schoße der unendlichen Glückseligkeit; dort wird er sie wiedersehen, er wird sie wiedererkennen unter der Zahl der Auserwählten, denn im Himmel verliert der Mensch seine Persönlichkeit nicht.

„Du heilige, christliche Hoffnung! Ja, du gibst mir heute die Kraft zu leiden, morgen verleihst du mir die Seligkeit!“ Bei diesen Worten zerteilt sich der Nebel, der sich um meine Seele gelegt hatte, eine unaussprechliche Süßigkeit zieht in mein Herz ein, erhebt es, führt es mit sich fort in die Regionen des Friedens, wo kein Grab uns schreckt, kein Moder uns abstößt, sondern ein heißgeliebtes Wesen von himmlischem Lichte umstrahlt uns entgegentritt.

Teure Hoffnung, heilige Tochter Gottes, Trösterin des Betrübten, Freundin des Unglücklichen, Gefährtin des Verbannten, Stütze des Wankenden, Trost der Sterbenden, Beschützerin des Grabes, weiche von keinem aus uns! Sei du das Licht unserer Augen, Führerin unserer Schritte, Norm und Richtschnur für unsere Handlungen; denn wenn wir von dir getröstet werden in diesem irdischen Leben, dann verdienen wir das Glück und die Krone des künftigen ewigen Lebens!

II. M. H.! Im Vatikan befindet sich ein Gemälde, welches einen jeden mit Bewunderung erfüllt, der es betrachtet; es ist die Verklärung von Rafael.

Glauben Sie es wohl? Dieses Gemälde enthält eine bedeutsame Lehre, die sich auf meinen Vortrag bezieht. Hören Sie nur! In dem Vordergrunde des Bildes sehen wir einen Knaben, der vom Dämon besessen ist; der Vater hält ihn mit Gewalt zurück; der böse Geist schüttelt das arme Kind, dessen Lippen konvulsivisch geschlossen, dessen Augen verdreht sind — ein schrecklicher Anblick! Zur Seite knieet eine Dame, Schmerz, Schrecken, Trostlosigkeit sprechen aus ihren Zügen. Einige Jünger Jesu Christi betrachten mit sichtbarer Teilnahme, aber auch mit dem Ausdrucke des eigenen Unvermögens das schreckliche Schauspiel. Die Menge steht in einzelne Gruppen verteilt umher und kann keine Hilfe bringen. Dies ist ein wahres Bild unseres Lebens! Die Szene ist eine Szene des Schmerzes ohne Trost, ohne Hilfe. Und ist nicht unser Leben auch ein Gewebe von Schmerz, von trostlosem, verzweifeltem Schmerze? — Bemerken wir wohl, daß bei dieser Szene der göttliche Heiland nicht zugegen ist; er befindet sich auf dem Tabor und niemand denkt an ihn, niemand sucht ihn auf; nur ein Mann erhebt den Arm und weist nach dem Tabor hin, als wolle er zu der Menge sagen: „Dort oben ist Gott, der Allmächtige; rufet ihn, eilet zu ihm hin, und ihr werdet Trost in eurem Unglücke finden, das Kind wird geheilt werden.“ Indes, niemand rührt sich. Nun, ereignet sich so etwas nicht öfters im Leben? Wer fragt denn noch nach dem Himmel, wer spricht von ihm, wer kümmert sich um ihn? Und wenn der Priester den Brüdern, die er leiden sieht, sagt: „Eure Leiden sollen Euch in den Himmel

bringen, sollen Euch den Himmel verdienen," wie wird alsdann dieses Wort aufgenommen? — Nun kommt der letzte Zug des Gemäldes, den ich nicht zu vergessen bitte. Nicht Jesus erscheint da, sondern eine andere Gewalt, ein Tyrann; und wer ist dieser Tyrann? Jener, der das Kind in Besitz hält, der Teufel. Würde ich etwa übertreiben, wenn ich sagen wollte, daß sich auch dieses im Leben ereignet? Antworten Sie ohne Scheu. Was regiert denn die Welt, wenn die Hoffnung auf den Himmel aus derselben verbannt ist? Was nimmt denn die Seele in Besitz, wenn ein Unglück, Schicksalsschläge über sie hereinbrechen, falls diese Seele nicht von der Hoffnung auf die ewige Glückseligkeit im Jenseits sich leiten läßt? Doch niemand anders als der Dämon; und zwar der schrecklichste Dämon, der Dämon der Verzweiflung — dann bereiten das Gift oder der Revolver dem Leben ein schnelles Ende! Und darum, meine Brüder, häuft sich in so Schrecken erregender Weise der Selbstmord, der in früherer Zeit in unserem Vaterlande fast gänzlich unbekannt war; darum wirft der Selbstmord so häufig Trauer in die Familie, Entsetzen in die Gesellschaft. Man hat dem Volke, denjenigen, die leiden, die Hoffnung auf den Himmel nehmen wollen, und wenn man in dem Schmerze keine Hoffnung mehr hat, dann wird das Leben zur Verzweiflung. Wie strafwürdig sind also jene, die mit dem Glauben jene Hoffnung zerstören wollten, wie strafwürdig vor der Familie, vor dem Vaterlande, das sie dem Untergang entgegenführen.

Wollen Sie dem Dämon der Verzweiflung ent-

fliehen, wollen Sie Kraft und Mut haben in Ihren Schmerzen, in Ihren Leiden? Erwecken Sie die Hoffnung auf den Himmel in Ihren Herzen, der ja immer Ihnen offen steht. Sollten Sie Ihr ganzes Vermögen verloren haben, Ihre Eltern, das, was Ihnen am liebsten, am teuersten war; sollten Sie keine schützende Hand, keine freundliche Stimme, keinen liebevollen Blick mehr finden in Ihrer ganzen Umgebung; sollten Sie sich ganz vereinsamt fühlen auf der Erde, wie ein Verbannter auf fremdem Boden — vergessen Sie es nicht, der Himmel steht Ihnen immer offen über Ihrem Haupte; Gott ist stets bereit, Ihre Stimme zu erhören und Ihnen einen tröstenden Engel zu senden, wie Jesu im Garten zu Gethsemani, um Sie in Ihrem Kampfe zu stärken. Dieser Engel wird Sie zu den Füßen des Kreuzes Jesu führen und Ihnen mit den Worten Trost zusprechen: „Mein Sohn, vergiß nicht, daß der Jünger es nicht besser haben kann, wie der Meister!“ Erinneren Sie sich, daß Jesus einst sagte: „Selig sind die Armen; selig die, welche weinen; selig die, welche Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich!“ Darum Mut, Brüder, dieses Leben ist ja doch nur eine kurze Pilgerfahrt, dann ziehen wir in unser Vaterland ein, dann treten wir ein in das Haus unseres himmlischen Vaters. Dies ist keine eitle, trügerische Hoffnung! Mut, meine Brüder, Sie weinen ja nicht allein, es ist dies das Los aller Ihrer Mitmenschen; Ihre Tränen aber werden von Gott gesammelt. Mut, betreten Sie nur den Weg der Leiden, es ist der einzige, der zum Paradiese führt. Halten

Sie nur immer den Leidenskelch an die Lippen, damit kein Fluch, keine Läſterung aus Ihrem Herzen komme. — Ich bedaure Sie, Ihr Los iſt ein hartes, ein trauriges; aber bedenken Sie doch, daß alles hienieden ſo flüchtig iſt, daß das Leben ſich bemißt zwiſchen Morgen und Abend, und daß auf die Tränen der Verbannung die Freuden des Vaterlandes folgen. Bewunderen Sie den Himmel, der ſich über Ihnen wölbt; Sie können ausrufen, dieſer ſchöne Himmel iſt für mich! Und wenn Sie dort einen Vater, ein Kind haben, ſo hören Sie, wie dieſelben ſie rufen, ſie bereiten Ihnen da oben Ihren Platz für die Ewigkeit. Noch ein wenig Mut und Sie ſind mit Ihnen vereint; noch ein wenig Mut und Sie haben geſiegt; noch ein wenig Leid und Sie befinden ſich in den Freuden des Herrn! —

XII.

Die Sonntagsheiligung

M. H.! Wir werden heute eine Frage besprechen, die nicht ein mehr oder weniger interessantes Problem ist, sondern vielmehr eine Drohung, eine Gefahr, die man beschwören muß; es ist dies die große soziale Frage. Woher stammt sie? Welches ist ihre Ursache? Welches ist der Grund der im Menschenherzen aufgehäuften Unzufriedenheit, des Hasses, der in der armen, der sogenannten arbeitenden Klasse gährt? Es gibt viele Ursachen; ich will nur die hauptsächlichen anführen. Die erste ist das Übermaß der Arbeit, dann die sündhaften Vergnügen, die Zerstreuungen und endlich jener theoretische und praktische Materialismus, der sich überall einzunisten gesucht hat. Diese Dinge stumpfen den Geist ab, fälschen das Gewissen, verbittern das Herz und töten den Menschen. Das sind die Ursachen. Welches aber werden wohl die Heilmittel sein? M. H.! Viele, die sich über die wahren Ursachen dieser Erscheinung getäuscht haben, schieben die Schuld den politischen Einrichtungen zu, jenen Personen, die sie privilegiert nennen; nach ihnen bestände das Heilmittel einfach darin, diese Einrichtungen zu ändern und diese Privi-

legien abzuschaffen. Allein es ist das ein großer Irrtum; das wahre Heilmittel besteht in der Beobachtung jener göttlichen Gesetze, die seit dem Beginne der Schöpfung die wahre Norm für das menschliche Leben abgegeben haben, und vor allem in der Beobachtung jenes Fundamentalgesetzes, welches das Gesetz der Sonntagsheiligung genannt wird. Freilich, das Gesetz der Sonntagsheiligung allein genügt nicht, um die Arbeit zu vermindern, die Vernunft zu erleuchten, das Herz zu reinigen oder zu besänftigen. Aber es öffnet doch die Türe jedem religiösen und moralischen Einflusse, jenem Geiste der Ordnung, des Mitgefühls, der Freiheit, der Brüderlichkeit, der die Völker retten kann. Wenn aber der Sonntag nicht mehr geheiligt wird, dann ist dieses Tor geschlossen; die Sabbatsschänder sind darum verantwortlich für die jetzige Unzufriedenheit und das kommende Ungewitter.

Wie wird nun diese Sonntagsheiligung beobachtet? Der Mensch, der so begierig nach Ruhe ist, wenn sie ihm nicht gestattet wird, will sie nicht annehmen, wenn sie Gott ihm bietet; und er ist so rebellisch gegen diese Pflicht, daß er sie nicht mag, selbst wenn sie ihm in einer gewinnenden Form entgegentritt. Sehen Sie nur zu, wie in der Tat fast allgemein der Sonntag entheiligt wird. Die Christen haben aus diesem Tage, der ein Tag des Gebetes sein soll, einen Tag der Orgien gemacht. Gott, der mit so freigebiger Hand die Tage austeilt, hat für sich diesen einen Tag zurückbehalten, und der Mensch raubt ihm denselben für sein Interesse und Vergnü-

gen; der heiligste Tag der Woche ist auch der am meisten entweihte. — Heute Morgen habe ich mir nun vorgenommen, Ihnen zu zeigen, wie die Beobachtung des Sonntags nicht nur von Gott, sondern auch von der Seele gefordert wird, weil der Sonntag der dem Herrn geweihte Tag ist, und das Verharren in der Verweigerung dieser Beobachtung nicht nur ein Verharren in der Auflehnung gegen Gott ist, sondern auch ein Herabziehen der größten Unglücksfälle auf sich selbst, auf die Familie und auf die Gesellschaft.

I. M. H.! Was ist denn eigentlich der Sonntag? Sie wissen es alle: der Sonntag ist der Tag des Herrn. Ohne Zweifel gehören alle Tage Gott dem Herrn an, er hält in seiner Hand die vergangenen und zukünftigen Tage, alle sind sein, weil alle von ihm gemacht sind; er ist ihr absoluter Herr. In seiner Güte und Barmherzigkeit hat er nun sechs Tage uns gegeben; wir können sie gebrauchen im Interesse unseres Leibes; einen einzigen hat er sich vorbehalten und verlangt, daß von diesem nicht einmal alle, sondern nur einige Stunden in seinem Dienste ausschließlich verbracht werden; den Rest können wir zur Sammlung neuer Körperkräfte verwenden.

Von Anfang an hat Gott in der langen Reihe der Tage die heiligen Stunden des Gebetes und der Ruhe festgesetzt, die Stunden, die besonders sein eigen sein sollen. Diese Einrichtung reicht hinauf bis zum Anfange der Welt. Als Gott die Wasser von dem Festlande gesondert, als er das Firmament wie ein unermeßliches Gezelt ausgespannt, die Sterne wie

Blumen im Tale darin ausgesät, als er den Menschen erschaffen und in seine Hand das Szepter gelegt hatte, als die Sonne sich zum sechsten Male erhoben, da, erzählt der heilige Text, ruhte Gott am siebenten Tage und heiligte ihn. Das ist der Ursprung des Sonntages. Von diesem Augenblicke an war der Lauf der Zeiten festgestellt; und die Tage folgten sich in diesem geheimnisvollen Kreislaufe, dessen Anfang Gott gegeben hatte. Darum wandte sich auch Moses an das Volk mit dem ernsten Befehle: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!" Und mit diesen Worten deutete er schon an, daß er durchaus kein neues Gebot gebe, sondern ein altes in das Gedächtnis zurückrufe; er führte bloß dem ursprünglichen Gesetze ein geschriebenes Gesetz hinzu.

Als Jesus auf die Welt kam, bestätigte er dieses Gesetz; nur bevollmächtigte er seine Kirche, die Ruhe von dem letzten Tage auf den ersten Tag der Woche zu verlegen, um den Übergang von dem alten zum neuen Bunde kund zu tun; und dieser Akt machte diesen Tag, der dem Dienste seines himmlischen Vaters geweiht war, nur noch heiliger. Der Sonntag ist darum der Tag des Herrn; an diesem Tage vollziehen sich die großen Ereignisse der Natur und der Gnade, dieser Tag ist der Jahrestag der Wunder, daß Gott die Welt erschaffen und erlöst hat. Am Sonntage beginnt Gott mit der Erschaffung, indem er das große Wort spricht: „Fiat lux! Es werde Licht!" Am Sonntage steigt Jesus aus dem Grabe hervor, umgeben von dem Glanze seiner göttlichen Majestät. Am Sonntage kommt der heilige Geist auf die Apostel

herab, ihren Eifer entflammend und ihre Lippen öffnend, die nun in der ganzen Welt das göttliche Gesetz verkündigen sollen. „Ehre dem Sonntag!“ ruft der heilige Johannes Chrysostomus aus, „dieser Tag hat das Geschöpf mit seinem Schöpfer versöhnt; an diesem Tage hat Gott, der sich nach dem Falle des ersten Menschenvaters von der Welt zurückgezogen zu haben schien, wiederum den Besitz seiner Erbschaft angetreten und sein Reich auf alle Herzen auszudehnen begonnen.“

Wie wird nun dieser Tag des Herrn beobachtet? Aus dem Geräusche der Axt des Holzhackers, des Hammers des Schmiedes, der nicht minder sündhaften Nadel des Schneiders und Schuhmachers, erhebt sich der Ruf: „Ich will ihn nicht beobachten!“ Dieser Ruf verbreitet sich von der Stadt auf das Land, von der Ebene auf die Berge, aus der alten in die neue Welt; der Reiche lehrt ihn den Armen; der Meister wiederholt ihn dem Gesellen. Aber, m. H.! wo ist unsere Vernunft, unser Herz? Sagt uns nicht selbst die Vernunft, daß die erste unserer Pflichten die ist, Gott einen Teil jener Zeit zu weihen, die wir von seiner Hand empfingen? Sagt uns nicht selbst die Vernunft, daß es nur strenge Gerechtigkeit ist, wenn in der langen Reihe von Tagen, aus denen Gott die Zeit bildete, auch einige sind, die dem Gebete gewidmet sein müssen? Die Heiden, sogar die Heiden hatten ihre Festtage, und zwar nicht nur jene Völker, die man zivilisierte zu nennen pflegt, die Römer und die Griechen, sondern selbst die barbarischen Völkerschaften. — Aber vor allem, wo ist unser Herz? Gott gibt uns vieles und verlangt nur weniges; er gibt

uns sechs Tage für unsere zeitlichen Geschäfte, die er mit seinem Segen begleitet; während dieser sechs Tage umgibt er uns mit den liebevollsten Sorgen seiner Vorsehung; er verlangt nur einen einzigen Tag für sich. Allein, selbst wenn er dies nicht verlangt hätte, würden wir weniger tun können, als ihm diesen Tag zu schenken? Wenn wir dem Vater, dem Wohltäter Dank und Erkenntlichkeit schulden, welchen Dank, welche Erkenntlichkeit schulden wir alsdann dem höchsten Vater, dem größten Wohltäter? Ist es nicht ein Widerspruch, anerkennen, daß Gott uns erschaffen hat, daß wir von ihm abhängen, und sich weigern an einem bestimmten Tage ihm den Tribut unseres Dankes darzubringen? Und wie, da er selbst den Tag festgesetzt hat? Diesen Tag verletzen, heißt das nicht sich eines großen Vergehens schuldig machen? Sie nennen denjenigen einen Räuber, der in Ihr Besitztum eindringt, und Sie rufen ihm zu: „Habe Achtung vor dem Eigentum! Das Eigentum zerstören, heißt die menschliche Gesellschaft selbst umstürzen," und Sie haben Recht. Achtung vor dem Eigentume des Menschen, aber auch Achtung vor dem Eigentume Gottes! Oder ist das zu viel verlangt, wenn man wünscht, daß Gott gleich jedem anderen Eigentümer behandelt werde? Nun, der Sonntag ist das Eigentum Gottes, und ist das Eigentum Gottes nicht ebenso unverletzlich, wie das Eigentum des Menschen? Wenn Sie das Eigentum des Allerhöchsten achten, dann wird auch das Eigentum der Menschen geachtet werden können; aber wehe, m. H., verletzen Sie ein einziges Mal die Grenzen des gött-

lichen Eigentumes; dann gibt es keinen Halt mehr vor der Verletzung der Grenzen Ihres Eigentumes, Ihrer Häuser, Ihrer Felder; denn Gott ist der Hüter aller Rechte, und wenn er dieselben nicht mehr beschützt, dann wird man vergebens Gesetze, Regierung, Schwert zu Hilfe rufen. Achtung vor dem Eigentume des Menschen, aber vor allem Achtung vor dem Eigentume Gottes!

Der Sonntag ist aber nicht allein der Tag des Herrn, er ist auch der Tag des Menschen. Indem Gott den Menschen schuf, hat er ihm eine Seele und einen Leib gegeben und alsdann beide Wesen mit einem so innigen, so starken Bande vereint, daß, wenn die Seele nicht ruht, der Körper darunter leidet, und wenn der Körper nicht ruht, auch die Seele keine Ruhe finden kann. Da nun Gott einen Tag der Ruhe, geheiligt durch das Gebet, anordnete, hat er mit der liebevollen Fürsorge seiner Vorsehung gewollt, daß der Körper seine Ruhe habe, und diese Ruhe ward bemessen nach dem Organismus, nach den Kräften des Menschen und sie ward festgesetzt von jener Hand, die aus dem Staube unser Fleisch, unsere Knochen bildete; es ward bestimmt von jenem höchsten Künstler, daß es die Ruhe eines ganzen Tages sei und nach sechs Tagen periodisch wiederkehre. Die Ruhe der Nacht ward gegeben, um die Ermüdung des Tages auszugleichen; die Ruhe des Sonntags um die in noch größerem Maße durch die Arbeit einer Woche aufgeriebenen Kräfte zu ersetzen. Und darum begegnet der Mensch trefflich dem Gedanken Gottes, wenn er diesen Tag: Recreatio, gleich-

sam eine „neue Schöpfung" nennt. Es gefiel Gott, das Gleichgewicht unserer Existenz festzusetzen, indem er jenen Tag anordnete, an welchem wir Ruhe finden sollten.

Vielleicht wird diese Wohltat von jenen weniger geschätzt und gefühlt, die nicht ihr Brot mit dem Schweiße ihres Angesichtes zu befeuchten brauchen; aber fragen Sie nur den armen Landmann, den die Mühen einer Woche aufgerieben, fragen Sie den Arbeitsmann, der sechs Tage lang einer harten Arbeit obgelegen, und Sie werden es verstehen, daß der Sonntag auch ganz abgesehen von seiner religiösen Seite eine providentielle Anordnung ist. Wenn er nicht bestände, müßte man ihn einführen; die Wissenschaft sagt uns, wo der Sonntag nicht gehalten wird, da gibt es viele Krankheiten und noch mehr frühzeitige Todesfälle.

Aber was ist es denn, was den Menschen eigentlich zum Könige der Schöpfung macht? Seine Seele. Durch unsere Seele sind wir Gottes Ebenbild, und durch sie stehen wir nur um ein Geringes von den Engeln ab. Unsere Seele, ein Bild Gottes, erkauft durch das Blut Gottes — das ist unser Adelstitel; ohne unsere Seele stiegen wir zu den unvernünftigen Tieren hinab. Nun gut, ich frage Sie, meine Brüder, wie sollte diese mit so herrlichen Gaben ausgestattete Seele, diese so bevorzugte Seele, diese Seele, das lebendige Bild der Gottheit, der Hauch ihres Mundes, nicht einen Tag der Ruhe, der Herrschaft haben? Wie? sechs Tage wären für den Körper bestimmt, sechs Tage für die Interessen der

Erde, sechs Tage, wo man die Stirne auf diesen Schmutz gerichtet halten muß, und es soll kein Tag da sein, an dem man die Stirne gen Himmel erheben könnte durch das Gebet, durch den Unterricht, durch die Beschäftigungen der Seele? M. H.! Was würde wohl aus dem Menschen unter der Last der Begierlichkeit, der Leidenschaften, wenn die Feiertage uns nicht aus diesem Schlamme zögen, dessen Unordnung so groß ist? Bald würden Sie vergebens nach dem Menschen suchen; an seiner Stelle fänden Sie verwerfliche Neigungen, tierische Triebe, ungeordnete Verstandeskräfte, Herzen, nicht mehr imstande, von edlen und hohen Ideen sich begeistern zu lassen, mit einem Worte, eine Seele, die sich mit der Materie identifizierte. Aber Gott wollte, daß es anders sei; darum sagte er einst: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!" Und jetzt sagt er sogar in bittendem Tone: „Habe Mitleid mit deiner Seele." Habe Mitleid mit deiner Seele, die so leicht die heiligen Dinge und die ewigen Wahrheiten vergißt. Diese Wahrheiten sind für deine Seele, was das Brot für deinen Leib ist. Siehst du denn nicht, wie die Seele hinsiecht, weil sie die heiligen Lehren und ihre ewige Bestimmung vergessen hat? Habe also Mitleid mit deiner Seele, die große Bedürfnisse hat; sie bedarf vor allem des Friedens, diese von so vielen Schmerzen, von so vielen Täuschungen zerrissene Seele. Aber wo soll denn das Kind Ruhe finden, wenn nicht im Hause des Vaters? Und wo soll die Seele Ruhe finden, wenn nicht im Tempel des Herrn? Die arme Verbannte hat den Weg verloren, der in die Heimat führt, sie

hat darum einen Arm nötig, der sie wieder auf den rechten Weg bringe, und wann soll sie diesen Arm finden, wenn nicht an dem Tage des Herrn?

Indes fühlen Sie nicht das Bedürfnis eines solchen Tages, an welchem wir zurückgezogen in die Einsamkeit unseres Herzens, entfernt von dem Geräusche der Welt, nur jener Angelegenheit obliegen, die der Heiland nicht nur nützlich und wichtig, sondern sogar höchst notwendig nennt, da von ihr unser ewiges Heil abhängt? Welches sind denn die angenehmen Tage des Heiles, wenn nicht die Festtage? Wann soll denn der Kaufmann sonst sich Gottes erinnern? Wann soll er denn sich überzeugen, daß die Reichtümer der Welt doch nur Staub sind, wann soll er für den Himmel Schätze sammeln? Etwa in dem Tumulte der täglichen Geschäfte, der Rechnungen, die ihn Tag und Nacht hinter Atem halten? Wann soll der Reiche einsehen lernen, daß sein Verhalten ein törichtes ist? Etwa in den Theatern, auf den Bällen, auf den Spaziergängen, in den Kaffeesälen? Und du, armes Volk, wann solltest du denn an deine Seele denken, an deine Pflichten? Vielleicht wenn du mit Schweiß und Staub bedeckt bei deiner schweren Arbeit dich befindest? Aber sage mir nur, armes Volk, ist es nicht wahr, wenn da einer dir von Gott, von deiner Seele, von der Ewigkeit, vom Paradiese sprechen wollte, er würde von dir aufgenommen werden, wie Moses von den Hebräern, da er sie bei ihrem Sklavendienste in Ägypten aufsuchte. Die heilige Schrift erzählt, daß sie ihm antworteten: „Warum verwirrest du unsern Sinn mit deinen Worten? Wir

haben anderes zu tun als an das verheißene Land zu denken! Siehst du denn nicht den Schweiß, der von unserer Stirne fließt? die Müdigkeit, die unsern Körper niederdrückt?" So würdet auch Ihr demjenigen antworten, der Euch von Gott, vom Paradiese, von der Ewigkeit sprechen würde. Ihr würdet ihn abweisen, da er zur Unzeit kommt.

Wer sollte nicht die Notwendigkeit des Sabbates fühlen, des Tages, an welchem wir uns wieder erinnern, daß es einen Gott gibt, der unser Herr ist, dem wir also dienen müssen, daß wir eine unsterbliche Seele haben, die wir also retten müssen? Der Wanderer, der durch die Wüste zieht, fühlt, daß er seine Reise nicht zu Ende bringen würde, wenn er keinen Palmbaum findet, in dessen Schatten er sein müdes Haupt zur Ruhe legen kann, keine Quelle, an der er seinen Durst zu löschen vermag; und wir auf der Pilgerreise dieses Lebens sollten nicht das Bedürfnis fühlen, von Zeit zu Zeit ein wenig in dem Schatten des Altares auszuruhen, im Schatten des Kreuzes Jesu neue Kräfte zu sammeln? Wenn man einen steilen Berg hinansteigt, dann findet man es wohl für gut, manchmal eine Weile stille zu stehen, einen Blick auf den zurückgelegten Weg und einen auf die noch übrig bleibende Strecke zu werfen, mit dem Auge nach dem kürzesten und sichersten auf den Gipfel führenden Fußsteige zu spähen; und wir sollten es nicht für gut finden, hin und wieder auf dem Wege dieses Lebens stille zu stehen, einen Blick auf das im Laster, in der Sünde, in dem Irrtum vergangene Leben zu werfen, und zu suchen, für die

Zukunft dasselbe zu ändern? Sie halten es für nützlich, sich von Zeit zu Zeit in Ihre Wohnung zurückzuziehen, um Ihren Rechnungsabschluß zu machen, den Gewinn und Verlust festzustellen und zu vergleichen; und Sie sollten es nicht für nützlich halten, dann und wann Ihre Rechnung mit Gott dem Herrn auszugleichen, indem Sie ihm versprechen, Ihre Fehler zu bessern in den Tagen, die er Ihnen noch lassen wird? Der junge Soldat fühlt das Bedürfnis zur Kriegszeit nach der Schlacht sich in sein Zelt zu begeben, um seine Wunden zu pflegen, und wir sollten nach den Kämpfen der Welt nicht auch das Bedürfnis fühlen, uns in die Arme Gottes zu werfen, um jene Wunden zu pflegen, die das Herz verzehren?

Ja, der Sonntag ist in der Tat für den Christen der wahre Tag der Auferstehung; an diesem Tage, meine Brüder, wird er wiedergeboren im schönen Lichte der Wahrheit, die allein wert ist, unseren Verstand zu beschäftigen; an diesem Tage befestigt er sich in seinem Glauben; an diesem Tage erhebt sich die Seele frei zum Himmel empor, zu ihrem Gott und Schöpfer. Oder ergreifen nicht die Pracht der Altäre, die Sammlung, das Gebet, die Loblieder mächtig unsere Seele, und tragen sie langsam und allmählich von der Erde zu dem Himmel hinauf? Ja, m. H., es ist gleichsam jene geheimnisvolle Leiter, die Jakob im Traume sah, die ein wenig dem Evaskinde den Mut belebt, ohne welchen es sich trostlos zu Boden sinken ließe. Schon der Gedanke an Gott, der mit seiner unsichtbaren Majestät den Tempel erfüllt, diese Mauern, zu denen man allgemein mit Verehrung

aufblickt, jener Altar, vor dem ein jeder seinen Vater knieen sah, vor welchem die Stirne der Mutter sich voll Ehrfurcht niederbeugte, jene Bilder, die uns die Heiligen in ihrem Siege schildern, das süße, milde Lächeln unserer heiligen-Mutter Maria, dieses so liebe Bild unseres immer gütigen, immer liebevollen, immer gnädigen Jesus, der nur furchtbar ist den Stolzen und den Heuchlern, alles dies gibt neue Kraft der Seele und trotz unser sind wir da genötigt, an eine bessere Welt zu denken, die niemals ein Ende nimmt. Die Kürze der Zeit enschwindet unserem Blicke, wenn wir an das Erbe denken, das unserer wartet, und mit der ganzen Kraft der Seele und des Herzens trachten wir nach jener unvergänglichen Krone, die uns dort oben bereitet ist. Und wenn wir dann unsere Aufmerksamkeit von diesen hohen, edlen Ideen abwenden und an die Tage denken, die uns noch verbleiben, so werden wir sie als eine Frist betrachten, die uns gelassen ist, um ein Glück zu erwerben, das sich auf Erden niemals findet, das uns ewig beseligen soll. Mit Ergebung in Gottes heiligen Willen werden wir nun das Joch Christi tragen, mit Geduld und freudiger Hingabe die Leiden und Prüfungen auf uns nehmen, die nun einmal Gottes Strafgericht über den Menschen verhängte; heiter und glücklich werden wir so den Weg zurücklegen, der uns noch von dem Ziele trennt.

Der Sonntag ist aber nicht bloß der Tag des Herrn und der Tag des Menschen, er ist auch der Tag der Familie. Der Familie! Ein Wort so süß für die Lippen, so wohltuend für das Herz! Die Familie,

ein Vater, eine Mutter, Brüder, Schwestern, alles, was uns das Teuerste ist auf der Welt! Wollen Sie daraus ein Heiligtum der Ehrfurcht, des Gehorsams, der Liebe machen? Wollen Sie der Familie die reinsten Freuden, die zärtlichsten Empfindungen, die schönsten Gesinnungen geben? Halten Sie den Sonntag! Was gehört in der Tat dazu, um eine gute Familie zu bilden? Die beständige Übung der Pflichten, die das Familienleben begründen, und die Einigkeit jener, die die Familie bilden. Halten Sie die Festtage, dann werden Sie das eine und das andere haben; nehmen Sie die Beobachtung der Feste aus der Familie fort, dann haben Sie nichts mehr. An erster Stelle haben Sie nicht mehr den Unterricht, der die verschiedenartigen Pflichten in das Gedächtnis zurückruft; der Sonntag allein kann ihn uns verschaffen. Ihr Familienväter, ihr kommt nicht mehr zur Kirche und doch wurde euch gerade hier im Angesichte euerer Gattin, euerer Kinder, des ganzen Volkes die größte aller Würden übertragen, und im Angesichte der Kinder, der Gattin und des Volkes setzte euch Gott die Ehrenkrone des Vaters auf. Hier wird die Autorität Gottes die Sanktion euerer Autorität. Ihr wollet herrschen ohne Gott, aber noch sehet ihr die Folgen davon nicht; ihr werdet sie in der Familie sehen, wo die Auflehnung, die Unbotmäßigkeit, der Ungehorsam ihre Wohnung aufschlagen werden. Die Söhne werden gleich kleinen Revolutionären Widerstand leisten gegen das, was sie die väterliche Tyrannei zu nennen den Mut haben. Ihr wollet fertig werden ohne Gott, und wenn die Familie einmal Er-

schütterungen erlebt, dann seid ihr nicht mehr Herr in euerem Hause, das Szepter ist euch aus den Händen gefallen, und ihr, euerer Würde entkleidet, seid bis in die Ecke des Herdes zurückgedrängt, wenn ihr nicht gar als Bettler auf das Straßenpflaster geworfen werdet! Ihr Familienväter, die ihr euere Frauen nicht mehr zur Messe geleitet, ihr zwingt diese Ärmsten, ihren Traditionen untreu zu werden. Aber wird sich vielleicht diese Frau außerhalb des Gotteshauses, außerhalb der Kirchenmauern daran erinnern, daß sie ein Engel der Keuschheit, ein Engel der Geduld, der Treue, des Opfers sein muß? Diese Dinge vergessen sich nur zu leicht, und was für ein Nutzen wird daraus für euer Haus entstehen, wenn euere Frauen, die Mütter euerer Kinder, jenes nicht mehr sind? — Ihr Familienväter, die ihr euere Kinder nicht mehr zur Kirche bringet, ihr saget: „Meine Kinder lieben mich, sie gehorchen mir und wenn sie mir nicht mehr gehorchen sollten, werde ich mir schon Achtung zu verschaffen wissen." Euere Kinder lieben euch, sie gehorchen euch? Ja, sie gehorchen euch so lange als sie dadurch nicht mit heftigen Leidenschaften in Konflikt geraten. Aber an dem Tage, wo dieser furchtbare Kampf losbricht, werdet ihr da auf den Gehorsam euerer Kinder zählen können? „Allein, ich werde mir schon Achtung erzwingen." Dieses Wort ist kein ernstes, sondern ein törichtes Wort. Die Furcht dauert in der Familie nur eine kurze Zeit und dann ist die Reaktion um so schrecklicher. Jene Familienväter, die des göttlichen Beistandes beraubt sind, aus deren Hand das Szepter

gesunken ist, wollen aus der Familie, die doch ein Heiligtum der Liebe und des Friedens sein soll, ein Gefängnis machen. Aber bald werden sich dessen Tore öffnen, die Ketten werden brechen, es kommt das Alter und welches ist dann das Ende jener häuslichen Dramen? Der achtzehnjährige Jüngling, in dessen Brust unbändige Leidenschaften gähren, macht seinen Vater erzittern, es ist als habe sich in seinem Innern eine teuflische Stimme erhoben, die ihm zuflüstert: „Lebe und freue dich! Mache es deinem Vater, wie er es Gott gemacht hat; verachte ihn, jage ihn fort, wie er Gott verachtet und aus dem Hause gejagt hat!" — Ja, ihr Väter, fallet auf die Kniee nieder vor Gott dem Herrn; achtet ihn, wenn ihr geachtet sein wollet! Dies ist nun einmal das Gesetz: Gehorchet selbst, wenn ihr wollet, daß man euch gehorche. Kommt nicht in der Tat das Gebot, das uns verpflichtet, Vater und Mutter zu ehren der Reihe nach hinter dem Gebote, das uns die Sabbatsfeier einschärft? Und wenn Vater und Mutter dieses Gebot nicht mehr halten, mit welchem Mute können sie alsdann zu ihren Kindern sagen: Gehorchet mir? — Eines Tages war ein Knabe, der gerade seine erste heilige Kommunion gefeiert hatte, im Begriffe, mit dem Gebetbuche in der Hand zur Kirche zu gehen, da begegnet ihm sein Vater und fragt ihn: „Wo gehst du hin?" „In die Messe," antwortet der Kleine. „Ach was, Messe!" rief der ungläubige Vater, „die Messe ist für deine Mutter und für deine Schwestern; du gehst mit mir zur Arbeit." Der Knabe heftete sein Auge zu Boden und als er

es wieder erhob, glänzte eine Träne in demselben. O, die Träne im Kindesauge ist so schön! „Aber Vater," sagte er mit aller Ruhe, „ist denn das Gebot der Sonntagsheiligung nur für meine Mutter und meine Schwestern gegeben worden?" „Dummheit, Dummheit," war die Antwort des Vaters. „Ah, dann ist also auch Dummheit das andere Gebot, welches befiehlt: „Ehre Vater und Mutter!" Das Wort des Kindes machte Eindruck auf den Vater, seine Beweiskraft traf ihn wie ein Schlag aus heiterem Himmel; er widersetzte sich nicht mehr dem Kirchenbesuche des Kleinen und am darauffolgenden Sonntage sah man ihn mit seinem Sohne zur Kirche gehen. — Machet ihr es auch so, führet auch ihr euere Kinder in die Kirche, ihr Väter und Mütter; lasset uns Priester ihnen im Namen und Auftrage Gottes ins Gedächtnis zurückrufen, was sie Gott und was sie ihren Eltern schuldig sind; lasset uns den braven Kindern die Verheißungen Gottes für dieses Leben, den bösen Gottes Strafen in dem ewigen Leben in Erinnerung bringen; dann wird die väterliche Autorität sich befestigen, dann wird man keine trostlosen Väter und Mütter sehen, die von ihren Kindern verlassen wurden, nein, ihre Liebe wird den Eltern folgen bis zum letzten Atemzuge, ja, bis über das Grab hinaus!

Indes, außer der Befestigung der Autorität hat der Sonntag auch noch den Vorteil, daß er die Bande stärker schließt, welche die Familie vereinen. Sehen Sie nur, wie der ganze übrige Teil der Woche die Familie zerreißt. Der Vater erhebt sich

frühzeitig von seinem Lager und geht an seine Arbeit; die Frau bleibt im Hause; die Kinder gehen in die Schule oder an ihr Geschäft; das Mittagessen wird gar oft getrennt eingenommen; man sieht sich erst am Abend wieder, aber Abends läßt die Ermüdung von der Tagesarbeit ein jedes andere Gefühl verstummen, nur das Bedürfnis nach Ruhe macht sich geltend. So wird dann die Familie, in der der Sonntag nicht gefeiert wird, eine Art Wirtshaus, wo man trinkt, ißt, schläft, nur wenig sich kennt und noch weniger sich liebt. Wo aber die Festtage gehalten werden, ist das alles ganz anders. An diesem Tage fühlt sich der Mensch in der Familie, bei seinem alten Vater, bei seiner greisen Mutter, bei der Gattin, bei den Kindern, ja besonders bei seinen Kindern; an diesem Tage fühlt er sich viel mehr als Vater, wie an den andern Tagen; er fühlt, dieser Tag ist der Festtag seines Herzens, sowie er der Festtag Gottes ist. Die Mutter entfernt von der Stirne des Kindes die Spuren der Woche, zieht ihm die Sonntagskleider an, geht mit ihrem Manne und den Kindern in die Kirche und auf den Spaziergang; sie freut sich dieser teueren Wesen, die sie in der Woche kaum zu Gesicht bekommt. Und vor allem die Kinder; am Sonntage eilen sie in das Gotteshaus, das so ganz besonders das Haus des Volkes ist. Die Reichen haben ihren Palast, sie können sich mit einer bescheidenen Kapelle begnügen; das Volk aber, das Kind des Volkes bedarf großer Tempel, großer Feste, wie sie allein unsere Religion geben kann. Hier vereinigen alle Künste ihren Zauber zu einer erhabenen

Feier. Hierhin kommt darum das Volk und labt sich an der Schönheit des Gottesdienstes! Hier atmen die Kinder den Duft des Weihrauchs und der Blumen ein; hier hören sie jene geheimnisvollen lateinischen Laute, die sie nicht verstehen, die aber so vieles ihrem kleinen Herzen sagen! Gleichsam getragen von dem Glauben, von der Hoffnung, von der Liebe sehen Sie sie hineilen aus dem Hause an den Altar, von dem Altar nach Hause und bringen der Mutter den Friedenskuß Gottes, wie sie Gott den Kuß ihrer Mutter gebracht haben! O wie süß, wie schön ist der christliche Festtag! Diese Feste haben niemals der Unschuld ein Opfer, der Armut eine Verdemütigung, der Eigenliebe eine Qual gekostet; sie haben nie das Brot der Familie aufgezehrt und ihre Folge ist ohne Gewissensbisse!

Der Sonntag ist aber nicht bloß der Tag des Herrn, der Tag des Menschen, der Tag der Familie; er ist auch ein Tag der menschlichen Gesellschaft. Wessen bedarf denn eigentlich die Gesellschaft? Dreier Dinge, ohne sie wird die Gesellschaft unmöglich, und diese drei Dinge sind: Die Ehrfurcht, der Gehorsam und die Liebe. Nun gut, diese drei Dinge gibt ihr der Sonntag. An erster Stelle benötigt die menschliche Gesellschaft der Ehrfurcht, denn würden Sie wohl eine Gesellschaft ohne Ehrfurcht sich denken können? Der Sonntag ist aber die wahre Schule der Ehrfurcht, denn derjenige, der wahrhaft Gott ehrt, wird auch seine Brüder ehren. Wer aber Gott nicht ehrt, wie soll der die Menschen ehren? Darum,

wenn das Volk von der Kirche fern bleibt, sich über die Sonntagsfeier hinwegsetzt, dann verachtet es alles, was es geliebt, geglaubt und verehrt hat; die Verachtung macht es gerade wie der Neid, der die erhabensten Dinge sich zum Ziele nimmt. Und hieraus entspringt alsdann die größte Gefahr für die Gesellschaft, auch inmitten der bewaffneten Macht, denn die Verachtung ist mächtiger als das Herz, stärker als die Soldaten; sie hat es nicht auf den Körper abgesehen, sondern auf die Seelen. — An zweiter Stelle kommt der Gehorsam. Kann man sich eine Gesellschaft vorstellen ohne Gehorsam gegen die gesetzmäßige Obrigkeit? Der Sonntag ist die große Schule des Gehorsams, denn der Sonntag versammelt das Volk in der Kirche, damit es sich vor dem Könige der Könige niederwerfe. Wenn aber das Volk nicht mehr zur Kirche geht, wenn es den Sabbat schändet, dann wird das Volk, das immer logisch ist, sagen: „Wozu sollen wir den Menschen gehorchen, wenn man nicht mehr Gott zu gehorchen braucht?“ Denn das darf man doch nie vergessen, daß, wenn einmal die Autorität Gottes über Bord geworfen ist, die Autorität des Menschen gar nichts mehr gilt, sie stürzt von selbst zu Boden. — Endlich bedarf die Gesellschaft der Liebe. Wie soll man auf Erden leben können ohne die Liebe? Nun, der Sonntag ist auch die große Schule der Liebe, nicht nur deshalb, weil er die Menschen, die sich sonst in der Woche nicht sehen, in demselben Hause vereint, sondern weil er die Menschen in die Kirche führt und die Kirche alles zur Einheit bringt. In dem Gotteshause eint sich alles, draußen trennt sich

alles! Dasselbe Gebet, dieselbe Kommunion, dasselbe Opfer, dieselben Sakramente; außerhalb der Kirche aber gibt es nichts, was uns vereinigt, sondern alles strebt dahin, uns auseinander zu reißen: der Reichtum, die Armut, das Unglück, das Mißgeschick, alles hält uns auseinander, und so gehen wir alle ein jeder seinen Weg und wenn wir aufeinander stoßen, so finden wir uns der eine gegen den andern gewaffnet. Was sehen wir denn außerhalb des Gotteshauses? Auf der einen Seite den Egoismus, der ganze Nationen untergehen läßt, um sein Vermögen zu vergrößern; auf der anderen Seite die Eifersucht, die selbst vor dem Brudermorde nicht zurückschreckt, um ihre Zwecke zu erreichen. Überall sehen wir bitteren Haß, der nur auf den rechten Augenblick wartet, um loszubrechen und die ganze Gesellschaft in Gefahr zu bringen. Und dann, wenn einmal der Schrei der Auflehnung inmitten dieses Volkes sich erhebt, das keine Kirche mehr hat, keine heilige Messe, keinen Christus, keinen Gott, dann werden Sie das Volk herausströmen sehen aus seinen Werkstätten, aus seinen Fabriken; es verläßt seine Arbeit, es schüttelt den Staub ab, der seine Kleider bedeckt, es läuft und rennt hin und her, ohne zu wissen, wohin; wir hören den heiseren Schrei aus seiner Mitte: „Nieder mit diesen Menschen!" „Nieder mit dieser Institution!" „Nieder mit dem Kapital!" „Tod und Ende der Religion!" Und die menschliche Gesellschaft, die in der Verachtung der Sonntagsfeier die Verachtung der Autorität gefunden und mit der Verachtung der Autorität den Haß, die Rebellion ge-

lernt hat, steht dann infolge dessen vor dem sozialen Kriege.

II. M. H.! Welchen Ersatz geben denn jene Menschen dem Volke für die Festtage, die sie ihm rauben wollen? Fragen Sie nur das arme, jeglichen Gutes für Leib und Seele beraubte Volk, es wird Ihnen antworten. Sie versprechen ihm materielles Wohlbefinden, aber geben sie es ihm auch? Ohne Zweifel ist das materielle Wohlbefinden ein Gut, es ist das letzte Element der menschlichen Zivilisation. Da man heutzutage so sehr danach trachtet, so will ich Ihnen sagen, daß materielles Wohlsein viel besser und sicherer erworben wird durch die Religion mit dem Gesetze der Sonntagsheiligung. Aber ist das nicht ein Paradoxon, ein Widerspruch? Sehen wir zu, ob es dies ist. Was verstehen Sie unter dem materiellen Wohlbefinden des Volkes? Wollen Sie die Ermüdung des Körpers vermindern? Die Kultur des Geistes vermehren? Gut, die Religion mit ihrem Gesetze der Sonntagsheiligung nimmt einen ganzen Tag der Arbeit und befiehlt die Ruhe, die den Körper stärkt und den Geist erfrischt. — Oder was verstehen Sie sonst unter materiellem Wohlsein? Eine Erhöhung des Lohnes? Eine Vermehrung der Produkte? Gut, die Religion gibt Ihnen das eine wie das andere durch ihr weises Gesetz. Zunächst erhöht sich der Lohn, denn Sie müssen wohl wissen, daß die Arbeit ein Wert ist, und wie jeder Wert dadurch sinkt, daß man ihn leicht abgibt, so wird auch der Wert der Arbeit dadurch, daß man sie vermindert,

im Preise steigen, und so wird durch die Macht der Dinge der Arbeiter in sechs Tagen leicht das gewinnen, was er in sieben Tagen zum Leben gebraucht. Zur selben Zeit werden aber auch die Produkte vermehrt; denn ein Körper, der eine Zeitlang ausgeruht hat, bringt viel mehr zu stande als einer, der von der beständigen Arbeit aufgerieben ist. — Oder was verstehen Sie unter materiellem Wohlsein? Man schreibt in allen Zeitungen: Wir wollen die Entwickelung und den Fortschritt des Kapitals, denn dieser wird dem Volke zu gute kommen. Aber, m. H., damit das Kapital sich entwickele und fortschreite, dazu genügt nicht die Arbeit, dazu gehört vor allem die Entwickelung des Verstandes, und die Religion gibt mit ihrem Gesetze der Sabbatfeier dem Volke einen ganzen Tag, um seinen Geist zu kultivieren. — Wollen Sie vielleicht die Freiheit erweitern, die Dienstbarkeit einschränken? Nun gut, die Religion verschafft Ihnen auch dieses, denn sie verordnet einen Tag der Ruhe für den Sklavendienst des armen Volkes; sie nimmt an diesem Tage dem Volke das Joch des Menschen ab und läßt ihm nur das Joch Gottes. Sklave in den Wochentagen, ist der Mensch an diesem Tage seinem Herrn gleich, mit dem er sich begegnet in derselben Anbetung vor demselben Altare unter dem Auge des Allerhöchsten. — Was wollen Sie endlich mit dem materiellen Wohlbefinden sagen? Wollen Sie das Volk dem Egoismus, der Begierlichkeit entziehen? Nun wohl, die Religion tritt neben den Arbeiter hin, legt ihre Hand auf seine mit Staub bedeckte Stirne und spricht zum Reichen: „Dieser

Arbeiter ist keine Maschine zur Bereicherung der Menschen erfunden, kein bloßes Werkzeug der Produktion; dieser Mann ist ein Geschöpf Gottes, erschaffen, um Gott zu verherrlichen, er ist dein Bruder, wie du erlöst durch das Blut des Gottessohnes. Wenn du diesem armen Arbeiter etwas auferlegst, wodurch er die Gesetze Gottes übertritt, so vergiß nicht, daß Gott einen Blitzstrahl hat für die Verhöhnung seiner Gesetze ebenso gut, wie für die Verhöhnung seiner Kinder." Ja, die Religion gibt mit ihrem Gesetze der Sonntagsheiligung alles, was nötig ist, um das Wohlbefinden des Volkes sicher zu stellen, während jene, merke dir das, armes Volk, jene, die sich so gerne Volksfreunde nennen, das Volk zur Übertretung der göttlichen Gesetze verleiten wollen, und wenn sie ihm alsdann alle Tugend, alle wahre Freude, ja selbst das Seelenheil genommen haben, versprechen sie ihm ein materielles Wohlsein, das sie ihm nicht geben, das sich vielmehr in eine immerwährende Sklaverei verwandelt, in eine Verminderung des Lohnwertes, und werfen es schließlich als Beute dem Egoismus in die Arme, der sich mästet von seinem Blute.

„Aber das ist eine Lüge," so sagt mir einer, „das, was wir verlangen, ist die Freiheit des Volkes, die Freiheit des Arbeiters." Welche Ironie! Die Freiheit nicht auszuruhen! Ja, die Freiheit zwischen Sklaverei und Elend, die Freiheit für den Reichen, den Armen zwischen die Apostasie von seiner Pflicht und die Unmöglichkeit des Lebens zu stellen. —

„Indes," versichert man, „der Arbeiter braucht ja nicht zu arbeiten, wenn er nicht will; er ist vollständig frei." Ja wohl, frei Hungers zu sterben! Sie verpflichten freilich niemanden; aber Sie sagen zu dem Arbeiter: „Du arbeitest auch des Sonntags, oder du verlierst deine Stelle." Was bleibt da dem armen Arbeiter übrig, als sich in die harte Notwendigkeit zu ergeben? Und da wagt man noch zu sagen, der Arbeiter sei frei! Welch bittere Ironie! — „Aber wir bezahlen ihn doch!" Hier handelt es sich um Dinge, die sich nicht kaufen lassen. Sie bezahlen ihn! Es dürfte doch die höchste Zeit sein, mit dieser Oberherrschaft des Geldes aufzuräumen. Und wenn Sie alles Gold der Welt im Besitze hätten, so besäßen Sie doch nicht genug, um die Seele auch nur eines Arbeiters zu bezahlen. — Man spricht von Größe, von Menschenwürde und sagt, daß dieselbe in der Ehre und dem Gewissen bestehe und behauptet dann, wenn der Mensch weder die eine noch die andere habe, so sei er kein Mensch mehr, sondern ein feiles Geschöpf, eine Maschine. Nun gut, heute kaufen Sie sein Gewissen gegen Gott, morgen wird man sein Gewissen gegen Sie erkaufen. Das Schwert, das heute Sie verteidigt, wird sich morgen gegen Ihre Brust richten. So hätten wir ein Volk von erkauften Söldnern, aber die Schuld liegt nicht an der Masse des Volkes, denn es gibt noch einen Feileren als der, welcher das Gewissen verkauft, und das ist der, welcher es kauft. — Man wendet ein: „Es liegt eine Notwendigkeit vor, die Not der Industrie." Ich gebe zu, daß eine Notwendigkeit vorliegen kann,

allein das ist eine Ausnahme. Was aber die Not der Industrie anbelangt, so ist das eine alte Ausrede. Wie kann man nur den Mut haben, von der Industrie zu reden, wo es sich um die Menschheit handelt! Die Industrie ist doch für den Menschen da und nicht der Mensch für die Industrie. Es ist gewiß eine schöne Sache um die Industrie, sie hilft dem Volke, gibt dem Armen Arbeit, sie darf aber den armen Arbeiter nicht zwingen, die Festtage zu entheiligen.

Wenn Sie nur wüßten, was es dem Volke kostet, an den Festtagen zu arbeiten! Sie müßten es sprechen an dem Ende eines jeden Tages. Es ist verstört, es betrachtet sich als ausgestoßen und darum nährt es schreckliche Träume. Aber wer ist davon die Ursache? Wer wird für dieses Übelbefinden der Gesellschaft Verantwortung ablegen müssen? Wer wird für die Stürme, die sich vorbereiten, aufkommen müssen? Bedenken Sie es wohl und ändern Sie Ihr Benehmen, denn vielleicht ist es noch Zeit dazu!

Ich könnte hiermit schließen. Allein ich möchte noch gerne ein Wort zu dem Arbeiter sagen, denn es gibt auch Arbeiter, die den Sonntag entheiligen, ohne dazu gezwungen zu sein. Darum, armer Arbeiter, weshalb ruhst du nicht aus am Sonntage? „Mein Vater, es ist Geschäft, der Gebrauch will es so.“ Aber sage mir, steht der Gebrauch höher als das Gesetz Gottes? „Ja, wenn ich am Sonntag nicht arbeite, verliere ich die Kundschaft.“ Aber fürchtest

du mehr die Kundschaft als Gott? Und dann glaube es mir nur, armer Arbeiter, du wirst die Kundschaft nicht verlieren; denn man weiß, daß der Glaube die beste Garantie der Ehrlichkeit ist; und wenn jemand sich ein wenig auf das Geschäft versteht, so weiß er auch, daß derjenige, der Gott nicht hintergeht, auch seine Brüder nicht hintergehen wird; und so wird er nicht zaudern, diesen jenen vorzuziehen, die keine Religion und kein anderes Motiv für ihre Ehrlichkeit haben als ihren guten Ruf oder die Furcht vor der Polizei. Du wirst wohl Familien gesehen haben, die durch Laster und Zügellosigkeit an den Bettelstab gekommen sind, aber hast du je eine Familie gesehen, die sich ruinierte, weil in ihr des Sonntags nicht gearbeitet wurde? — „Man muß auch am Sonntag leben!" Darum braucht man aber gerade nicht des Sonntags zu arbeiten, denn der Körper bedarf der Ruhe und die Wissenschaft zeigt, daß es dort mehr Krankheiten und frühzeitige Todesfälle gibt, wo man den Sonntag entheiligt, als da, wo man ihn hält. — „Aber man will auch am Sonntage essen." Du hast noch nicht alles gesagt, man will auch am Sonntage trinken und das ist viel kostspieliger. Indes sind wir nicht bloß auf dieser Welt um zu essen, wir haben auch eine Seele, an die wir denken müssen. — „Aber wenn ich nicht arbeite, so wird mir die Religion kein Brot verschaffen, um meine Gattin und meine Kinder zu ernähren." Mein Sohn, nicht die Religion zehrt das Brot deiner Gattin und Kinder auf; das tun andere Dinge, die du gut kennst. Stirbt vielleicht die Familie jenes Arbeiters, der den

Sonntag heiligt, Hungers? Es ist eine bekannte, durch die Erfahrung bewiesene Tatsache, daß diejenigen, die diesen Tag heiligen, in der Regel in besseren Verhältnissen leben, als die anderen. — „Aber, wenn ich alsdann arbeite, kann ich mir etwas auf die Seite legen." Allein, mein Bruder, es handelt sich um Gott den Herrn; du spielst ein gewagtes Spiel; ein ungeratener Sohn, eine Krankheit, Verlust der Arbeit können dir gar leicht alles das und noch mehr aufzehren, was du gegen dein Gewissen erspart hast. Und selbst wenn Gott dich davor bewahren würde, morgen vielleicht schon liegt ein Mann auf dem Todesbette und dieser Mann bist du. Was nützt dir alsdann deine sündhafte Ersparnis? Sie wird deinen Todeskampf nur noch schrecklicher machen. Darum, armer Sohn des Volkes, solltest du dich von Jesu Christo entfernt haben, so kehre wieder zu ihm zurück! Er kennt besser deine Bedürfnisse, als du, denn er ist arm gewesen, wie du, er ist ja die Stütze der Leidenden, der Mühseligen und Beladenen; kehre wieder zum Kreuze, kehre zu Jesus zurück! Gehe zu ihm hin, er hat niemals das Volk hintergangen. Eines Tages befand sich ein braver Arbeiter in der Gesellschaft seiner Genossen, man sprach von den Freunden des Volkes; da sagte er: „Ich kenne den wahren Freund des Volkes; und ich trage ihn immer bei mir," fügte er hinzu, auf seine Brust deutend. Alle glaubten, er habe das Bild irgend eines berühmten Mannes bei sich, während er das Bildnis Jesu Christi hervorzog. „Das ist derjenige, der immer das Volk geliebt hat, der es niemals verriet."

— Ja, mein Bruder, Jesus hat noch niemals jemanden verraten; und du besonders, Armer, vertraue auf ihn; er will dir wohl, und nachdem er dir in diesem Leben geholfen, wird er dir in dem anderen den ewigen Lohn geben.

XIII.

Die Freiheit

M. H.! Es gibt ein Wort, das zu allen Zeiten einen wahren Zauber auf die Menschheit ausgeübt zu haben scheint, ein Wort, welches die Losung unserer Tage geworden, ein Wort, das allein hinreicht, die Prinzipien der moralischen und sozialen Ordnung umzustürzen, es ist das Wort „Freiheit." Dieses Wort umfaßt die Geschichte der griechischen Republiken, es war der erste Ruf der römischen Republik, und auch heute ist das Band, das alle Revolutionen umschlingt, der Ruf: „Es lebe die Freiheit!" Doch sonderbar, m. H.! Anstatt, daß die Republiken Griechenlands, die Republik Roms, unsere moderne Gesellschaft uns das schöne, anmutige Schauspiel der Freiheit vorführen, zeigen sie öfters nur das traurige, entmutigende Schauspiel der Ungebundenheit und der Tyrannei. Woher dieser merkwürdige Widerspruch zwischen den Taten und den Worten? Dieser Widerspruch kommt daher, daß die wahre Freiheit hienieden eine hehre Unbekannte ist. Jene, die ihr Altäre gebaut haben, könnten ebenso gut darüber jene Aufschrift setzen, die sich im Areopag zu Athen fand: Deo ignoto! Diese edle Tochter des

Himmels hat dasselbe Schicksal erleiden müssen, wie Gott selbst: fremd, verkannt, geschmäht mußte sie sich darin ergeben, fast immer ein undurchdringliches Geheimnis zu bleiben. Woher aber dieses Geheimnis? An erster Stelle von der Glut, die dieses Wort in unserer Seele erzeugt Es liegt etwas Berückendes darin; der Mensch wird trunken, wenn ich mich so ausdrücken darf, von dem bloßen Dufte, den er einatmet. das Auge wird unstät und wirr beim bloßen Anblick und der Mensch ist nicht mehr seiner selbst Herr, um ihr mit Kälte entgegenzutreten; er bedeckt sie mit allen Dünsten, die aus seinem Herzen aufsteigen, und verdirbt sie so; die Menschen müßten sie mit mehr Ruhe betrachten, sie müßten sich in ihrer Gegenwart mehr beherrschen. An zweiter Stelle kommt es von der Unkenntnis des Guten her, die allgemein herrscht, denn nur die Hinneigung zum Guten ist Freiheit, die Hinneigung zum Bösen aber Knechtschaft. Jesus Christus sagte: „Der, welcher Böses tut, ist der Sklave des Bösen."

Ich möchte nun am heutigen Morgen etwas sagen, was die wahre Freiheit kenntlich macht, und ich möchte es in einer Weise tun, die auch von den Kindern des Volkes verstanden werden könnte. Ich werde die Freiheiten prüfen, denen man heute zujauchzt, die Freiheit des Denkens, die Freiheit des Gewissens, die Freiheit des Kultus, die Freiheit der Rede, die Freiheit des Handelns. Sie sehen es, das Feld ist ein weites, ein sehr weites, aber ich werde nur so viel sagen als notwendig ist, um den einen ihre Täuschungen zu nehmen, die anderen vorsichtig zu

machen. Wollen Sie mich gütigst anhören, denn der Gegenstand ist wichtig, aber auch sehr delikat.

I. M. H.! Was ist denn eigentlich die Freiheit? Man glaubt im allgemeinen, das Wesen der Freiheit bestehe in dem Vermögen zwischen Gut und Bös zu wählen. Wenn Sie selbst einen unterrichteten Mann nach der Definition der Freiheit fragten, so wird er ihnen zunächst dieses sagen und er wird einiges Nachdenken und eine kleine Kraftanstrengung notwendig haben, um diejenigen zu begreifen, die ein mehreres sagten. Man verzeiht gerne die kleine Ungenauigkeit obiger Definition, wenn man bedenkt, daß der Mensch heutigen Tages seine Freiheit in der Regel nur dazu gebraucht, um zwischen dem Guten und dem Bösen zu wählen. Indes darf der Mißbrauch, den man damit treibt, nicht veranlassen, in die Definition ein Element einzuschieben, das darin nicht notwendig ist. Das Wesen der Freiheit besteht nicht in der Wahl zwischen Gut und Bös; Theologie und Philosophie lehren, daß dies nicht die richtige Definition ist; ich will hier nicht ihre allzu feinen Gründe anführen, sondern nur diejenigen, die allgemein verständlich sind.

Gott ist frei; wer könnte daran zweifeln? Die Freiheit ist ja eine Vollkommenheit und in Gott finden sich alle Vollkommenheiten im höchsten Grade. Daher kommt es auch, daß Gott in keiner Weise das Böse wählen, sich zum Bösen bestimmen kann; er muß sich vielmehr zum Guten bestimmen; und darum muß auch die Freiheit in etwas anderem bestehen, als in der Wahl zwischen Gut und Bös. — Der

zweite Grund ist dieser: Jesus Christus war frei, sonst hätten seine Leiden, sein Blut, sein Tod keinen Wert. Aber bei Jesus Christus war das Böse nicht möglich, denn er war die Heiligkeit selbst; und darum kann die Möglichkeit des Bösen nicht zum Wesen der Freiheit gehören.

Was ist also die Freiheit? Sie ist das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, mit anderen Worten das Vermögen zu wählen. Diese Definition ist den Theologen und Philosophen gemeinsam. Der heilige Thomas sagt: „Die Freiheit besteht in dem Vermögen unter den Mitteln zu wählen, die zum Ziele führen." Jules Simon sagt: „Die Freiheit ist das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln; Gott konnte die Welt schaffen oder nicht schaffen. Jesus Christus konnte die Welt erlösen, wie er sie erlöst hat, oder er konnte sie auf andere Weise erlösen." Aber, da Gott, da Jesus Christus nicht nur die Freiheit, sondern die Fülle der Freiheit besitzt, da er eine vollkommene Freiheit hat, und diese die Möglichkeit des Bösen ausschließt, so folgt, daß die Möglichkeit, Böses zu tun, nicht nur nicht zum Wesen der Freiheit gehört, sondern sogar eine Unvollkommenheit, eine Schwäche ist. Und darum muß die Freiheit, wenn sie nicht schwach und unvollständig sein soll, wenn sie sich in ihrer ganzen Kraft erhalten will, stets und immer auf das wahre Gute gerichtet sein und sie muß dorthin wieder zurückgeführt werden, wenn sie sich von da entfernt haben sollte. Daher bedarf die Freiheit eines Gesetzes, welches sie erleuchtet und regelt. Jules Simon hat diese Wahr-

heit in folgender Form ausgesprochen: „Eben darum, weil ich mich frei fühle, fühle ich mich zu guten Handlungen verpflichtet. Die Freiheit sich selbst überlassen macht den nicht groß, der sie besitzt, sondern sie erniedrigt, sie degradiert ihn. Die Freiheit sich selbst überlassen, degradiert sich, hingegen von einem unveränderlichen Gesetze beherrscht, wird sie zum Werkzeug unserer Größe.“ Man hätte es nicht besser sagen können.

Beachten Sie jetzt diese andere Folgerung: Wenn die wahre Freiheit von einer Regel abhängig sein muß, so folgt daraus, daß wahre Freiheit und absolute Unabhängigkeit nicht dasselbe ist. Wer wahre Freiheit sagt, sagt eine Kraft, die sich gemäß den Gesetzen entwickelt; wer absolute Unabhängigkeit sagt, sagt Freiheit, die sich entwickelt unabhängig von dem Gesetze, das sie regeln sollte. Darum können absolute Unabhängigkeit und wahre Freiheit keine Synonyme sein und sie sind es auch nicht.

Aber, werden Sie vielleicht sagen, beschränken diese Regeln nicht etwas die Freiheit? Nein, sie erheben, sie stärken sie bloß. Man kann sie mit dem Flusse vergleichen, auf dessen Ufer sich Dämme erheben, um die Gewässer zu verhindern, die angrenzenden Felder zu überschwemmen. Werden Sie wohl sagen, dies sei ein Mittel, den Lauf des Flusses zu hemmen? Nein, es ist vielmehr ein Mittel, seinen Lauf majestätischer zu gestalten. Und so heißt auch Regeln der Freiheit geben nicht sie verletzen, sondern sie vor dem Verfalle bewahren. Jener stolze Republikaner Cicero sagte: „Wir werden keine Freiheit

haben können, wenn wir uns nicht zu Sklaven des Gesetzes machen." Und Plato, Aristoteles, die großen Geister Griechenlands, betrachten die Demagogen als Feinde der wahren Freiheit. Ein Mitglied der äußersten Linken der Generalstaaten verglich Frankreich, das frei sein wollte ohne Gesetze, mit einem Menschen, bei dem ein jedes Glied eine eigene Vernunft habe; bei dem ein Fuß still stehen will, während der andere geht; bei dem der Mund sich schließt, während der Magen nach Nahrung verlangt; bei dem die Lippen singen, während die Augen vom Schlafe beschwert sind. Diese Worte der fortgeschrittensten Männer beweisen nur, daß die glühendsten Verehrer der Freiheit anerkennen, daß es keine Freiheit geben kann ohne Regel, ohne Gesetze.

Indes, wo sollen wir diese Regel, diese Gesetze finden? Das ist eben die delikate und schwierige Frage; aber zwei Bemerkungen werden hinreichen, um die Frage zu lösen: Nur die Wahrheit kann über die menschliche Vernunft herrschen, denn die Vernunft ist für die Wahrheit geschaffen. Nun muß aber die menschliche Handlung, wenn sie frei sein soll, vernünftig sein; darum ist es die Wahrheit, welche die Vernunft regelt, und die Vernunft regelt alsdann die Bestimmung des Willens und lenkt die Freiheit von Anfang an; somit ist die Wahrheit die Regel der Freiheit. Gewiß kann die Freiheit diese Regel überschreiten und sich von ihr entfernen, das unterliegt keinem Zweifel; aber aus dem oben Gesagten folgt, daß, wenn diese Regel nicht vorhanden ist, die Freiheit herabsinkt, wenn sie aber an diese Regel sich hält,

sie aufrecht steht und in ihrer Kraft bleibt. So ist es also die Wahrheit, die die Freiheit schafft; sie zieht ihr eine Grenze, dies ist wahr, aber eine Grenze, die eine Lebensbedingung ist; sie befiehlt, es ist wahr, aber sowie die Sonne der Fruchtbarkeit der Felder befiehlt; sie legt Ketten an, es ist wahr, aber Ketten des Lichtes. Woher kommt es denn, daß die Freiheit in den Engeln so vollkommen ist? Von der Fülle des Lichtes, das sie besitzen, eines reinen Lichtes, eines lebendigen Lichtes, das jede Möglichkeit des Irrtums ausschließt. Und woher kommt es, daß unsere Freiheit hienieden unvergleichlich geringer ist? Daher, daß das Licht uns nur in dem Maße zuerteilt wurde, wie es unserem Leben der Prüfung angemessen ist, daß wir durch unsere Schwäche dem Irrtume, der Lüge ausgesetzt sind, zwei großen Feinden der Freiheit! Es dünkt mir, daß ich nunmehr genugsam dargelegt habe, daß die Freiheit einer Regel benötigt, daß man sie nicht mit absoluter Unabhängigkeit verwechseln darf, und daß die Regel für die Freiheit die Wahrheit sein muß.

Dies vorausgesetzt, was sollen wir nun zu den Freiheiten sagen, die man tagtäglich ausruft, der Freiheit des Gedankens, der Freiheit des Gewissens, der Freiheit des Kultus, der Freiheit der Rede, der Freiheit des Handelns? Was sollen wir zunächst von der Freiheit des Gedankens sagen? Ich bin frei zu denken, wie es mir beliebt! Ohne Zweifel, m. H., ist von allen Rechten des Menschen das heiligste, das kostbarste, das unverletzlichste, das Recht der Freiheit seiner Gedanken. Man kann meine

Arme in Ketten legen, meine äußeren Handlungen einschränken in engere oder weitere Grenzen. Aber die Bewegung meines Verstandes, meines Gedankens bleibt mein sicheres Eigentum, ein mir vorbehaltenes Dominium, auf das kein einziges Geschöpf irgend ein Recht haben kann. Aber ist es so ganz wahr, daß wir denken können, wie es uns beliebt? Ist es wahr, daß wir denken können, wir existierten nicht? Ist es wahr, daß wir frei sind zu denken, die Welt sei aus sich selbst entstanden, zu denken, Gott existiere nicht? Ist es wahr, daß wir frei sind zu denken, daß wir diesem Gott gar nichts schulden? Ja, wir sind frei, alles das zu denken, wie wir frei sind zu denken, daß zwei Dinge, die einem dritten Dinge gleich sind, auch unter einander gleich sind. Bedenken Sie jedoch, daß wir hierin frei sind, aber nur bis zu einem bestimmten Punkte, da wir nicht immer an das denken können, was uns Freude macht, und wir nicht umhin können, an das zu denken, was uns widerstrebt. Der Mörder möchte wohl gerne nicht mehr an sein Opfer denken, aber das Opfer verfolgt ihn, wohin er nur immer geht. Aber wenn wir auch immerhin die Möglichkeit haben, zu denken, wie wir wollen, entspricht der Macht auch das Recht? Wir können z. B. an schlechte, nichtswürdige Dinge denken, aber haben wir auch dazu das Recht? Wir können der Bibel, dem Evangelium, dem göttlichen Heilande den Glauben versagen, aber haben wir auch dazu das Recht? Die Vernunft, der gesunde Menschenverstand erklären, daß wenn Gott gesprochen hat, der Mensch kein Recht hat, nicht zu

zu glauben; der Mensch hat das Recht nachzuforschen, ob Gott gesprochen habe ob nicht; aber sobald einmal der Beweis erbracht ist, daß Gott gesprochen hat, bleibt dem Menschen nicht mehr das Recht, seinen Glauben zu verweigern. Die Idee, daß Gott dem Menschen die Fähigkeit zu denken gegeben hat und zu gleicher Zeit die Fähigkeit, die Freiheit ihn zu entehren, ist unsinnig. Vor Gott gibt es keine Denkfreiheit. Aber die Rechte Gottes in Ehren, mit welchem Rechte könnte der Mensch meinen Gedanken Schranken setzen wollen? Doch was spreche ich von Recht; er hat nicht einmal die Macht dazu. Alle Kaiser der Welt mögen sich vereinigen, alle Könige der Erde mögen zusammentreten, alle Mächte des Himmels und des Abgrundes, ich bestreite ihnen, daß sie mich hindern können, zu denken, wie ich will. Nur Gott kann auf dem Grunde meines Herzens lesen, sehen, was da vorgeht, und aus diesem unergründlichen Herzen heraus lache ich über den Zorn der Könige und den des Volkes. So lange da der Gedanke vorsichtig verschlossen gehalten wird, kann mir niemand mein Recht streitig machen; und wer wollte auch dem Gedanken das Recht bestreiten, sich zu bilden, zu wachsen und sich zu entwickeln? Hat die Natur nicht selbst diese Unabhängigkeit des Gedankens geheiligt, da sie ihn jeder menschlichen Kontrolle entzogen hat?

Aber habe ich auch das Recht, laut zu denken? Langsam; das ist eine andere Sache; wir gehen da schon von der Freiheit des Gedankens auf die Freiheit des Wortes über. In der Tat meinen dieses

jene, welche die Freiheit des Gedankens verteidigen; sie behaupten, daß der Mensch, sowie er das Recht habe zu denken, wie es ihm beliebe, so auch das Recht habe, diese Gedanken nach Belieben zu äußern, und sie behaupten sogar, daß dies ein Naturrecht sei, dessen niemand beraubt werden könne ohne Ungerechtigkeit, ohne Tyrannei. Bevor wir jedoch in diese Frage eintreten, wollen wir etwas über die Freiheit des Gewissens sagen.

Überlegen Sie wohl, die Sie die Freiheit des Gewissens fordern, was Sie verlangen. Sie verlangen etwas Unmögliches und Unnützes; etwas Unmögliches, denn nicht einmal Gott kann uns die Freiheit des Gewissens geben, etwas Unnützes, denn nicht einmal Gott kann Ihnen die Freiheit des Gewissens nehmen. Sie verlangen das Unmögliche, denn sagen Sie mir, was ist eigentlich das Gewissen? Das Gewissen ist jenes innerliche Urteil, durch welches wir eine Handlung für gut oder schlecht erklären, durch welches wir uns für diese und nicht für die andere Handlungsweise entscheiden, durch welches wir urteilen, daß wir gut daran getan haben, so und nicht anders zu handeln. So urteile ich beispielsweise in meinem Gewissen, daß es meine Pflicht ist, Gutes zu tun, daß ich nicht den Nächsten beleidigen darf, daß ich voranschreiten kann, wenn kein Gesetz mich daran hindert. Es ist unmöglich, anders zu urteilen. Darum fühle ich eine innere Befriedigung, wenn ich etwas Gutes getan habe, inneres Mißvergnügen, wenn ich Böses tat, ich erröte vor mir selbst, es ist unmöglich, anders zu fühlen. Deshalb ist die Ge-

wissensfreiheit eine Unmöglichkeit der Tat nach, aber sie ist auch eine Unmöglichkeit des Rechtes. Oder haben wir etwa das Recht, das für gut zu erklären, was schlecht ist, oder das für schlecht zu erklären, was gut ist? Haben wir das Recht zu urteilen, die Verleumdung des Nächsten, Mord und Diebstahl sei etwas Gutes? Und wenn wir uns dieser Handlungen schuldig machen, haben wir alsdann das Recht, uns darüber zu freuen? Darum ist die Gewissensfreiheit eine Absurdität, weil sie offenbar unmöglich ist. — Aber setzen wir einmal den Fall, es gebe ein menschliches Ungeheuer, das den Sinn für Gut und Bös gänzlich verloren habe, welches das Gute bös und das Böse gut nennt, das sich freut, wenn es eine böse Handlung begangen, aber weint, wenn es Gutes getan, würden Sie diesem Menschen das Recht zuerkennen, sich über seine Nichtswürdigkeiten zu freuen? — Doch wozu die vielen Worte? Als ich von der Denkfreiheit sprach, bestritt ich allen Mächten des Himmels, der Erde und des Abgrundes die Möglichkeit, mich daran zu hindern, daß ich nach Belieben denke, und jetzt bestreite ich ihnen die Möglichkeit, auch das Gute für bös, das Böse für gut zu erklären, mich Gewissensbisse fühlen zu lassen, wenn ich etwas Gutes getan, und Freude, wenn ich Böses tat. Wie kann also nur die Freiheit des Gewissens verstanden werden? Sie kann nur so verstanden werden, daß man handele, wie das Gewissen es eingibt.

Gehen wir nun zur Freiheit des Kultus über. Welches Recht haben Sie eigentlich im Sinne, wenn Sie von der Kultusfreiheit reden? Meinen

Sie vielleicht das Recht, Gott den Kult zu geben, der ihm gebührt? Aber daran kann Sie ja niemand hindern. Oder meinen Sie etwa die Verweigerung jeglichen Kultus gegenüber Gott dem Herrn? Ja, auch hierin sind Sie frei; Sie haben das Vermögen, Gott jeglichen Kult, jegliche Verehrung zu verweigern, aber haben Sie auch das Recht dazu? Sie haben das Vermögen, zwischen den verschiedenen Kulten zu wählen, selbst zwischen jenen, die Gott verwirft; aber, m. H., das Vermögen, das Können bildet nicht das Recht. Sie sind frei, zum Protestantismus, Mohamedanismus überzutreten, sie sind in dieser Beziehung vollständig frei der Tat nach, aber nicht dem Rechte nach, wie Sie auch nicht frei sind dem Rechte nach, zu stehlen oder zu töten. So betete Rom den Jupiter an, Spinozza erklärte das All für Gott, Hegel das Nichts; Sie sind frei, diesen absurden Göttern Ehre zu erweisen. Sie finden die Welt in die verschiedensten Religionen geteilt: der Polytheismus räumt die Vielgötterei ein, der Islam verspricht seinen Anhängern nichtswürdige Freuden und Vergnügen, das Judentum ist von Haß beseelt gegen Jesus, den seine Priester ans Kreuz schlagen ließen; das Christentum erklärt Jesum Christum für Gott — nun gut, sie sind frei, zwischen diesen zu wählen. Aber es ist gewiß, daß nur eine Religion die wahre ist, und diese ist die katholische. Ohne Zweifel, wenn jemand außerhalb der heiligen Kirche geboren ist, ohne seine Schuld außerhalb derselben aufwächst und in seiner unverschuldeten Unwissenheit glaubt, seine Religion sei die wahre und auch niemals diesbezüglich

Zweifel hatte, wenn er ferner immer den Weisungen seines Gewissens zu folgen suchte, so kann dieser Mensch sein Seelenheil finden, weil er zur Seele der wahren Kirche gehört; aber wenn jemand an seiner Religion zweifelt, so muß dieser Mensch, seine Vernunft verpflichtet ihn schon dazu, sich zu belehren suchen, er muß nach der Wahrheit forschen.

Sie sagten mir weiter, Sie seien frei, zu reden und zu handeln, wie es Ihnen beliebe. Freilich, wir haben dieses Vermögen, aber haben wir auch das Recht dazu? Wir können noch lange nicht das, was wir wollen; Sie wollen gern eine schöne Zukunft haben, Sie möchten Millionen zusammenraffen, aber es gelingt Ihnen nicht; Sie können es also nicht, und das ist eine Tatsache. Aber haben Sie vielleicht das Recht, das zu sagen, das zu tun, was Sie wollen und können? Nein, denn da Sie nicht das Recht haben, zu denken gegen die Wahrheit, gegen die Rechtlichkeit, so haben Sie auch nicht das Recht, zu reden gegen die Wahrheit und gegen die Rechtlichkeit. Dasselbe Gesetz, welches die Unabhängigkeit des Gedankens regelt, regelt auch die Unabhängigkeit der Zunge und der Feder. Diese freie Mitteilung der eigenen Gedanken ist in ihrer Allgemeinheit eine Absurdität, denn es kann wohl gestattet sein, einen Gedanken zu äußern, der der Wahrheit und Rechtlichkeit gemäß ist; hieraus aber können Sie nicht das Recht herleiten, daß es auch gestattet sei, einen Gedanken zu äußern, der der Wahrheit und Rechtlichkeit zuwider läuft. Und diese freie Mitteilung der Gedanken wird noch absurder, wenn man das Verhältnis zum

Nächsten in Betracht zieht, denn wenn jemand für sich allein nicht gegen Wahrheit und Recht denken darf, so darf er noch viel weniger andere dazu verleiten.

Was soll ich hier über die Preßfreiheit sagen, jene freie Äußerung der Gedanken und Meinungen, die vielfach als das kostbarste Recht des Menschen betrachtet wird? Es ist wohl die größte Chimäre eines Rechtes! M. H.! Wird wohl ein Mensch das Recht haben, alles zu veröffentlichen, wenn er nicht das Recht hat, alles zu denken und zu reden? Wird jemand das Recht haben, Ansichten zu veröffentlichen, die den Urheber der Natur, die Gott den Herrn beleidigen? Wird jemand das Recht haben, der menschlichen Gesellschaft schädliche Dinge zu veröffentlichen? Hat er denn das Recht, alles zu insultieren, alles zu schmähen, alles zu verleumden? Hat er das Recht, in den Schoß des Vaterlandes, der Familie den Keim der Zwietracht zu streuen? Hat er das Recht, die Leidenschaften zu erregen mit allen Mitteln, die in seiner Phantasie nur auftauchen? Aber, wenn Sie dieses Recht zugestehen wollen, so würden Sie Freiheit den schändlichsten Mißbrauch derselben nennen, und es würde nicht lange dauern, so würden Sie die Welt mit Ruinen der moralischen und sozialen Ordnung bedeckt sehen! Die Presse, wie der Gedanke und das Wort muß ihre Regel haben und diese Regel ist die Wahrheit, der Eifer für das Gute.

Gehen wir zur Freiheit des Handelns über. Sie können mich schmähen, Sie können mich ver-

leumden; aber haben Sie dazu das Recht? Die Kirche befiehlt Ihnen im Namen Gottes, Sonntags zur Messe zu gehen, Ostern die hl. Kommunion zu empfangen; Sie sind frei, nicht in die hl. Messe zu gehen und Ostern vom Tische des Herrn fern zu bleiben. Niemand braucht Ihnen Ihre diesbezügliche Freiheit zu beweisen, denn viele tun es in der Tat nicht. Aber haben Sie das Recht dazu? Nein; denn die Kirche befiehlt Ihnen im Namen Gottes, diese Pflichten zu erfüllen. Es ist also falsch, daß wir von Rechtswegen tun und sagen können, was uns beliebt.

„Aber," so sagt man mir, „verstehen wir uns wohl; wenn es sich um die Religion handelt, so will ich die Freiheit haben, zu tun, was mir beliebt, und wenn die Menschen mir diese Freiheit nicht gewähren, so nehme ich mir sie." Ich antworte: Ich will Gott dienen, meine Seele retten und wer wird mich daran hindern können? Man mag mich ins Gefängnis werfen, mir die Lippen schließen, mich in die Unmöglichkeit versetzen, mich zu bewegen; so haben die Neros gehandelt; indes begründet die Gewalt kein Recht. Darum rufe ich die Freiheit an, aber die wahre; ich berufe mich auf das Recht, Gutes zu tun, und ich berufe mich darauf, für mich sowohl, als für die anderen, für mich und für alle, aber nicht für alles," denn obschon niemand den Menschen hindern kann zu tun, was er will, so kann man ihn doch hindern zu tun, was er nicht darf. So hat also die wahre Freiheit einen Rückhalt nötig, sie muß von der Pflicht gestützt werden, und wenn die

Freiheit sich dieser entziehen will, so vernichtet sie sich selbst durch ihr eigenes Übermaß. Und dies ist wahr bezüglich jeder Freiheit; es ist wahr bezüglich der physischen, wie bezüglich der moralischen Freiheit, bezüglich der zivilen sowohl, als bezüglich der politischen Freiheit. Es ist war in Bezug auf die physische Freiheit: Sie wandeln auf einer Bergeshöhe und sehen einen kleinen Fußpfad vor sich, der rings von Abgründen eingefaßt ist; da, wo der Pfad besonders enge ist, haben die Menschen Lehnen angebracht, und warum? Damit der Wanderer, falls ihn der Schwindel erfassen sollte, nicht in den Abgrund stürze. Sie verschmähen diese Lehnen, weil dieselben Ihrer Ansicht nach eine Einschränkung Ihrer Freiheit sind; der Schwindel erfaßt Sie, und was ist die Folge? Ihr Fleisch wird den Geiern zum Fraße dienen und Ihre Gebeine bleichen auf den Felsen! — Dasselbe gilt von der moralischen Freiheit. Nehmen Sie einen jener jungen Männer, die mir mit solcher Aufmerksamkeit folgen, geben Sie ihm Geld und sagen Sie ihm, er möge die Städte Italiens und des Auslandes durchwandern und dann hierhin zurückkehren. Dieser junge Mann ist gesetzt und stark, die Hoffnung seiner Familie, seiner Vaterstadt, und eines Tages könnte er ein Held werden, der sein Leben hingibt für sein Vaterland. Nach einigen Jahren kehrt er zurück; er ist nurmehr eine wandernde Leiche. Da haben Sie die unbeschränkte moralische Freiheit! — Dasselbe könnte ich sagen von der bürgerlichen und politischen Freiheit. M. H.! Sie haben von Ihren bürgerlichen und politischen Rechten gut reden,

aber es sind nur lächerliche Dinge, wenn die anderen sie nicht respektieren müssen. Die bürgerlichen und politischen Freiheiten haben ihre Grenzen, die auf der einen Seite beschützen und auf der anderen einschränken. Diese Grenzen werden von den Gesetzen festgestellt; die Gesetze werden von der Behörde bewahrt und angewandt; und wenn man unter dem Vorwande der Freiheit die Gesetze, die Behörden nicht mehr will, dann sind keine schützenden Grenzen mehr vorhanden, dann herrscht eben die Anarchie. In gewissen Ländern liest man über der Gefängnispforte diese drei Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Man sollte sagen, daß dies eine Ironie sei, ein Spott für den Unglücklichen, der mit Ketten beladen da eintritt. Es ist freilich ein Spott für ihn, aber auch eine Lehre für den, der vorübergeht, denn diese Worte wollen sagen: „Wenn du willst, daß deine Freiheit geachtet werde, so achte die Freiheit anderer." Und das sichert die Freiheit; denn man hat es allzu sehr vergessen, was man doch niemals vergessen dürfte, daß die wahre Liebe zur Freiheit mit der Achtung der Freiheit anderer beginnt.

II. M. H.! Ich habe gezeigt, daß die Freiheit, wenn sie eine wahre sein soll, einer Regel bedarf und daß die einzige Regel, die für die Freiheit paßt, nur die Wahrheit ist. Darum, sich bemühen, die Wahrheit, dieses Licht der Seele, zu verbreiten, heißt nichts anderes, als sich bemühen, den Menschen frei zu machen und zwar ihn und seine Seele zu befreien von der Finsternis der Unwissenheit, um ihn zur Ordnung und zum Frieden zu führen, ihn vorzubereiten für

das große Reich der Freiheit in der anderen Welt. Hierin erkennt die Philosophie ein Echo ihrer eigenen Sprache; sie redet ja nur von Freiheit, sie begeistert sich nur für die Freiheit, sie will nur kämpfen für die Freiheit. Nun gut, sie mag sich an dieser heiligen und erhabenen Mission erfreuen; nur eines verlange ich von der Philosophie, daß sie nämlich mit sich selbst im Einklange sei; sie möge sich ihrer Prinzipien freuen, aber auch deren Folgerungen annehmen. Hören wir nur jene Stimme, die mit dem Tone der Autorität, den niemals die Menschen sich aneignen konnten, zu uns spricht: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, denn er wird das Licht des Lebens haben." Es ist Jesus, der dies gesagt hat. Und als Jesus auf diese Weise den Glanz seiner Lehre verkündete, was hat er da anderes getan, als in der Welt das Fundament der Freiheit gelegt? Und kann uns die philosophische Wissenschaft etwas besseres bieten, als er verhieß, wenn er hinzufügte: „Bleibet bei meinem Worte, ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen"? Da ist nur ein Einwurf möglich, und das wäre der, daß die Lehre Jesu Christi eine falsche sei; daß Jesus ein Mensch, ein Prophet, wie die anderen, gewesen, ohne Autorität; daß man sich bemühen müsse, das ganze Christentum umzustürzen. Das ist das einzige, aber wirksame Mittel, aus dem Christentume einen Feind der Freiheit zu machen. Aber, m. H., wenn schon seit neunzehn Jahrhunderten die Kritik sich da vergebens abgemüht hat, wenn noch stets der Hammer der

Kritik an dem unzerstörbaren Felsen des Evangeliums zerbrach, wenn Evangelium und Christentum die Wahrheit sind, dann müssen sie anstatt Feinde der Freiheit ihre Stütze, ihr Hort, ihre Schutzwehr sein! Und wenn die Offenbarung die Freiheit mit der Wahrheit in die Welt gebracht hat, dann folgt daraus, daß der Glaube, der ein Werkzeug der Wahrheit ist, auch zugleich ein Werkzeug der Freiheit sei. Ja, sie hat das Reich der Freiheit in dieser Welt aufgerichtet. Als der Gedanke des Menschen von allem möglichen Aberglauben beherrscht war, als der Mensch in der Sklaverei seufzte, hat sie allein das Wort „Freiheit" ausgesprochen. Angesichts der bewaffneten Tyrannei der Cäsaren, angesichts der Tyrannei der Staatsreligion hat sie allein das Haupt hoch getragen und gesagt: Non adoro, ich bete nicht an! Und da es wegen der verweigerten Anbetung sterben hieß, ist sie gestorben; sie hat mit ihrem Blute edelmütig drei Jahrhunderte befruchtet, sie hat sich als Hekatombe auf dem Altare der Freiheit opfern lassen. Und im Laufe der Jahrhunderte hat die Kirche stets die Freiheit durch alle Stürme hindurch verteidigt, selbst mit der Gefahr ihres eigenen Lebens. Als die falschen Lehren, die von den durch die Häresie befleckten Thronen ausgingen, als die unmoralischen Grundsätze sich mit Gewalt gegen sie waffneten, da stand sie fest bei der Reinheit ihres Glaubens, ihres Dekalogs, und mit ihnen bewahrte sie die Würde und die moralische Freiheit, die das Fundament jeglicher Freiheit sind. Darum sagt auch der heilige Paulus, wenn er von dieser Kirche, der erhabenen Braut des Erlösers,

spricht, sie sterbe nie, da sie das, was Gottes sei, die Ewigkeit, besitze; er vergleicht sie mit Sara, der Frau Abrahams und nennt ihre Kinder die Kinder der Freien, die anderen Kinder der Sklavin. Und wie stimmt nicht die Sprache der Tatsachen mit dieser Sprache des Apostels überein!

In einem Wahlkampfe, der mit einem glänzenden Siege O'Connells endigte, erfuhr ein armer Landmann, der sich im Schuldgefängnisse befand, daß die Pforten des Gefängnisses sich ihm öffnen würden, wenn er gegen den glühenden Verteidiger der heimatlichen Erde seine Stimme abgeben würde; aber nur unter dieser Bedingung würde er aus dem Gefängnisse entlassen und würden seine Schulden bezahlt werden. Von dem Gedanken an seine arme, notleidende Familie, die sich ihres Ernährers beraubt sah, getrieben, schickte er sich an, seine Stimme als Gegner O'Connells in die Urne zu werfen, als sein Weib zu ihm trat und ihm ins Ohr rief: „Unglücklicher, was tust du? Denke an deine Seele, an deine Freiheit!" Das Wort genügte und dieser Ruf ward zur Devise der Nationalpartei, zur Devise Irlands. — Stellen Sie dieser Tatsache eine andere gegenüber: Im Jahre 1848 stand Alphons Karr vor dem Tribunale zu Rouen. Der Präsident sagte ihm: „Bürger, Sie sind angeklagt, gesagt zu haben, bei dem allgemeinen Stimmrechte hätten wir die Stimmen zu vier Franken gekauft." „Ich nehme es zurück!" rief Alphons Karr. „Das ist recht, Bürger!" ruft die ganze Versammlung, wie aus einem Munde, „Bravo!" „Ich nehme es zurück," fuhr Alphons Karr ruhig fort,

„denn als ich hierhin kam, sah ich zwei Männer beisammen im Kaffeehause sitzen, von denen der eine dem anderen ein Glas von ich weiß nicht welchem Liqueur bezahlte. Darum reden wir nicht mehr von Stimmen zu vier Franken, denn sie kosten bloß vier Sous!“ Sie können sich das Geschrei denken, welches diesen Worten folgte; das Geschrei war um so größer, als der Sprecher ins wunde Fleisch getroffen hatte. Und der Grund hiervon? Guizot sagt ihn: „Wenn der Mensch nicht mehr an die Existenz der Seele glaubt, hat er nur noch eine zweifelhafte Liebe zur Freiheit; die Verneinung der Seele ist die Verneinung jeder Freiheit. In sich nur Materie sehen wollen, heißt sich dem Gesetze der Materie, dem Gesetze der Gewalt unterwerfen; während alles, was die Seele erhebt, von den Sinnen befreit und auf dem Wege der Freiheit fortschreiten läßt, denn die Grundlage jeder Freiheit ist die moralische Freiheit!“

XIV.

Die arbeitende Klasse

M. H.! In der menschlichen Gesellschaft gibt es eine Klasse, welche die verschiedensten und merkwürdigsten Phasen durchgemacht hat, eine Klasse, die bald Gegenstand der Verehrung, bald der Mißachtung, bald Gegenstand der Liebe, bald des Hasses gewesen ist; eine Menschenklasse, die der Reihe nach für die Gesellschaft ein Unterpfand des Wohlbefindens oder eine Gefahr, ein Lebensprinzip oder ein Element der Zerstörung geworden; eine Menschenklasse, deren Bedürfnisse, Tendenzen und Ziele heutzutage in hohem Grade die Nationalökonomen, die Philosophen, die Politiker, überhaupt die wahren Freunde des Vaterlandes und der Gesellschaft beschäftigen. Diese alle vereinigen sich in dem Ausspruche: „Es ist dies eine Tagesfrage, eine Lebensfrage, eine Frage um das Wohl der Gesellschaft." Sie wissen, welche Klasse ich meine; Sie lieben sie, wie ich sie liebe; es ist die brave, arbeitende Klasse. Der Arbeiter findet heute, dem Himmel sei Dank, noch edelmütige Herzen, die ihn leidenschaftlich lieben, Herzen, die sich bemühen, ihn zu seiner wahren Würde zu erheben; aber leider

hat der Arbeiter auch Feinde, einige derselben suchen ihn zu unterdrücken, andere ihn zu verführen, beide sind gemeinsam bestrebt, ihn zu opfern, ihn auszubeuten. Die ersteren sind jene materialistischen Arbeitsgeber, jene herzlosen Industriellen, die, anstatt im Arbeiter einen Mitbruder zu sehen, in ihm nur ein Werkzeug der Produktion erblicken, die, anstatt den Arbeiter als ein Geschöpf zu betrachten, gemacht zur Ehre Gottes, ihn nur für eine Maschine aus Fleisch und Knochen halten, zu der Bereicherung der Menschen erfunden; die sich des armen Arbeiters als ihres Sklaven bedienen, die sich von seinem Schweiße, von seinem Blute nähren und ihn dann seinem Schicksale überlassen. Die anderen sind diejenigen, die einsehen, daß sie nicht mit Gewalt den Schweiß des armen Arbeiters ausbeuten können, und ihn darum durch die Schmeichelei zu gewinnen suchen, ihm immer von Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit sprechen, die tun, als hielten sie ihn für einen König, aber nur, um sich seiner Zivilliste zu bemächtigen, um seine magere Kasse in ihre Hand zu bekommen, und die ihn deshalb nicht mit guten Ratschlägen, sondern mit Haß gegen die Pflicht, gegen das Opfer zu berücken streben. Um den Arbeiter zur Vorsicht zu ermahnen, will ich ihm seinen wahren Freund zeigen; ich will ihn in Hut setzen gegen seine Schmeichler, gegen seine Verleumder, um ihn die Wahrheit lieben zu lehren, das einzige, was ihn trösten, was ihn retten kann. M. H.! Sie fühlen es, es ist ein sehr wichtiger, aber auch ein schwieriger Gegenstand; indes, weil nur die Wahrheit uns helfen kann, so

werden Sie mir wohl gestatten, daß ich die ganze Wahrheit sage.

I. M. H.! Wer ist denn eigentlich der wahre Freund des Arbeiters? Der wahre Freund des Arbeiters ist derjenige, der ihm seine wahre Würde enthüllt und ihn tröstet; denn in allen Graden der gesellschaftlichen Hierarchie hat der Mensch dieses Gefühl seiner Würde notwendig, weil er in ihm allein den wahren Trost findet; und wenn er dieses verloren hat, kann ihm niemand mehr helfen. Wer aber enthüllt dem Arbeiter seine Würde? Wer gibt dem Arbeiter diesen Trost? Etwa der Literat? Der Nationalökonom? Der Philosoph? Oder vielleicht der Politiker? Sehen wir zu!

Nehmen wir zuerst den Literaten, den Mann der Wissenschaft, zum Beispiel Bernardin von Saint-Pierre. Er tritt vor den Arbeiter hin und sagt ihm: „Arbeiter, du bist trostlos, weil du dich den ganzen Tag über von Morgens früh bis Abends spät abmühen mußt, um dein Brot zu verdienen; höre nun, was ich dir sagen will: Auf der Erde gibt es Berge und Täler, Berge, von denen die Wasser herabströmen, die dem Boden seine Fruchtbarkeit verleihen, Berge, wo die Flüsse entspringen, die überallhin den Reichtum, das Leben tragen. Nun gut, auch in der menschlichen Gesellschaft müssen es Berge geben und das sind die Reichen, Täler, und so ein Tal bist du, Arbeiter; darum sei getrost, sei ruhig, du erfüllst deine Mission in der Schöpfung.“ Welch ein Trost! Wie wird der arme Arbeiter durch diese Theorie sich beruhigt fühlen! Ich sehe, wie er bei

diesen Worten große Augen macht, aber die Tränen in diesen Augen trocknen nicht.

Nun kommt der Nationalökonom, der Staatsmann. Thiers tritt da zu dem Arbeiter und spricht: „Wir haben Fortschritte gemacht; wir haben die Arbeit aus vielen Banden gelöst, die Wissenschaft hat sie veredelt und gehoben, sie ist fruchtbarer und tätiger geworden; wir sahen, daß der Zinsfuß von 6 auf 4 herabfiel; der Preis der Verbrauchsgegenstände, der Lebensmittel ist geringer, der Lohn des Arbeiters höher geworden; wir sehen beim Arbeiter die Lust am Sparen stetig zunehmen; ist das nicht der Weg zur Ruhe und zum Frieden?“ Aber wo ist denn hier etwas, was die Würde des Arbeiters offenbart, was ihn trösten kann? Ich sehe, wie der Arbeiter sich mit Verachtung und Ekel abwendet, wie er sich vom Literaten abwandte, denn er will nicht, daß die Wissenschaft zu dem Elende auch noch die Ironie hinzufüge.

Jetzt erscheint der Philosoph; er spricht von der Pflicht, von der natürlichen Religion. Es ist Jules Simon, der den Arbeiter zu trösten sucht; in der Tat spiegelt sich Wohlwollen in seinen Zügen wieder, wenn er zu dem Sohne des Volkes sagt: „Dein Los ist gewiß ein trauriges; ich bemitleide dich, dein Los ist kein schönes. Aber, was willst du? Es kann dir niemand helfen. Als du noch ein Kind warest, da fandest du Trost im Gebete, in der Hingabe an Gott; allein dies war ein Irrtum, Gott ist zu weit entfernt, als daß er dich hören könnte; und dann kann er auch nichts zu deinem Vorteile tun, weil deine

Lage nun einmal das Resultat der allgemeinen Gesetze ist, die den Lauf der Welt regeln, und niemand kann an diese Gesetze rühren, ohne Unordnung in das Weltall zu bringen." Das ist die Denkweise des Philosophen, der den Arbeiter gewiß zu dem verzweiflungsvollen Ausrufe getrieben haben wird: „Wer wird mir Hilfe bringen?"

Da antwortet jetzt der Politiker: „Wir sind sehr um das Schicksal der arbeitenden Klasse bekümmert; wir haben Gesetze in Vorbereitung und in kürzerer oder längerer Zeit werden dieselben zur Ausführung gelangen." „Aber das habet Ihr schon seit langer Zeit gesagt und ich warte noch immer und bleibe immer der nämliche. Wie soll ich Euch Glauben schenken können? Ihr seid gewiß nicht mehr die nämlichen; dadurch, daß Ihr Euch mit der arbeitenden Klasse beschäftigt, seid Ihr reicher geworden und ich bleibe immer arm; füget darum nicht die Freude Eurer Behäbigkeit zu meinem Elende hinzu." Es dürfte wohl schwer sein auf diese Worte des Arbeiters zu antworten; aber vielleicht sagt der Politiker doch: „Du bist ungerecht gegen mich; ich habe etwas für dich getan. Du darfst dich nicht über meine Tätigkeit beschweren, denn ich habe dir das Recht verschafft, deine Wahlstimme in die Urne zu legen." Und hiermit hat er seinen letzten Trumpf ausgespielt.

Indes scheint der Arbeiter beim Anblicke dieser vergeblichen Anstrengungen nur noch lauter zu rufen: „Woher wird mir ein wenig Trost kommen? Wer kann meine Mühen etwas erleichtern? Wenn ich denn nun einmal immer arbeiten muß, wer wird dann ein

wenig Glückseligkeit in meine Arbeit senken? Wenn dies einer Macht im Himmel oder auf Erden möglich ist, so möge sie doch kommen!" Und sieh, es treten einige vor und sagen: „Arbeiter, du suchest Trost, Würde; allein diese Dinge trägst du in dir selbst, in deiner Kraft; du bist der König des Augenblickes; schaue nur die Kraft deiner Arme! Du brauchst bloß dich zu rühren, um die Erde zittern zu machen; du hast dich bloß zu organisieren, um die Usurpatoren, die deine Herren sind, wegzudrängen; du brauchst dich nur auf die Zivilisation zu stürzen, um sie in den Staub zu werfen." Indes der Arbeiter, der einen gesunden Menschenverstand hat, schüttelt zu diesen Worten den Kopf und sagt: „Wie! ein so großer Fortschritt auf allen Gebieten sollte uns nur in den Zustand der Wildheit zurückgeführt haben? Ich weiß es wohl, die Kraft macht das Gesetz bei den unvernünftigen Tieren, aber bei den Menschen ist es das Recht und nicht die Gewalt, die Gesetze schafft. Die schönste Kraft ist nicht die, welche unterdrückt, sondern die, welche sich von der Liebe leiten läßt. Ich habe gelesen — denn seit einiger Zeit lese auch ich etwas — ich habe gelesen, daß das Ideal eines Löwen, das Ideal des Königs der Tiere, nicht der grausame Löwe ist, der sein Opfer zerfleischt, sondern der Löwe, der seinen Wohltäter wiedererkennt; mehr als durch die Gewalt muß man herrschen durch die Sympathie. Gehet nur; ich will diese beleidigende Größe nicht!"

Andere nähern sich dem Arbeiter und sagen ihm: „Du bist der einzige Mensch, der dem Lande notwendig ist; die anderen sind Schmarotzer, Usurpatoren.

Bist du es nicht, der den Pflug macht, welcher den Boden beackert? Bist du es nicht, der die Schiffe baut, die den Ozean durchschneiden? Bist du es nicht, der die Lokomotiven verfertigt, welche die Entfernungen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sozusagen aufheben? Du siehst es, die menschliche Gesellschaft ist nur ein großes Fabrikgebäude, in dem sich viele Räder befinden; du aber gibst diesen Rädern die Bewegung; darum brauchst du nicht Gewalt anzuwenden, es genügt, wenn du gehst; die unfähigen Menschen werden bald merken, daß sie ohne dich nicht fertig werden." Diese Lehre behagt dem Arbeiter, der anfängt, sie liebzugewinnen. Indes, eines Tages fällt seine Aufmerksamkeit auf eine Fabel, deren Inhalt folgender ist: Einst kündigten die Glieder des menschlichen Körpers dem Magen den Dienst auf und sprachen: „Der Magen ist ein Müßiggänger, wir geben ihm keine Speisen mehr." Da aber der Magen keine Speisen mehr erhielt, konnte er auch den Gliedern keine Kraft zuführen und so sahen diese sich gezwungen, ihren Dienst wieder aufzunehmen und mit dem Magen Frieden zu schließen. Diese Fabel macht es hell im Geiste des Arbeiters; er beginnt an der Wahrheit jener Lehre zu zweifeln und spricht: „Vielleicht bin ich doch getäuscht worden; vielleicht kann ich doch mir selbst nicht genügen."

Ja wohl, Arbeiter, du wirst dir selbst nicht genügen können. Du hast Gesundheit des Leibes nötig, du brauchst also den Arzt; du hast Gesundheit der Seele nötig, du brauchst also den Priester. Du sollst in Frieden die Früchte deines sauren Schweißes

genießen, du brauchst also den Richter, der dich vor allen Eingriffen in dein Eigentum beschützet. Und wäre es nur für diese drei Dinge, so hättest du doch den Menschen nötig, der kein Arbeiter ist.

Indes, wird man sagen, auch der Arbeiter hat schon das Messer des Chirurgen geführt; auch er hat schon die Wage der Gerechtigkeit in der Hand gehabt, auch er hat schon am Altare Gott dem Herrn das Opfer dargebracht. Ich weiß es wohl, aber das war doch nur eine Ausnahme. Im allgemeinen benötigt man für das schwierige Amt des Arztes, des Priesters und des Richters Männer, die lange Studien gemacht, die Erfahrungen gesammelt haben und nicht solcher, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren. Der Gelehrte vervollkommnet durch das Studium der Naturgesetze den Arbeitsprozeß, er macht ihn fruchtbarer; wenn er aber gezwungen wäre, in der Hand Hammer und Axt zu führen anstatt der Feder und des Zirkels, wie sollte er zu jenen Resultaten gelangen? Wenn er täglich sein Brod in der Fabrik verdienen müßte, würde er alsdann jemals solche Erfolge erzielt haben? Darum schaue, wie die verschiedenen Gesellschaftsklassen die eine der anderen nützlich sind!

Und der Arbeiter fängt an es zu glauben; aber dann ruft er aus: „Wer soll mir aber dann Trost und Würde bringen?“ Armer Arbeiter! Sie haben ihn gesehen, wie er ohne Religion sein Los verfluchte. Darum, ihr Arbeiter, lernt eure wahre Freundin kennen: die Religion; sie kann euch trösten, sie kann euch zu eurer Würde erheben.

Arbeiter, so sagt ihm die Religion, du bist groß, und weißt du weshalb? Weil Gott, welcher der Ursprung aller Größe ist, keiner Gesellschaftsklasse in der Weise den Ruhm gegeben hat, ihm zu gleichen, wie der arbeitenden Klasse. Schaue nur Gott in der Schöpfung und in der Erlösung! In der Schöpfung: Oder ist nicht Gott ein Arbeiter, wenn er das Himmelsgewölbe ausspannt, wenn er die Fundamente der Erde legt, wenn er den Boden mit Samen bestreut, wenn er den Lehm ergreift, um daraus den Leib des Menschen zu bilden? Sieh, das ist das Prinzip deiner Würde; sobald du an deiner Arbeit bist, brauchst du nur das Auge zum Himmel zu erheben, dort erblickst du dein Vorbild und in der Betrachtung desselben das Ideal, um deinen Beruf, dein Schicksal zu preisen; du bist groß, weil du wie Gott der Herr arbeitest! Und die Religion fügt bei: Nicht nur arbeitest du wie Gott, sondern du bist Mitarbeiter Gottes; in dieser großen Werkstätte der Erde arbeitest du mit Gott. In der Tat, als Gott die Welt erschuf, hat er sein Werk in gewissem Sinne unvollendet gelassen; nicht als ob etwas an dem Gewichte, an der Zahl, an dem Maße fehle, sondern, da er die Gesamtheit der Wesen mit ihren Gesetzen, mit ihren Eigenschaften erschuf, wollte er es seinen Geschöpfen überlassen, sein Werk zur Vollendung zu bringen. Gott hat in die Erde den Keim des Lebens gesenkt; aber es bedarf der Arbeit des Menschen, damit die Frucht sich an dem Sonnenlichte erschließe. Gott hat in den Schoß der Erde die Metalle gelegt; aber die Hand des Arbeiters

holt sie aus der Tiefe hervor. Gott hat in die Erdschichten glänzende Kohlen eingebettet und der Arbeiter löst sie ab, er schafft sie zu Tage, um damit die Industrie zu versehen. Der Arbeiter ist also der Mitarbeiter Gottes; darum kann er gewiß sich einem berechtigten Gefühle des Stolzes hingeben, denn der Stoff, den er verarbeitet, trägt Spuren, die ihm sagen: „Nein, du bist kein unnützer Mensch, denn du bist ein Mann der Arbeit, und auf den Stoff, den du verarbeitest, legte sich eines Tages Gottes allmächtige Hand; er war der erste Arbeiter, du hilfst ihm bei seinem Werke; er schuf, du schaffest um; er fing an, du vollendest."

Schaue Gott in der Erlösung. Ein Fluch hatte die Arbeit getroffen, darum mußte sie wieder geheiligt werden, damit ihre Mühe leichter werde. Und was tut Gott? Er arbeitet noch dreißig Jahre lang. Eines Tages verkünden Himmelsboten der Erde, daß der lang erwartete Messias, der Erlöser der Welt, gekommen sei. Alle Herzen schlagen vor Freude, alles jubelt und ruft: Wo mag er sein? An der Spitze eines Heeres? Auf dem Lehrstuhle eines Weltweisen? Oder hat er sich vielleicht, um dem allgemeinen Wunsche nachzukommen, mit großer Machtfülle auf einem Throne niedergelassen? Doch, welch ein Wunder! Der Messias, der Erlöser der Menschen, das Heil der menschlichen Gesellschaft, ist ein kleines Kind, ärmer als der Sohn des Arbeiters, denn er hat nicht einmal eine Wiege, wo er ruhe, wo er Schutz fände. Sein Pflegevater ist ein Arbeiter, seine Mutter eine Arbeiterin, seine ersten Anbeter sind arme Hirten.

Und welchen Beruf wird dieser Erneuerer der menschlichen Geschicke sich erwählen? Wie sein Pflegevater wird er ein Arbeiter sein; er wählt nicht die Beschäftigung, die ihm am leichtesten die Achtung der Menschen zugezogen haben würde; er stellt sich auf die unterste Stufe der Gesellschaft, er will Brot essen, das der Schweiß seines Angesichtes benetzt hat. Selbst Sohn eines Arbeiters, nimmt er zu seinem Wahlspruche die Arbeit, und da bietet sich uns das schönste und rührendste Schauspiel dar — nicht die römischen Kaiser, die das Weltreich gegründet hatten, nicht die Weisen, die ihre Gelehrsamkeit zur Schau trugen, nicht die Heere, welche die Welt eroberten, sollten die Welt erlösen, nein, ein unbekannter Jüngling, der Sohn eines armen Zimmermannes! In einem stillen Dorfe Galiläas wollte dieser Arbeiter, welcher der Sohn Gottes war, ehe er die Welt erlöste, sie lehren, daß er nur deshalb das Werkzeug in seiner Hand führe, damit es weniger schwer die Hand des Arbeiters drücke.

Nun, m. H., frage ich Sie: Liegt nicht etwas Göttliches in der menschlichen Arbeit? Wenn man bedenkt, daß der menschgewordene Gott sich nicht scheute, dreißig Jahre seines Lebens der Arbeit zu weihen, welcher Ruhm, welcher Glanz strahlt da auf die Arbeit über, der sich der Arbeiter hingibt! Ja, ihr Arbeiter, bedenket es wohl: Ein Gott wurde eueresgleichen! Darum beklaget euch nicht mehr über euer Los: Die Erinnerung an das Haus und die Werkstätte zu Nazareth umgibt durch den Lauf

der Jahrhunderte hindurch die Stirne des Arbeiters mit einem Strahlenkranze!

Nachdem Jesus Christus dreißig Jahre in der armseligen Werkstätte zu Nazareth zugebracht hatte, begann er die Arbeit der Seelen, die Arbeit der Erlösung. Er will jedoch diese Arbeit nicht allein vollbringen; er will sich Gefährten zugesellen, Schüler, und wo wird er wohl diese Gefährten, diese Schüler hernehmen? Vielleicht aus den Reichen, aus den Mächtigen, aus den Weisen des Jahrhunderts? Nein, m. H., er sucht sie sich an den Ufern eines Sees; er wählt zwölf arme Fischer, er wählt zwölf arme Männer, die von dem Ergebnis ihres Fischfanges ihr Leben fristeten. Und diese armen Arbeiter werden die Erneuerer der Welt, während die Philosophie nicht einmal eine Seele erneuern konnte! So ruht denn das unermeßliche Gebäude der christlichen Zivilisation, dargestellt in der erhabenen Basilika des Vatikans, auf den Schultern zweier Arbeiter: des heiligen Petrus, der ein Fischer war, und des heiligen Paulus, der ein Zeltwirker gewesen ist. Verstehet es darum wohl, ihr Arbeiter: Christus hat euch dadurch, daß er als Arbeiter in euerer Mitte geboren ward, daß er als Arbeiter unter euch lebte, und daß er Arbeiter zu seinen vorzüglichen Gefährten bei dem Erlösungswerke wählte, mehr Würde gegeben, als alle Auszeichnungen der Welt euch verleihen könnten! Schauet deshalb nicht über euch, und beneidet nicht diejenigen, die höher stehen; vielmehr sollten sie euch beneiden, da Gott alles für Euch getan hat, aber nur wenig für sie; denn der mit Glücksgütern Gesegnete

kann nicht sagen: Mein Erlöser ist reich gewesen wie ich. Der Weise kann nicht sagen: Mein Herr und Gott hat jene Schule gehalten, in der man unsere Lehre lernt! Der Mächtige kann nicht sagen: Mein Gott hat diese Macht in Händen gehabt, bevor er sie mir überließ! Aber der Arbeiter kann in Wahrheit sagen: Mein Gott hat gelitten, so wie ich leide; er hat gearbeitet, wie ich arbeite; er ist Arbeiter gewesen, wie ich. Der königliche Palast Jesu Christi, des Gottessohnes, war die Werkstätte eines armen Arbeiters; der Thron Jesu Christi war die Bank eines armen Arbeiters; das Szepter Jesu Christi war das Werkzeug eines armen Arbeiters. Darum ist es keine Schmeichelei, wenn man dir, Arbeiter, sagt: Jesus Christus gehört dir mehr an, als den anderen Menschen, denn während seines irdischen Lebens wollte er Priester und Arbeiter sein, doch nein, er wollte Arbeiter und Priester sein: denn dreißig Jahre war er Arbeiter und drei Jahre Priester!

Deshalb, meine Brüder, dürfen die Arbeiter nie vergessen, daß die wahre Freundin die Religion ist, die Religion, die ihnen ihre Würde enthüllt, die sie aus ihrer Erniedrigung emporhebt. Was war denn die Arbeit vor der christlichen Zivilisation, vor der Ankunft Jesu Christi? Sie war Sklaventum und Entehrung; die Faulheit stieß die Arbeit mit Stolz als eine Schande zurück. Es schien, als habe die Arbeit bei einigen Gnade gefunden; der Pflug des Cincinnatus ist ja berühmt geworden; indes war das nur eine Ausnahme. Aristoteles nennt die Arbeit

etwas Unfreies, Plato desgleichen, Cicero nannte gar die Arbeiter ein Volk, das zu nichts gut sei, Barbaren! Und heute noch sehen wir da, wo Jesus Christus nicht gekannt ist, die Arbeit in derselben Weise behandelt. Die Braminen Indiens glauben sich befleckt, wenn sie sich der Arbeit widmen sollten; die Wilden Nordamerikas fliehen die Arbeit und legen dieselbe ihren Frauen auf, die sie gleich Sklaven behandeln. Selbst bei uns wird nach dem Zeugnisse einer leider zu berühmten Zeitschrift die Arbeit nur mit Worten geehrt; man verbeugt sich vor dem Reichen, nicht vor demjenigen, dessen Hände die Arbeit mit Schwielen bedeckte. Nur die Religion läßt auf der Stirne des Arbeiters einen Strahl bescheidener Kraft und Größe erglänzen, denn sie nimmt einen Strahl von der Stirne Jesu Christi, um daraus eine Krone zu bilden für die Stirne des armen Arbeiters! Ja, die Religion hat für den armen Arbeiter die Asyle errichtet, wo die Mutter ihre Kinder hinbringt, wenn sie an die Arbeit geht; die Religion hat die Waisenhäuser für die armen Kinder des Volkes gebaut, wo die Kleinen eine zweite Mutter finden; die Religion hat ferner jene Stätten gegründet, die wir Hospitäler nennen, wo dem Arbeiter Erleichterung in seinen Schmerzen zu teil wird. Die Religion hat noch mehr getan; sie hat die Werkstätte zur Kapelle umgewandelt und den Arbeiter unter die Heiligen auf den Altar erhoben, eine Hirtin, einen Ackersmann! Da mag Cicero fragen, zu was der Arbeiter gut sei, was aus einem Arbeiter werden könne; die Religion wird ihm antworten, indem sie

auf die Legion der Martyrer und heiligen Jungfrauen hinweist, die sie aus der Arbeitsstube hat hervorgehen lassen.

Aber nicht bloß auf diese Weise zeigt die Religion ihre Freundschaft zum Arbeiter, sondern sie verklärt ihm auch die Arbeit. Damit die Arbeit des Menschen würdig sei, darf sie sich nicht auf eine materielle Kraftentfaltung beschränken, sie muß auch ein sittliches Verdienst begründen, sie muß zu einem des Menschen würdigen Ziele hinführen, sonst sinkt die Arbeit auf die Stufe der mechanischen Bewegung hinab, und was für ein Unterschied besteht alsdann zwischen der Maschine und dem Arbeiter, der sie leitet! Beide vereinigen sich zu demselben Resultate: der eine erhält seinen Lohn, der andere nichts. So war die Arbeit in dem Geiste der Alten gestaltet, so auch in dem Geiste einiger neueren Reformer, aber die Religion zieht da, wo andere nichts sehen als eine Spannung der Muskeln, eine Kraftanstrengung des Willens — sie zieht die Kraft eines freien Wesens in Rechnung, das in sich selbst wie in einem kleinen Kreise eingeschlossen ist.

Indem so die Religion die Arbeit verklärt, uns auf ihren wahren Zweck hinweisend, öffnet sie vor dem Auge des Arbeiters neue Aussichten; sie hält ihm seine schöne Zukunft vor und sagt ihm mit Jesus Christus: „Arbeite, aber nicht für die Nahrung, die uns nur vorübergehend stärkt, sondern für jene, die ewig bleibt. Vergiß nicht, daß deine Arbeit kurz ist, während der Lohn ein ewiger ist! Nicht diejenigen Dinge, die wir schauen, sollen wir hochschätzen und

lieben, sondern die, welche wir nicht sehen, denn die ersteren vergehen, während die letzteren unvergänglich sind!" Damit bezeichnet die Religion den Himmel als Lohn der Arbeit. Den Himmel! Ja, wenn der christliche Arbeiter am Abende ermüdet von des Tages Last und Hitze nach Hause kommt und sich den Schweiß von der durchfurchten Stirne wischt, dann sieht er nicht mit bitterer Trauer auf den kargen Lohn, den er sich verdient, sondern mit lebendigem Gottvertrauen ruft er aus: „Nein, das ist nicht der Lohn für meine Arbeit; mein Gott, der für mich am Kreuze starb, um mir den Himmel zu öffnen, hat gesehen was ich gelitten habe; unter seinen Augen habe ich mich abgemüht, und Er selbst wird dafür mein wahrer Lohn sein."

In diesem Lichte verliert die Arbeit jeden Schimpf, jeden allzugroßen Druck; sie ist eine Mühe, aber eine süße, weil eine trostvolle Mühe; sie ist ein Leid, aber ein glorreiches, weil ein gesegnetes Leid. Daher denn überall, wo das Christentum Eingang fand, jene intelligente und freie Arbeit, welche das Altertum nicht kannte und welche die Grundlage der modernen Zivilisation geworden ist. Das alte, feile Sklaventum hat sich in eine Krone der Freiheit, der Intelligenz und der Ehre verwandelt. Diese Ehre brachte das Christentum in die Wüsten des Orients, und der heilige Basilius, der geistliche Vater Tausender von Zönobiten, konnte ausrufen: „Das Wesen unseres Einsiedlerlebens ist ein Gebet, aber ein Gebet in Form der Arbeit." Die Zellen dieser Mönche waren wie ein Bienenstock, wo ein jeder in der Hand

das Wachs der Arbeit und auf den Lippen den Honig des Gebetes trug. Später sah das Abendland jene großen religiösen Genossenschaften entstehen, die unseren Boden bebauten und ihn mit den herrlichen Monumenten bedeckten, welche unser Jahrhundert bewundert, aber nicht nachahmt. „Nichts widersteht jenen Söhnen des heiligen Benedikt," sagt der Protestant Guizot, „welche die wahren Zivilisatoren Europas waren." Ich fürchte jedoch, daß wir nicht die ganze Größe des Opfers und des Heroismus begreifen, die nötig waren, um in die Gewohnheiten heidnischer und barbarischer Völkerschaften die Liebe zur veredelten und gerechtfertigten Arbeit einzuführen. Und doch nimmt die moderne Industrie von dieser Emanzipation der Arbeit ihren Ausgangspunkt. Die Schöpfungen dieser Industrie sind — man mag es leugnen oder nicht — ein ganz christliches Resultat; außerhalb der christlichen Nationen wird man vergebens nach etwas ähnlichem suchen. Vor Jesu Christo war der Fortschritt der Industrie aus zwei Gründen einfach unmöglich: der erste war, daß der Sklave, welcher die Arbeit besorgte, sich wenig um irgend eine Vervollkommnung seiner Arbeit kümmerte, denn es konnte ihm nichts daran gelegen sein, durch dieselbe mehr oder weniger zu gewinnen, weil dieser Gewinn ganz und ausschließlich anderen zu gute kam, nicht aber ihm. Der zweite Grund lag darin, daß diejenigen, welche die beiden zur Verbesserung der Industrie notwendigen Bedingungen, den Reichtum und das Wissen besaßen, die Reichen und die Gelehrten, einen Abscheu davor hatten, ihre Hände zur Arbeit

zu gebrauchen; zwischen der Stube des Gelehrten und der Werkstätte des Arbeiters bestand gar keine Verbindung. Aber von dem Augenblicke an, wo die Arbeit durch das Christentum emanzipiert ward, trat diese Verbindung ein; die Stube des Gelehrten wandelte sich in eine Werkstätte um, die Werkstätte in eine Fabrik und dann vermochte die Wissenschaft mit der Industrie verbunden jene Maschinen hervorzubringen, welche die Produktion verhundertfachten. Ja, ich wiederhole es und sollte ich selbst damit gewisse Industrielle und vor allem gewisse Gelehrte, die aus religiösen Vorurteilen den Schritten der allgemeinen Überzeugung nicht folgen wollen, in Erstaunen setzen, ich wiederhole es, die moderne Industrie ist eine Frucht der christlichen Arbeit, und was tut heutzutage mehr not, als daß Christus wieder unsere Industrie belebe, daß er mitten zwischen unseren Maschinen verweile, daß er in der Arbeitermasse umherwandle, denn was soll sonst aus uns werden? Betrachten Sie nur die moderne Industrie! Sie zeigt mit gerechtem Stolze die Vervollkommnung ihrer Produkte und ruft selbstgefällig von einem Ende der Welt zu dem andern die Menschen zur Bewunderung dieser Erzeugnisse auf den Weltausstellungen auf. Aber während ihre Hände voll von Reichtümern sind, verbergen sich unter diesem gefälligen Gewande schändliche Wunden und traurige Zeichen sind die Spuren ihrer Schritte. Ich staune vor der Pracht und der Herrlichkeit der modernen Industrie, aber ich frage Sie, wie manche Tugend ward dieser Herrlichkeit geopfert, wie mancher Schatz von Lebensunschuld ward um ihretwillen zu

Grunde gerichtet? M. H.! Sie erfreuen sich an den Fortschritten dieser Industrie und ich weine über ihre Zerstörungen! Sie zählen die Kronen und Medaillen, die sie davongetragen, und ich zähle die Ruinen, die sie aufgehäuft hat! Was ist aber ein Reichtum, der um den Preis der Sittlichkeit erworben wird? Was ist ein materieller Wohlstand, der schließlich die Volksmasse ohne Sitten läßt? Darum haben wir keine Ursache, uns einer Täuschung hinzugeben; entweder erhebt die Arbeit den Menschen oder sie erniedrigt ihn; entweder ist die Arbeit ein Mittel der Moralisation oder ein Mittel der Entehrung. Sie geben der Arbeit die schönste Frucht ihres Blutes, den schönsten Teil Ihrer Stadt, was aber tut die Arbeit? Wird sie eine Schule der Sittlichkeit oder der Unsittlichkeit sein? Werden diejenigen, die aus ihrer Schule hervorgehen, Jünglinge sein, auf die das Vaterland und die Familie wird zählen können, die für Vaterland und Familie eine Stütze abgeben oder werden es Jünglinge sein verzehrt von der Sinnlichkeit und der Zweifelsucht?

M. H.! Ich bin gewiß nicht hier erschienen, um auf die moderne Industrie den Bannfluch zu schleudern; wenn es sich aber um den Arbeiter handelt, um jenes arme Kind des Volkes, wie sollte ich da nicht auf die Klippen hinweisen, an denen sein armes Leben zerschellt! Das Übel liegt nicht in der Arbeit, es liegt nicht an der Organisation der Arbeit, das Übel liegt daran, daß die Arbeit wieder heidnisch geworden, daß sie nicht mehr Christum besitzt, um sich sittlich zu heben. Darum erhält man die öffentlichen

Ämter nur durch eine moralische Erniedrigung, darum ist die Lage der armen Arbeiter geworden, wie in den Tagen des Heidentums, wo die Arbeit eine Sklaverei war, indem die Bürger sich zu entehren glaubten, wenn sie ihre Hände der Arbeit widmeten; ja heutzutage sind sie noch unfreier, wie damals, weil sie ihre Seele in die Sklaverei gegeben haben. Heute glaubt der Arbeiter vielfach an keine Vorsehung mehr, sondern er sieht überall ein blindes Geschick, das sich darin gefällt, den armen Sohn des Volkes mit Geißeln zu schlagen, er sieht nur ein unabänderliches Los, unter das man sich, wenn auch mit Zähneknirschen, beugen muß. Und was ist die Arbeit, also betrachtet, anders als eine schmähliche Sklaverei?

Einige haben sich dem Studium der Arbeiterfrage hingegeben, aber mit so kaltem Blute, als handle es sich um eine algebraische Formel; und doch schließt dieses Problem das Los des größten Teiles unserer Mitbrüder in sich. Hören Sie nur jene Stimme, die sich aus der Mitte der arbeitenden Bevölkerung zum Himmel erhebt! Ist es ein Freudenruf oder aber ein Schrei der Trauer und der Verzweiflung? Hallt diese Stimme Zorn oder Schmerz wieder? Hat sie den Ausdruck der Drohung oder der Hoffnung? Wenn Sie ehrlich sein wollen, müssen Sie sagen: dieser Ruf ist voll Seufzer und Klagen, die weniger von materieller Entblößung als von einem geheimen Leiden verursacht sind. Ja, es hat sich eine Leere in der Seele des armen Arbeiters gebildet, eine Leere in seinem Herzen, und darum leidet er! Die Ver-

zweiflung öffnet sich vor seinem Geiste. Die Lehren, die nicht mehr in Gott das Vorbild des Arbeiters sehen wollen, die aus dem Arbeiter einen Feind Gottes gemacht haben, die ihm Jesum Christum entrissen, die diesen aus den Werkstätten und Fabriken entfernten, sollten ihn mit Glück und Hoffnungsfreudigkeit erfüllen; allein sie haben ihn auf den Weg der Verzweiflung getrieben! Da ihm nun einmal der Himmel verschlossen ist, denn das zukünftige Leben wurde ja in das Gebiet der Fabeln verwiesen, so verlangte er auf der Erde sein Paradies zu besitzen. Und darum müht er sich ab, hienieden Festlichkeiten, Vergnügen und andere Freuden zu genießen, und wenn diese Dinge ihm fehlen, dann wird er böse, er flucht und bewaffnet sich gegen die Gesellschaft und gegen sich selbst. Und was tut es hiernach, daß die Sekten sich damit brüsten, dem Arbeiter Brot und Kleider gereicht zu haben, wenn sie damit begannen, ihm die Hoffnung auf das künftige Leben aus der Brust zu reißen, das ihn mehr tröstet und erhebt als eine vorübergehende Unterstützung, die ihm Fremde, kalte Menschen gereicht haben?

M. H.! Was soll denn der Arbeiter beginnen, wenn er keinen hinreichenden Zügel für seine Leidenschaften besitzt? Das nahm man ihm, was ihn am Rande des Abgrundes zurückhalten konnte! Das nahm man ihm, was ein wenig Balsam in seine Wunden gießen konnte — und darum wirft er sich nunmehr den Orgien in die Arme und da vergeudet er denn seine Zeit, er vergeudet das Geld, die Hilfsmittel, die seine Familie, seine Kinder so sehr be-

nötigen, er verliert seine Ehre, seine Freiheit und endet im Gefängnis oder im Selbstmord.

II. M. H.! Nachdem die Religion dem Arbeiter seine wahre Würde enthüllt, nachdem sie ihn getröstet, indem sie ihm den Himmel geöffnet als Lohn für seine Arbeit, wendet sie sich an ihn und predigt ihm die Pflicht.

Aber, wird mir vielleicht jemand einwenden, ist es denn die Religion allein, die den Arbeitern die Pflicht predigt? Ich weiß es wohl, es gibt auch andere, die dem Arbeiter seine Pflicht vorhalten. Ja, es gibt viele, die dem Arbeiter von Familie, von Ehre, von Pflicht reden. Aber, meine Brüder, diese Worte, die einen so tiefen Eindruck machen, wenn sie dem religiösen Unterrichte entspringen, haben sie wohl denselben Sinn auf den Lippen anderer? Bemerken Sie wohl, wenn jemand diese Worte vor dem Volke spricht und dabei nicht von der Gesinnung Jesu Christi durchdrungen ist, so ist er nur ein leerer Schwätzer, er ist nur eine klingende Schelle; seine Worte mögen schön sein, aber die Erfahrung lehrt es, daß sie noch niemals einen bekehrt haben. Nur die Religion kann wirkungsvoll den Menschen ihre Pflicht predigen, da sie der Pflicht eine heilige Weihe gibt.

Welche Pflichten predigt denn die Religion dem Arbeiter? M. H.! Ich will hier nicht von der Sparsamkeit reden, nicht von der Regelmäßigkeit, der Ordnung, dem Fleiße bei der Arbeit; ich will nicht von den Pflichten gegen die Familie reden, denn jeder kennt sie; ich will nur an eine Pflicht erinnern,

jene, die das Evangelium uns lehrt, wenn es vom göttlichen Arbeiter, von Jesus Christus spricht. Und welches ist diese Pflicht? Die Unterwürfigkeit unter die gesetzmäßige Obrigkeit. Und diese, ihr Arbeiter, liegt in euerem eigenen Interesse, wenn ihr euere Freiheit, euere Würde bewahren wollet, denn wo es keine Obrigkeit gibt, gibt es auch keine Freiheit, die Autorität ist die unerläßliche Bedingung der Freiheit, und da wo die Autorität nicht geachtet wird, werdet ihr die Ungebundenheit, die Tyrannei finden, aber keine Freiheit.

In der Tat, heute predigt man dem Arbeiter eine Freiheit, die das Evangelium nicht kennt, die Freiheit des Bösen, die Freiheit des Irrtums, die Unabhängigkeit von jedem göttlichen und menschlichen Gesetze. Was ist aber hieraus gefolgt? Der arme Arbeiter hat sich wie ein zügelloses Roß in jegliche Knechtschaft gestürzt und überall findet er nur Ketten.

Mancher wird vielleicht hierüber lachen und sagen: „Das ist eine Lüge; und wenn es gerade keine Lüge ist, so ist es doch etwas derselben Ähnliches, ein Widerspruch.“ Sehen wir, ob in dem Gesagten ein Widerspruch oder eine Lüge zu finden ist. Ihr Arbeiter, gebet wohl acht! Und Sie, m. H., betrachten Sie den Arbeiter in der politischen, in der ökonomischen, in der religiösen und moralischen Ordnung, und dann beobachten Sie ihn in der Werkstätte und auf den öffentlichen Plätzen im Augenblicke der Rebellion. Ich frage Sie: Ist der Arbeiter etwa

frei in der politischen Ordnung? Nein, er ist ein Sklave des Parteigeistes, der ihn treibt, der ihn führt, der ihn leitet und manchmal gar einen Zerstörer aus ihm macht. Werden Sie etwa sagen können, daß Gewissensfreiheit in den Handlungen jener armen Arbeitermassen sich offenbart, die das Gewicht ihrer Stimmen in die Urnen werfen, von denen das Geschick der Völker abhängt, umgeben von so vielen ehrgeizigen Parteihäuptern, von so vielen trügerischen Schmeichlern? Werden Sie das Freiheit der Arbeiter nennen können? — Beobachten Sie ihn in der ökonomischen Ordnung. Der arme Arbeiter ist gar zu oft das Opfer seiner Arbeit, der Organisation der Arbeit. Die große industrielle Gesellschaft, die Herrin des Bodens und des Kapitals, hat ihn in ihren Sold genommen; sie bereichert sich von seinem Schweiße, und man könnte fast sagen, von seiner Ehre. Und daher, m. H., jene Faulenzer, die so oft die Fabriken in Schlachtfelder verwandeln und die dann in dem Tollhause oder im Elende ein klägliches Ende nehmen. — Betrachten Sie ihn in moralischer und religiöser Hinsicht, ist da der Arbeiter frei? Armer Arbeiter, sie haben ihm selbst den Sonntag genommen, der doch der Tag seiner Freiheit ist. Armer Arbeiter! Nachdem er die ganze Woche hindurch den Boden mit seinem Schweiße gebadet, den Boden, der ihm keine Frucht tragen sollte, nachdem er die ganze Woche ein bitteres Brot gegessen, hatte er doch einen Ruhetag notwendig; man hat ihm diesen Ruhetag genommen; um nicht Hungers zu sterben, sieht er sich gezwungen, den Tag des Herrn

in den Tag des Arbeitgebers zu verwandeln. — Beobachten Sie ihn in der Werkstätte: ist er da frei? Nein, m. H., auch da ist er unterdrückt; ich ziehe das Wort nicht zurück, er ist unterdrückt, nicht unterdrückt von seinem Herrn, bemerken Sie es wohl, denn in der Tat wird er von seinem Herrn nicht so gedrückt, als er wohl glaubt, aber er ist unterdrückt, wissen Sie von wem? Von den Irrtümern, den Vorurteilen, die in mancher Fabrik und mancher Werkstätte in sein Fleisch und Blut übergehen und die unter dem Vorgeben, alles zu vertreten, alle unterjochen. In einigen dieser Fabriken bildet sich eine fiktive, unverschämte und inquisitorische Majorität, die dem einzelnen jegliche Freiheit raubt. Hier ist keine Freiheit weder für das Gewissen noch für die Seele und nicht nur seine Handlungen werden genau überwacht, sondern man will selbst auf dem Grunde seiner Seele lesen, und diese Unterdrückung ist die allerschmählichste. — Beobachten Sie ihn auf der Straße im Augenblicke des Aufruhrs! Sagen Sie da, daß er frei ist? Auch da ist er unterdrückt, und zwar an erster Stelle unterdrückt vom Sieger, wenn der Aufstand nicht glückt, und wenn er glückt, von dem, der die Frucht seines Sieges pflückt; denn am Tage nach der Schlacht sieht er Männer auf der Bildfläche erscheinen, die, während der Arbeiter seine Brust den Kugeln aussetzte, sich wohl zu verbergen wußten, jetzt aber sich an die Spitze schwingen und die Früchte des blutigen Kampfes ernten, während er von einer armen, weinenden Mutter die schreckliche Wahrheit erfährt, daß in der Revolution immer

die Arbeiter im Stiche gelassen werden von jenen, die aus derselben den Nutzen zogen.

Suchen wir also diese armen Söhne des Volkes gegen ihre Feinde zu verteidigen! Sie zeigen ihre zerrissenen staubigen Kleider und rufen um Hilfe; und wenn niemanden diesen Ärmsten zu Hilfe eilen will, so werden sie sich Träumereien hingeben, denen schreckliche Enttäuschungen folgen.

Aber soll es denn kein Mittel geben, um die Arbeiter zu unterstützen und ihnen in ihrer traurigen Lage beizuspringen? Sollen wir vielleicht jene Nationalökonomen nachahmen, die gut zu tun glaubten, die Religion von der Arbeit zu trennen? Nein, um einen Menschen glücklich zu machen, um ihn mit seinem Schicksale auszusöhnen, um ihn zu vervollkommnen, darf man sich doch wahrhaftig nicht bloß an den einen Teil seines Wesens wenden, sondern man muß sein ganzes Wesen, alle seine Fähigkeiten zu befriedigen suchen. Der Arbeiter ist aber nicht bloß ein materielles Wesen, er ist ein vernünftiges und sittliches Wesen, darum tut es vor allem not, seine geistigen und sittlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und dies selbst vor den materiellen Bedürfnissen. Wenn aber die arbeitende Klasse dahin gebracht wird, daß sie nur auf die letzteren sieht, ohne alle Rücksicht auf Gott und die unsterbliche Seele, so wird sie keinen anderen Gott kennen, als das Geld; sie wird nur dahin streben, die Vergnügen, die sinnlichen Freuden um jeden Preis sich zu verschaffen, und sie wird diese Ziele mit allen Mitteln verfolgen, wenn sie nur nicht gerade dem Strafrichter in die Hände läuft. Das

aber heißt nichts anderes, als den Arbeiter in die Arme des Verbrechens und der Verzweiflung treiben. Woher kommen denn so viele schändliche Verbrechen, die einem die Haare zu Berge sträuben; woher kommen so viele Selbstmorde? Man poltert gegen den Arbeiter; doch nein, nicht gegen den Arbeiter, nicht gegen das Volk sollte man poltern, denn der wahre Schuldige ist nicht immer der, den man dafür hält, der, welcher im Gefängnisse sitzt, es ist der, welcher dem Arbeiter den Glauben an Gott, die Hoffnung auf die Zukunft raubt.

Eines Tages traf ich auf der Reise von Pistoja nach Bologna einen jungen Advokaten, der von dem römischen Kongresse für das Gefängniswesen zurückkehrte. Da ich ihn über die Gefängnisse reden hörte, sagte ich ihm: „Mein Herr, Sie sprechen von Gefängnissen, während Sie doch in demselben Atemzuge behaupten, daß der Mensch einem unwiderstehlichen Triebe unterworfen sei.“ Der junge Mann gab mir zur Antwort: „Aber, wir werfen ja die Menschen nicht deshalb ins Gefängnis, weil sie eine Schuld auf sich haben, sondern wir schließen sie ins Gefängnis ein, wie die wilden Tiere in den Zwinger, damit sie den anderen Menschen nichts übles zufügen.“

Wissen Sie, m. H., wer aus dem Menschen eine Bestie macht? Jene, die dem Menschen den einzigen Zügel rauben, der jene Triebe hemmen kann, und dieser Zügel ist die Religion!

So lernet denn, ihr Arbeiter, eure wahren von euren falschen Freunden unterscheiden! Haltet nie den

für euren Freund, der euch fremdes Gut verspricht, der, um eure Stimmen sich zu sichern, eurem Ehrgeize schmeichelt, den er gern zum Fußschemel benutzen möchte! Glaubet jenen nicht, die euch immer vom Fortschritte reden und diesen Fortschritt in der Loslösung von jeder Pflicht, besonders von der Pflicht gegen Gott, bestehen lassen! Beschränket eure Wünsche, bezähmt euren Ehrgeiz; suchet euer Los und das eurer Familie zu verbessern, aber in Ehren, mit Fleiß und Gerechtigkeit! Seid davon überzeugt, das Glück, die Ruhe, der Friede beruhen einzig auf der Erfüllung der Pflichten, vor allem gegen Gott den Herrn, denn nur von Ihm hängt der gute Ausgang eines Werkes ab! Machet euch nur immerhin die Erfindungen der Wissenschaft zu nutzen, aber vergesset eines nicht, daß Gott eure Arbeiten, euren Schweiß segnen muß!

Ohne Zweifel, man muß arbeiten, man muß die neueren Erfindungen sich dienstbar machen, aber hiermit ist der Erfolg noch nicht immer sicher gestellt, der Fortschritt führt auch Katastrophen mit sich im Gefolge. Betrachtet nur die Dampfmaschine! Wenn ihr sie vorübereilen sehet, rufet ihr aus: „Wie schön! Welch ein Fortschritt!" Wo sind jene Zeiten, wo man Tage gebrauchte, um eine Strecke zurückzulegen, die man heute in ebenso vielen Stunden durchmißt? Gewiß ist dieser Fortschritt schön; aber sehet da, die Maschine ist aus dem Geleise geraten, die Wagen liegen in Trümmern, Arme, Beine, Hände von zerfleischten Menschen erblickt man unter dem Trümmerhaufen, allüberall erheben sich herzzerreißende

Klagetöne aus der Mitte der Verunglückten! Sollten wir bei diesem Anblicke nicht fast versucht sein, dem Fortschritte zu fluchen? Ja, wir haben immer Gott den Herrn nötig, wir können nichts ohne ihn! Arbeiter, seid ihr vom Lande, so suchet nur euer Herz durch den christlichen Unterricht zu veredeln! In eurer Nähe steht der Ochse, der, obwohl er euch an Kraft übertrifft, doch zu euerem Dienste geschaffen wurde, und wenn er seine Dienste geleistet hat, wenn mit den Jahren seine Kraft verbraucht ist, dann wird er ein unnützes Werkzeug. Anders verhält es sich mit dem Menschen. Habet Vertrauen auf Gott, dienet ihm mit allen euren Kräften und ihr werdet den Lohn für eure Arbeit erhalten. Inmitten eurer Felder heftet den Blick nach oben und rufet des Himmels Segen auf euch herab! Seid ihr aber aus der Stadt, so könnet ihr freilich weniger frei euer Ange zu dem unermeßlichen Himmelszelte erheben; ersetzet es durch ein innigeres Vertrauen auf die Vorsehung Gottes, dann werdet auch ihr wieder freier aufatmen können. Wer gab euch den Geist, wer die Kraft, wer die Elemente, mit denen ihr arbeitet? Gott ist es, der wollte, daß ihr die Herren des Stoffes seid, aber nicht, daß ihr euch von dem Stoffe beherrschen lasset.

Aber dies genügt noch nicht! Man muß auch die moralische Größe mit den edlen Sitten und den geregelten Handlungen verbinden; die Arbeit allein tut es nicht, sie muß mit dem Gebete vereinigt werden. Gott will, daß wir religiös seien, das heißt, daß wir mit dem Ihm zu huldigen wissen, was wir von seiner

gütigen Hand empfangen haben. Darum, ihr Arbeiter, stellet euch selbst und eure Familie in den Schatten des christlichen Glaubens! Vergesset nie die Religion; sie ist es, welche die Devise des Arbeiters vervollständigen muß.

Manchmal sah ich wohl den Arbeiter stolz ein Banner emporheben, auf dem das Wort „Arbeit“ geschrieben stand. Aber die Arbeit allein genügt nicht; denn der Mensch benötigt nicht allein des Brotes für den Leib, er benötigt auch des Trostes für seine Seele. Darum muß man zu dem Worte „Arbeit“ noch ein anderes hinzufügen: „Eintracht.“ Die Eintracht macht stark, die Sympathie der Herzen gibt Kraft. Und während die Arbeit Brot verleiht, nimmt die Religion dem im Schweiße gebadeten Brote seine Bitterkeit. Während die Eintracht stark macht, gibt die Religion der Eintracht ihre wahre Grundlage, die Freiheit; man kann keine Eintracht auf dem Irrtume aufbauen, die Eintracht gründet sich einzig auf der Wahrheit.

So muß also das echte Banner des Arbeiters als Devise immer diese Worte tragen: „Arbeit, Eintracht, Religion.“ Wenn der Arbeiter unter diesem Banner einherschreitet, so ist er vielleicht nicht reich, aber auch niemals unglücklich!

SD
TECHNY, ILL.

Inhalt

	Seite
Vorwort	1
Vorwort zur sechsten Auflage	3
Pater Agostino da Montefeltro	5
Einleitung. — Die Wahrheit	9
I. Die Existenz Gottes	16
II. Wesen und Eigenschaften Gottes	29
III. Die Seele	46
IV. Die Geistigkeit der Seele	65
V. Die Unsterblichkeit der Seele	81
VI. Der Zweck des menschlichen Lebens	112
VII. Die Rechte Gottes	119
VIII. Die Religion	138
IX. Die Familie	157
X. Der Schmerz	179
XI. Die Hoffnung	200
XII. Die Sonntagsheiligung	222
XIII. Die Freiheit	251
XIV. Die arbeitende Klasse	272

WITHDRAWN

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BX1756.A45W31907 C001
DIE WAHRHEIT 6. AUFL. MAINZ

3 0311 00043 6084

545

WHEN taking out this book, please write name and date on card and place card in CARD-DROP.

PLEASE see that this book is returned ON TIME: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving MARKERS of any kind between the pages.